This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER
HN TIQW G

Phil 3820.1

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE BEQUEST OF

THOMAS WREN WARD

Treasurer of Harvard College
1830–1842

Spinoza.

Ein Denkerleben.

Von

Berthold Auerbach.

Neu durchgearbeitete, stereotypirte Auflage.

Mannheim,
Verlag von Bassermann & Mathy.
1854.

Phil3820.1 A

1860, June 25.
Ward Fund.
Vol. 4 1/8 + Binding Th. 10 =
21.21

25-12

Vorrede.

Achtzehn Jahre ſind es, ſeit ich dieſes mein erſtes Buch der Oeffentlichkeit übergab.

Ich erkenne es als ein hohes Glück, daß Schickſal und Bildungsgang mich in erſter Jugendzeit dahin drängten, mich in das Leben eines ſo erhabenen Geiſtes zu vertiefen, und daß mir hierzu jetzt von Neuem Veranlaſſung geboten wurde; daß ich ein andächtiges Jugendſtreben mit dem Eifer des Mannes wieder zu erfaſſen Gelegenheit hatte, das zähle ich zu meinen freudigſten Erlebniſſen.

In dieſer Empfindung habe ich das Buch nach Maßgabe meiner Kraft mit Sorgfalt durchgearbeitet.

Der große Genius hat das Recht und die Pflicht, die erſten Arbeiten ſeines Geiſtes unberührt ſtehen zu laſſen, da ſie als Denkmale ſeiner Entwicklungsgeſchichte eine Bedeutung haben. Wir anderen ſind meiner Ueberzeugung nach verpflichtet, den Leiſtungen des erſten Schaffenstriebes dadurch Berechtigung der Dauer zu geben, daß wir Gehalt und Geſtalt derſelben mit reiferer Erkenntniß möglichſt zu vollenden und abzuklären ſuchen.

Bei dem vorliegenden Werke kam noch in Betracht, daß eine ſolche gereifte Erkenntniß durch den Helden dieſer Darſtellung beſonders erheiſcht wird.

Und endlich mag noch hinzugesetzt werden, daß ich wol hoffen darf, mit der erneuten Arbeit vor ein neues Publikum zu treten.

Ich habe mich bemüht, Einfachheit und Correctheit in Gedanken und Ausdruck zu bringen; der Bau des Ganzen ist in seinem ursprünglichen Bestande gelassen.

Da neben dem sittenschildernden und culturgeschichtlichen Interesse das Genetische und Pragmatische hier vorherrschend ist, wurde dieß noch mehr geklärt und vertieft.

Ich war mir stets bewußt, wie schwer solches Unternehmen ist, wenn es nicht dahin kommen soll, daß man alte Säcke mit neuen Lappen flickt.

Letzteres wird der unbefangene Leser in dieser Darstellung hoffentlich nicht finden, und wer sich die Mühe geben will, beide Bücher zu vergleichen, wird mindestens meine redliche Hingebung nicht verkennen.

Seit dem ersten Erscheinen dieses Buches habe ich Spinoza's Werke mit der nach den Quellen bearbeiteten Biographie des Philosophen *) herausgegeben, und ich kann mich rücksichtlich seines Systems und seiner Lebensereignisse darauf berufen.

Ich lasse demnach die wissenschaftlichen und historischen Nachweise der ersten Auflage hier weg, denn ich glaube nicht ungerecht gegen mich zu sein, wenn ich bekenne, daß damals nicht nur das Verlangen, das Historische zu erhärten, mich solche Belege geben ließ, sondern auch ein Bestreben, den in Amt und Würde stehenden Genossen gegenüber beim ersten literarischen Versuche etwas Gelehrsamkeit zu dokumentiren **).

*) Spinoza's sämmtliche Werke ꝛc. (Stuttg. bei Scheible 1841, 5 Bde.) leider durch viele Druckfehler entstellt.

**) Ich muß es natürlich dahin gestellt sein lassen, inwieweit es mir gelungen ist, aus dem Geiste des Spinoza'schen Systems Aussprüche in das Leben zurück zu versetzen.

Nur zwei Stellen mögen hier ausführlich Raum finden, um es zu rechtfertigen, daß ich einerseits in theologischen Dingen später veröffentlichte Ergebnisse ausführlich oder im Keime in die Jugend zurückversetzte, und andererseits den Philosophen inmitten großer Schwankungen des Lebens und der Weltbetrachtung zeigte.

Im 9. Capitel des theologisch-politischen Tractats sagt Spinoza nach Darlegung seiner exegetischen Grundsätze:

„Ich bekenne, daß obgleich ich lange suchte, ich doch nichts dergleichen finden konnte. Und ich setze hinzu, daß ich hier

---

Es hieße, den besten Theil des Buches nochmals und zusammenhangloser geben, wenn ich alles einzelne seinen Schriften Entnommene ausführlich darthun wollte. Zur Erleichterung der Forschung und um hierauf bezügliche Mißverständnisse vorweg abzuschneiden, hier also nur einige Hinweise:

S. 130 über Maimonides und die Aristotelische Richtung wörtlich im Tractatus theolog. politicus pag. 98 (ich zitire nach der Gfrörer'schen Ausgabe, Stuttgart 1830) und auch pag. 201.

S. 146 über Christus viele Stellen im Tr. hier besonders pag. 94 u. wörtlich Schluß des 23. Briefes an Oldenburg.

S. 176 u. 177 aus der Vorrede zum theol. pol. Tractat. Auch sonst spricht Sp. oft von Alexander. So Tr. pag. 216 u. f. w.

S. 193 Ethices p. 4. prop. 67

S. 194 Ep. 23.

S. 198 Ep. 2.

S. 201 Einleitung zu den princ. phil. cartes.

S. 202 wörtlich aus de intellectus emendatione, pag. 505.

S. 203 Worte Ludwig Meyers aus seiner Vorrede zu den pr. phil. cart.

S. 240 ff. Tr. pag. 101, 114, 207 u. f. w.

S. 248 wörtlich Ep. 2.

S. 249 wörtlich Ep. 60.

S. 250 Ep. 50.

S. 253 Eth. p. 2 pr. 4. schol. p. 1 pr. 22 schol. 1 u. 2, p. 1. pr. 15 u. 18 u. f. w.

S. 300 wörtlich Ep. 74. Ich möchte wiederholt Geschichtsforscher darauf hinweisen, den Namen des Mannes zu ermitteln, auf den sich Spinoza hier bezieht

S. 305 Tr. pag. 131 u. 132.

S. 307 Tr. pag. 117 wörtlich.

S. 365 Tr. c. 15 besonders pag. 202.

S. 381 Ende. Eth. p. 5 pr. 42 schol.

S. 382 Eth. p. 3 Schluß der Einleitung.

S. 384 u. 385 Eth. p. 5 pr. 10 schol. wörtlich.

nichts ſchreibe, was ich nicht ſchon längſt und lange überdacht habe, und obgleich ich von Kindheit an mit den gewöhnlichen Meinungen über die Schrift erfüllt wurde, konnte ich ſie doch ſchließlich nicht gelten laſſen.“

Und mit der Unbefangenheit, die nur einem freien Herzen zuſteht, macht Spinoza in ſeiner Abhandlung „über die Ausbildung der Erkenntniß“ — nachdem er als das Ziel der allgemeinen Beſtrebungen: Reichthum, Ehre und ſinnliche Luſt dargeſtellt und ihre Nichtigkeit aufgezeigt — folgendes Selbſtbekenntniß: „Obgleich ich in meinem Denken dieß ſo klar begriff (daß der Gedanke der Einheit mit der Natur das höchſte Gut), konnte ich doch noch nicht alle Habſucht und Sinnengier und allen Ehrgeiz ablegen.“

Möge nun der Einblick in die Lebensbedingungen und in das Walten einer ſolchen Menſchennatur dem vorurtheilsfreien Leſer den Segen der Erhebung bringen, und ihn zur freien Erkenntniß ſeines eigenen Weſens und Geſchickes führen.

Ich weiß, wie viel mir dazu fehlt, um dem Meiſter in ſeinem Gange nachzugehen, aber ich nehme mir die Schlußworte ſeiner Ethik zum Troſte:

„Alles Hohe iſt ſo ſchwer als ſelten.“

Dresden, 12. Auguſt 1854.

Berthold Auerbach.

Inhalt.

		Seite
1.	Akosta	1
2.	Ein Freitagabend	13
3.	Der jüdische Dominikaner	24
4.	Die Synagoge	36
5.	Vater und Sohn	45
	Manuela	51
6.	Thalmud und Latein	94
7.	Der Friedens-Traktat	113
8.	Der Kabbalist	131
9.	Der Lucianist	150
10.	Benedictus sit	168
11.	Ein neuer Mensch	182
12.	Cartesianer	195
13.	Der neue Alliirte	207
14.	Die Hantierung	213
15.	Das Unausgesprochene	231
16.	Pantheismus	243
17.	Proselyten	267

Seite

18. Küſſen und Sterben 281
19. Stilleben 290
20. Confeſſionen 304
21. Mikrokosmus 316
22. Beſonderheiten 328
23. Miſſionäre 339
24. Der Bann 361
25. Freiwerben 371
26. Wundenmal 383
27. Epilog 391

1. Akosta.

Es war am Freitag Abende zu Ende April 1647 als in einem abgelegenen Winkel des jüdischen Friedhofes zu Amsterdam emsig geschaufelt wurde, um eine eben eingesenkte Bahre mit Erde zu bedecken. Kein Klagender stand dabei. Die Anwesenden theilten sich in verschiedene Gruppen, wo man bald von Begebenheiten des Tages, bald von Leben und Sterben dessen, der hier der Erde übergeben worden, sich unterhielt, und die am Grabe selber beschäftigt waren, sputeten sich schweigend und mit gleichgiltigen Mienen, denn schon mahnte die Sonne, die sich gen Westen neigte, daß es bald Zeit sei „das Antlitz des Sabbaths zu begrüßen." Nur zu Häupten des Grabes stand ein blasser Jüngling, der nachdenklichen Blickes die braunen Schollen in die Grube hinabwälzen sah. Mit seiner Linken zerpflückte er, ohne es zu wissen, die Knospen, die an dem glattgeschornen Buchenzaune hervorkeimten, und die es noch kaum gewagt hatten ihr Auge den warmen Blicken der wetterwendischen Aprilsonne zu öffnen.

„Junger Freund," redete in spanischer Sprache ein Fremder den Jüngling an, „Ihr seid wol der einzige Anverwandte dessen, der da unten ruht? Ich seh's Euch an, Ihr kanntet ihn gut, und könnt mir wol am besten sagen, wer es denn ist, der hier

wie ein Verpesteter eingescharrt wird, ohne Trauerwort, ohne Klage, ohne Seufzer. Ich bin fremd —"

„Ich bin nicht mehr mit ihm verwandt als Ihr" — sprach der Jüngling nach einigem Zaudern — „wofern Ihr, wie ich vermuthe, von Israels Stamm seid. Wohl müßt Ihr fremd und von fernen Landen hergekommen sein, da Ihr das Schicksal dieses Unglücklichen, Gottverlassenen nicht kennt. O! er war groß und herrlich und wie ist er in die Grube gesunken —"

„Ich bitt' Euch," unterbrach der Fremde, „macht es nicht wie die anderen die ich schon befragte, als ich von der Straße aus hierher einlenkte; erzählt. —"

„Kennt Ihr das Geschlecht der da Costa aus Oporto?" fragte der Jüngling.

„Wer hätte in Spanien gelebt, zu dem der Ruhm dieses Geschlechtes nicht gedrungen wäre? Die angesehensten Ritter trugen diesen Namen. Miguel da-Costa, nach dessen Tode seine ganze Familie aus Oporto verschwand, war einer der stattlichsten Ritter, die ich auf dem Turniere zu Lisboa gesehen; er war einst ein eifriger Anhänger unserer heimlichen Gemeinde gewesen." —

„Der nun dort endlich seine Ruhe gefunden," begann der Jüngling, „das war sein Sohn, und wie mein Vater oft sagte, in Gestalt und Haltung das vollkommene Ebenbild seines Vaters. Gabriel, so hieß er, war in allen ritterlichen Künsten geübt, in den Wissenschaften erfahren, besonders in der Jurisprudenz. Obgleich schon frühe von Religionszweifeln gemartert, hatte er dennoch in seinem fünf und zwanzigsten Jahre das Amt eines Schatzmeisters bei der Stiftskirche übernommen; da erwachte endlich sein Eifer für die angestammte Religion, und er verließ mit Mutter und Brüdern das Land, wo die Gebeine so vieler

ob unſeres Glaubens Erſchlagenen ruhen, wo Juden ohne Zahl vor Bildern knien und ſie küſſen, die ſie —" Hier hielt der Jüngling plötzlich inne, und horchte auf das Geſpräch zweier die am Grabe ſchaufelten.

„Gott verzeih mir meine Sünden," ſprach der eine, „aber ich bleibe doch dabei, der Böſewicht hätt' es nicht verdient, daß er noch am Freitag Abend begraben wird; nun iſt er, weil der Sabbath eintritt, von den Qualen der erſten Verweſung erlöst. Jetzt, wenn ſeine Seele hinüberkommt, kommt er zum gedeckten Tiſch, er braucht auch nicht alsbald in das Gehinom (die Hölle) einzuſpazieren, denn am Sabbath dürfen ja alle Böſewichter von ihren Qualen ruhen; ich hab's ja geſagt, man ſolle ihn liegen laſſen bis Sonntag Morgen, wär' immer noch Zeit genug für die Beſcheerung die auf ihn wartet, und am Ende verleitet er uns noch in ſeinem Tode ein Loch in den Sabbath hinein zu arbeiten. Drum mach' hurtig, daß wir fertig werden."

„Ja, ja," entgegnete der andere, „der wird ſich wundern, wenn er hinüberkommt, und ihn die Würgengel mit feurigen Ruthen peitſchen; da wird er's doch wol glauben, daß es noch eine andere Welt gibt, was er ſein Lebtag nicht einſehen wollte. Meinſt du nicht auch?"

„Ich bitt' Euch, erzählt mir weiter," ſprach der Fremde.

„Ihr habt's gehört, was die da ſagten," erwiederte der Jüngling, „und der Kleine dort mit dem hohen Rücken, der jetzt ſo über ihn ſchimpft, hat viel Gutes von ihm genoſſen, denn ſeine Mildthätigkeit war ohne Grenzen. Doch, ich will Euch ſchnell noch weiter erzählen. Gabriel kam hieher nach Amſterdam, unterwarf ſich allen Vorſchriften und trat in unſern Glauben ein. Er führte von nun an den Namen Uriel Akoſta. Er befolgte eifrig was geſchrieben ſteht: „Du ſollſt darin forſchen Tag und Nacht." Man hat

mir oft erzählt, es war rührend anzusehen, wie der stattliche Mann es nicht verschmähte, selbst von einem kleinen Jungen sich im Hebräischen und in der heiligen Schrift unterweisen zu lassen. Aber bald ist ein unheiliger Geist in ihn gefahren, und er begann zu spotten über unsere frommen Rabbinen. Ihr habt's so eben hier gehört, daß er einer von denen war, welche die Grundlehren leugnen; er hat die Sünden seines Herzens in Schriften niedergelegt und sie noch durch das göttliche Wort begründen wollen. Rabbi Salomon de Silva, unser berühmter Arzt, hat seine Lügenlehren widerlegt. Akosta wurde in den Bann gethan, er befreite sich davon durch Widerruf. Aber der Widerspruchsgeist in ihm ruhte nicht; er widersetzte sich nicht nur unserer heiligen Religion, indem er, wie sein eigener Neffe von ihm aussagte, den Sabbath entweihte und verbotene Speisen genoß, zwei Christen, die zum Judenthum übertreten wollten, solches auf's höchste widerrieth, sondern er sprach sich auch noch öffentlich gegen alle Religion als ein wahrer Gottesleugner aus. Sieben Jahre lang weigerte er sich, den Vorschriften unserer Religion nachzuleben, und sich der Buße, die ihm auferlegt würde, zu unterziehen. Er sollte in den großen Bann gethan und auf ewig aus unserer Gemeinde ausgestoßen werden. Auf Zureden seines ehemaligen Freundes, des frommen Rabbi Naphthali Pereira, unterwarf er sich dem Ausspruch des Beth-Din (kirchliches Rabbinengericht) und trug alle die harten Strafen, die man über ihn verhängte. Mein Vater hat oft gesagt: hätte Akosta für unsere Religion in die Schlacht ziehen dürfen, er wäre freudigen Muthes für sie in den Tod gegangen; aber für sie leben konnte er nicht. — Häusliche Zerwürfnisse, die Auflösung seiner Verlobung mit einer Tochter des Josua di Leon zerrütteten seinen Geist vollends. Er hat als Testament

eine Beſchreibung ſeines Lebens hinterlaſſen, worin er ſich zu vertheidigen ſucht; wenn Ihr aber in Amſterdam verweilt, könnt Ihr noch manches Andere über ihn vernehmen. Schon ſeit langer Zeit ſprach er ganz gegen ſeine frühere Weiſe faſt mit Niemanden mehr ein Wort; man hielt es für Reue, aber er brütete auf neue Unthat. Den Rabbi Naphthali Pereira, mit dem er einſt ſo vertrauten Umgang gepflogen, den mied er jetzt, denn er hielt ihn für den Urheber ſeiner Leiden und ſeines Mißgeſchicks. Geſtern früh, als der Rabbi aus der Synagoge heimkehrt und an Akoſta's Haus vorübergeht, ſchießt der Abtrünnige mit einer Piſtole nach dem frommen Manne. Er war ſonſt ein guter Schütze und ſoll in ſeiner Vaterſtadt deshalb berühmt geweſen ſein, aber ein Engel vom Himmel muß ſeinen Arm erfaßt haben, denn es iſt wunderbar, daß er den frommen Mann nicht beſchädigte! Er ſcheint Alles vorbedacht zu haben, denn gleich darauf ergriff er eine zweite geladene Piſtole und ſchoß ſich in den Mund, daß ſein Gehirn bis an die Decke hinauf geſpritzt ſein ſoll. Darum wird er nun ſo ehrlos —"

„Baruch!" unterbrach hier den Jüngling eine lange Geſtalt die ſich ihm näherte, „Baruch, komm', es iſt Alles fertig, wir wollen mit unſerm Lehrer heimgehen."

„Ich komme, Chisdai," erwiederte Baruch, verbeugte ſich vor dem Fremden und ging zu der Stelle, wo die verſammelten Anweſenden das in aramäiſcher Sprache verfaßte Gebet für die Auferſtehung der Todten und den Wiederaufbau Jeruſalems ſprachen. Beim Herausgehen aus dem Friedhofe raufte ein Jeder dreimal Gras aus dem Boden, warf es über dem Kopfe hinweg hinter ſich und ſprach hiebei in ebräiſcher Sprache die Worte: „Sie ſproſſen aus der Stadt wie das Gras des Feldes" (Pſ. 72, 16.).

Vor dem Friedhofe wusch man sich mit bereit gehaltenem Wasser dreimal die Hände, um sich von der Berührung der Dämonen, die auf dem Todesacker hausen, zu reinigen. Dabei mußte man den Vers (Jes. 25, 8.): „den Tod verschlingt er auf ewig ꝛc." sprechen. Jetzt erst machte man sich auf den Weg nach Hause; aber auch beim Gehen mußten noch dreimal die Verse von Ps. 90, 15. und Ps. 91 gesprochen werden. Dem Ritus gemäß mußte man sich jedesmal beim Beginn der Verse auf einen Stein oder Rasen setzen, bis der erste Vers gesprochen war, dann förderte man wieder betend seine Schritte. So gingen Baruch und Chisdai, ihren Lehrer Rabbi Saul Morteira in der Mitte.

„So mögen alle deine Feinde zu Grunde gehen, Herr!" (B. d. Richt. 5, 31.), sprach Chisdai endlich. „An diesem Stolzen hat sich das Strafgericht Gottes wieder in aller seiner Macht geoffenbart. Du hast seine Büßung nicht gesehen, Baruch, auch ich wünsche, daß mein Auge nie mehr solches erschaue. Ein sündiges Mitleid regte sich Anfangs in mir, bis ich reuevoll einsah, daß die Menschen verpflichtet sind, die Geißel Gottes zu schwingen. Unvergeßlich ist mir Alles. Ich sehe den Abtrünnigen vor mir, wie er im weißen Sterbehemde öffentlich in der Synagoge sein Sündenbekenntniß ablas, das war nicht seine gebieterische Stimme von sonst, er trug seine Stirne nicht mehr so übermüthig hoch; aber was nützte es, daß er, wie der Prophet Jesaias sagt, sein Haupt wie Schilf beugte? Und wie er dann in die Ecke geführt wurde, wie man seine Simsonsarme an die Säule festband, wie man seinen breiten Rücken entblößte, das Alles seh' ich noch so deutlich vor mir, als ob es jetzt vor meinen Augen geschähe. Der Chacham stand neben dem Küster und sprach den Vers (Ps. 78, 38): „Der Allbarmherzige vergiebt Sünden, schonend wendet

den Zorn er, dämpft ſeinen Grimm er.“ Dreimal ſprach er die dreizehn Worte und bei jedem Worte gab der Küſter dem Abtrünnigen einen Schlag auf den entblößten Nacken. Nicht den geringſten Schmerzenslaut ließ er vernehmen, und als er die gebotene Zahl längſt erhalten hatte, lag er noch immer regungslos da, ſein Mund küßte den Boden, den ſein Fuß zu betreten ſich geweigert hatte. Endlich wurde er wieder angekleidet und an den Ausgang der Synagoge geführt; dort unter der Thüre mußte er hinknieen, der Küſter hielt ihm den Kopf, und ein Jeder, der aus der Synagoge ging, ſetzte den Fuß auf ſeinen mit Schwielen beſäten Rücken und ſchritt über ihn weg; ich machte mich ſchwerer als ich auf ihm ſtand, daß er meinen Tritt auch fühlte. Ich ſage dir, es iſt ſchade, daß dein Vater gerade jenen Tag mit dir vereiſte; ich ſah ihn dann, wie er, da Alles fort war, ſich aufraffte, nochmals in die Synagoge zurückging, die heilige Lade ſtürmiſch aufriß und lange hinſtarrte auf die Geſetzesrollen, bis ihn der Küſter ans Weggehen mahnte. „Sind mir die Himmelsthore jetzt wieder offen?“ fragte er, und mir war's, als ob er ein gellendes Gelächter dabei ausſtieße. Er hüllte ſich in ſeinen Mantel und ſchlich nach Hauſe. Gottes Wege ſind gerecht! Er iſt in die Grube gefallen, die er andern gegraben. So müſſen ſie Alle zu Grunde gehen. Er iſt verloren hier und dort.“ Chisdai ſchielte nach ſeinem Lehrer, um aus ſeinen Mienen den beifälligen Lohn ſeines heiligen Eifers zu leſen; dieſer aber ſchüttelte nachdenklich den Kopf und ſprach noch leiſe das Gebet vor ſich hin.

Baruch hatte ſchon zweimal den Mund geöffnet um ſeinem Mitſchüler zu antworten; doch in der Furcht, er könnte den Sünder aus Mitleid mit ſeinem Schickſale zu warm vertheidigen, hatte er geſchwiegen. Als er aber jetzt das Mißfallen ſeines Lehrers

ſah, ſprach er ermuthigt: „Du ſcheinſt das Beiſpiel der Frau des Rabbi Mejir nicht nachahmen zu wollen.“ — Er deutete hiemit auf jene Erzählung im Thalmud, wo die Frau in dem Verſe (Pſ. 104, 35): „O daß die Sünder von der Erde vergingen, auf daß die Gottloſen vernichtet wären“ das Wort „Sünder“ in „Sünden“ verwandelte — und fuhr dann fort: „Wo giebt es einen Gerechten auf Erden, der nur Gutes thue und nicht ſündige? (Pred. 7, 20.) Auch ich verabſcheue jene Lehren, die den wirren Uriel verleiteten —“

„Du darfſt ſeinen Namen nicht mehr nennen, er iſt ausgelöſcht,“ unterbrach Chisdai und Baruch fuhr fort:

„Er hat ſeine Lehre ſelbſt damit verworfen, da ſie ihn zum Selbſtmorde führte. Da er noch lebte, haben ihn die Menſchen gerichtet; nun er todt iſt, darf nur Gott ihn richten.“

Der Rabbi nickte Baruch zu, ohne ein Wort zu ſagen, da er noch immer mit dem Sprechen des Pſalmes beſchäftigt war.

„Es ſteht ja aber auch geſchrieben,“ ſprach Chisdai trotzig, (Spr. 10, 7.): „Der Name der Gottloſen ſoll verfaulen.“

Lautlos gingen die drei noch einige Minuten neben einander, ein Jeder von eigenthümlichen Gedanken bewegt. Endlich brach der Lehrer ſein Schweigen und erklärte, daß das geoffenbarte Geſetz keine Abtrünnigkeit dulde, denn darum habe es Gott mit ſeinem Finger geſchrieben und uns überliefert, daß wir Alle darnach leben. Wer nach den Eingebungen ſeiner Vernunft leben zu können vermeint, leugnet damit die Nothwendigkeit der Offenbarung, leugnet ihre Wahrheit und verhöhnt ſomit das Geſetz, das ihn treffen muß. „Es giebt wol Menſchen,“ ſchloß der Rabbi, „die da ſagen: laßt Jeden denken und glauben, wie er's vor ſich verantworten kann — dieſe ſind ſelbſt ohne daß ſie es wiſſen, ab-

gefallen. Wir dürfen Niemand, der in unſerm Glauben geboren iſt, ſeinem Verderb überlaſſen, der auch unſer Verderb ſein würde. Können wir ihn mit Worten zu Reue und Buße zurückführen, ſingen wir Halleluja; bleibt er verſtockt und widerſpenſtig, ſo zerreißen wir unſer Kleid, er iſt todt, er muß ſterben oder den Satan in ſeinem Herzen tödten. Wir zwingen ihn mit aller Macht, die uns Gott gegeben."

„Man zwingt ihn, bis er ſagt: Ich will," ſchaltete hier Chisdai aus dem Thalmud ein und der Rabbi fuhr fort:

„Können wir den Lügengeiſt nicht von ihm trennen, ſo vertilgen wir ihn ſelbſt mitſammt ſeinem Satan. Wo kein Wort mehr ausreicht, hat uns der Herr den Stein gegeben um zu ſteinigen. Laßt euch nicht verleiten von denen, die jetzt weichen Herzens ſind über das Ende des Abtrünnigen dort und mitleidig ſagen: man hätte ihn ſchonen, ihn nicht ſo weit treiben ſollen. — Es iſt ihm wohl geſchehen, daß er nicht länger ſündigen durfte."

Es mußte ſich eine eigenthümliche Gedankenfolge in Baruch gebildet haben, denn er fragte nach einer Pauſe:

„Wo iſt in der heiligen Schrift der Selbſtmord verboten?"

„Was das wieder für eine Frage iſt!" antwortete der Rabbi mürriſch und Chisdai ſetzte hinzu:

„Es heißt ja im ſechſten Gebote: Du ſollſt nicht morden Ohne Beiſatz, und das heißt weder einen andern noch dich ſelbſt."

„Du kommſt heute wieder auf ſeltſame Querfragen," ſagte der Rabbi meiſternd zu Baruch. Dieſer konnte nicht erklären, was ihn bewegte. Der Fremde hatte ihn aus ſchweren Gedanken herausgeriſſen als er am Grabe des Ketzers ſtand und in die Grube hineinſtarrte, darein man den Leib verſenkte, es war ihm, als ob man ſeinen eigenen Körper verſenkte und ſein Geiſt irrte

fragend und klagend durch die Welt: Ist das das Loos des Abirrenden, daß man ihn in den Abgrund stößt? Wer kann einer fremden Seele gebieten, wer seiner eigenen, daß sie den Weg innehalte, der vorgeschrieben ist? Wie unzerstörbar muß in dem Eingescharrten sein Denken gewesen sein, daß er um seinetwillen Anderen den Tod zu geben trachtete und sich selber den Tod gab? Wer darf hier richten und verdammen?

Die Ansprache des Fremden hatte solch schweres Sinnen unterbrochen, die Worte des Rabbi auf dem Heimwege hatten aufs Neue den scharfen Gegensatz erweckt und jetzt tauchte eine Erinnerung in der Seele des Jünglings auf: Vor Jahren, als er hier zum erstenmale unter den Grabhügeln gestanden, hatte eine tiefe Wehmuth das Herz des Knaben beschlichen. Man begrub damals den Oheim Immanuel, der immer krank und an das Haus gebannt, sich viel mit den Kindern abgab und sie zu Boten seiner Wünsche an die Außenwelt machte. Als nun alle Leute den Friedhof verlassen hatten, der eine in die Schule, der andere nach dem Hafen oder auf die Börse und wieder andere nach ihren Werkstätten und Kaufläden gingen, drinnen in der Stadt sich das laute Getümmel fortbewegte, als wäre nichts geschehen, da erzitterte das Herz des Knaben, denn die Frage regte sich in ihm: wie kann Alles so ununterbrochen fortbestehen, da ja der Oheim nicht mehr zu Hause ist? Stundenlang weinte der Knabe im öden Zimmer des Verstorbenen, dessen Fenster alle weit offen standen wie noch nie, und er schalt über die Leute, die den kranken Mann da draußen liegen ließen und thaten als ob man von gar keinem Oheim wüßte. Die Mutter — denn dem Vater durfte er solches nicht klagen — suchte ihn zu beruhigen und ihm zu erklären, daß der Oheim nicht mehr allein

und nicht mehr krank sei, vielmehr gesund und wohlauf droben bei Gott und allen seinen Vorfahren und allen guten Menschen. Der Knabe konnte das nicht fassen und schrie immer: ja, du hast's nicht gesehen, sie haben ihn in eine tiefe Grube hineingelegt und viel große Erdschollen auf den Schrein geworfen, worin er geschlafen hat; er ist gewiß aufgewacht und jetzt kann er nicht mehr heraus. Die Mutter suchte dem Knaben zu erklären, daß nur der Körper begraben, die Seele aber bei Gott sei. Der Knabe ward beruhigt, Wochen lang mußte er aber noch oft bei Sturm und Wetter plötzlich daran denken: wie geht es jetzt wol dem Oheim draußen in der Erde? . . . .

Seitdem war er am Grabe der Mutter gestanden und hatte sich ihrer trostreichen Lehre erinnert. Heute aber am Grabe Akosta's waren jene Erinnerungen von der Beerdigung des Oheims aufs Neue erwacht. Der Abgefallene, den man hier einscharrte, war sein Leben lang von jenem Schmerzgefühle nicht verlassen, das das Herz erzittern macht.

Wie kommt es, daß Kindern und Abgefallenen sich dieselben Fragen aufdringen? Ist es, weil die einen noch nichts wissen von den geoffenbarten Lehren und die anderen sie freiwillig abwerfen und aus sich selbst die Fragen zu lösen vermeinen? Wer darf strafen wegen solchen Ringens? . . .

„Sei nicht allzu gerecht und klügle nicht allzu sehr, warum willst du verderben?" Diesen Vers aus dem Prediger Salomo's (7, 17) sprach sich Baruch im Innern vor und war stille.

Man war am Hause des Rabbi angelangt und dieser erinnerte seine Schüler mit bedeutungsvoller Miene, daß morgen der sechste Ijar sei. Man trennte sich, ein jeder begab sich nach Hause, um noch rasch die Kleider zu wechseln und in die Synagoge zu eilen. —

In die offene Erde fällt ein Samenkorn, eine Scholle zerbröckelt und deckt es zu, und Niemand gedenkt wie es keimt und Wurzel schlägt, dem forschenden Auge verborgen. Wol mag auch das Menschenleben solchem verhüllten Wachsthume gleichen, und seine Gesetze sind noch minder offenbar; nur das Gewordene will sich fassen lassen, nicht das Werden selbst, die Forschung vermag nur, immer mehr Absatzpunkte in diesem zu erkennen.

Und wiederum erwächst keine Frucht als solche aus einer andern, das Samenkorn muß die Wandlungen des Lebens erneuen, muß keimen und sprossen, Halm, Strauch und Baum werden, um siebenfältig und hundertfältig die Frucht zu erzeugen, die allzeit das Leben neu nährt.

2. Ein Freitagabend.

In dem Eckzimmer des hohen Hauses mit den großen Bogenfenstern und der reichen Stukkaturarbeit, das auf dem Burgwall ohnweit der Synagoge stand, herrschte an jenem Abend eine ungewöhnliche Pracht und Lichtfülle. Die silberne in der Mitte des Zimmers hängende Lampe, deren seltsame Arabesken sonst von einem Flore eingehüllt waren, glitzerte hell im Widerschein der sieben Lichter, die kreisförmig an ihr brannten. Sie hatten der Herrlichkeiten noch gar viele zu beleuchten: die Polster der kunstreich geschnitzten Sessel hatten ihre werkeltägigen grauen Ueberzüge abgestreift und boten die Farbenpracht ihrer gold- und seidengestickten Blumen und Vögel dem Auge des Beschauers, so daß man dem bunten Teppiche, der auf dem Boden ausgebreitet lag, kaum einen Blick widmen mochte. Die glänzenden Trinkschalen und Gläser, die in gleichmäßiger Ordnung auf den Schränken standen, spiegelten das Licht in mannigfachen Strahlenbrechungen zurück. Vom Ofen her durchwürzte ein leiser Duft von Sandelholz die Atmosphäre des ziemlich geräumigen Zimmers, in dessen Mitte, gerade unter der Lampe, ein runder Tisch stand. Er war mit röthlich geblümten Linnen bedeckt, die silbernen Becher und Krüge schienen einer kleinen, aber heitern Gesellschaft zu harren. An der Wand gegen Osten hing ein auf vergilbtem

Pergament gezeichnetes Bild, und drüber ſtanden mit goldenen Buchſtaben die ebräiſchen Worte: Von dieſer Seite weht der Hauch des Lebens. Ein vom Alter gebräunter Rahmen umſchloß die halbverwiſchten Umriſſe, aus denen jedoch das Bild einer alten Stadt noch erkenntlich war; drunter ſtand in ebräiſcher Sprache: „Und die übrigen Völker um euch her ſollen erfahren, daß ich der Herr bin, der da bauet was zerſtöret, und pflanzet was verheeret war. Ich der Herr ſage es und thue es auch.“ (Heſ. 36, 36). Es war die alte Gottesſtadt Jeruſalem, und wol manches Auge, das ſchon längſt vermodert im dunkeln Schoos der Erde, hatte durch Thränen der Trauer oder mit dem Freudenblitze der Sehnſucht auf dieſem vergilbten Pergamente geruht. — Sonſt war kein Bild zu ſchauen innerhalb der vier Wände, die mit reichen Tapeten geſchmückt waren; aber einem Bilde glich eine ruhende Mädchengeſtalt auf der Ottomane. Das runde Köpfchen nachläſſig auf die Rechte geſtützt, deren Finger ſich in den kunſtlos herabwallenden ſchwarzen Locken verloren, lag ſie unbeweglich da; vor ihr lag das Gebetbuch aufgeſchlagen, ihr Auge ſchweifte über daſſelbe hinweg und ſtarrte hinein in die Umgebung. War's Andacht, war's der Gedanke an Gott, in dem ihre Seele ruhte? war's eine holdſchimmernde Erinnerung, die vor ihr auftauchte, oder ſind's traumhafte Bilder der Zukunft, die ſie umgaukeln und jenes engelhafte Verlangen um die Roſenlippen legen und den Pulsſchlag des Herzens verdoppeln? Oder iſt es jenes unbewußt ſelige Traumwachen, welches das Mädchen, das zur Jungfrau reift, ſo oft überraſcht und namen- und gegenſtandloſes Verlangen in ihm erregt? — Eine ſabbathliche Stille ruhte auf der ganzen märchenhaft geſtalteten Umgebung. —

„Ich glaub's, daß du müd biſt, Miriam, iſt gar kein Wun-

der," ließ sich eine näselnde Stimme vernehmen, indem sich die Thüre öffnete. Miriam sprang hastig auf, strich sich die Haare aus der Stirne, küßte inbrünstig das Gebetbuch, legte es auf das Fenstersims, und lockerte schnell die Ottomane wieder auf.

„Nun? was ist das für ein Schreck? Meint einer es käm' eine Hex. Es ist wahr, man kann an mir erschrecken wie ich aussieh; hab' noch nicht Zeit gehabt meine Schmutzkleider auszuziehen. Das heißt aber auch einmal geschafft." So sprach die alte Chaje, und in der That, ihr ganzer Aufzug konnte zu der Bezeichnung, die sie sich selber beilegte, auffordern. Eine in Rauch gebräunte Haube bedeckte ihre grauen Haare genugsam; nur einzelne lockere spannen sich vorwitzig wie Herbstfäden über das runzliche Gesicht herab; ein Kohlenstreif auf der linken Wange bis über die Hälfte der Nase war von Miriam bemerkt worden, und die Chaje war eben vor dem Spiegel beschäftigt, um denselben abzuwischen. „Du hast ganz recht gethan," fuhr sie fort, während sie sich mit ihrer Küchenschürze abtrocknete, „du hast ganz recht, daß du dich ein bischen niedergelegt hast. Für was steht das Ding das ganze Jahr da und wird nicht gebraucht? Ich wollt', ich könnt' mich jetzt gerad in's Bett legen, ich wollt' gar nichts zu Nacht essen, so müd bin ich; ja, wenn man bald achtzehn Jahr in Einem Dienst ist, spürt man die Strapatzen, sie setzen sich nicht in die Kleider. Du wirst auch müd sein, zehn mal 'rauf und 'runter, alles selbst ausräumen, dem Fremden sein Bett zurecht gemacht, es ist keine Kleinigkeit; es ist aber jetzt auch Alles proper, er wird sich verwundern. Wie gut ist es, daß du den Fisch noch gekauft hast. Wein, Fisch und Fleisch, das hat der Arme unter den Armen jeden Sabbath; ohne Fisch ist kein rechter Sabbath, es steht ja auch in der Thorah. Du bist so eine gute Hauswirthin, daß du bald heirathen darfst;

du ladst mich doch auch zur Hochzeit? Mach nur, daß du keinen solchen kleinen Schlemiehl bekommst wie deine Rebekka. — Hast du gesehen, wie der Baruch heut' wieder aussieht? Als ob er schon zehn Jahr' unter dem Boden gelegen hätt'. Ich fürcht', ich fürcht', das viele Lernen kann ihm, Gott bewahre! an seiner Gesundheit schaden. Tag und Nacht nichts als Lernen und Lernen, wo soll das hinaus? Mein Bruder Abraham hat einen Sohn gehabt, der war so gescheit wie Ristotles, der hat auch zu viel gelernt, bis er sich am Ende ganz hintersinnt hat. Doch still, ich glaub' die Synagog ist schon aus, ich muß gehen, ich darf mich vor keinem ehrenhaften Judenkind sehen lassen wie ich daherkomme, sie kommen schon die Stieg herauf" — und hiemit huschte sie zur Thüre hinaus.

Miriam war froh, die leidige Schwätzerin los zu sein. Ihr Vater, der Fremde, den wir auf dem Friedhofe mit Baruch im Gespräche gesehen haben, und Baruch selbst traten ein. Miriam ging ihrem Vater entgegen, neigte sich vor ihm, und dieser legte beide Hände auf das Haupt seiner Tochter und segnete sie leise mit den Worten: „Der Herr mache dich gleich den Erzmüttern Sarah, Rebekka, Rahel und Lea!" Auch seinen Sohn Baruch segnete er und sprach dabei leise: „Der Herr mache dich gleich Ephraim und Menasse." (Gen. 18, 20.) Der Vater und Baruch sangen einen kurzen Gesang, worin sie die Schaar der Engel begrüßten, die jedesmal am Sabbath in's Haus des Juden einziehen. Der Ton des Vaters klang wehmüthig, als er hierauf in üblicher Weise mit dem Sohne das Frauenlob (Spr. Sal. Cap. 31, V. 10.) „Wer ein tugendhaftes Weib gefunden" sang. Die Schönheit und der wohlgeordnete Friede des Hauses war noch wie ehedem, die Hausfrau hatte ihm Bestand gegeben, sie selber

aber war durch den Tod entriſſen. Doppelt ſchmerzlich war ihr Gedenken in der Freude des Sabbaths.

Der Fremde betrachtete das an der Wand hängende Bild.

„Kennſt du es noch, Rodrigo?“ ſagte der Vater, nachdem er die leiſen Gebete beendigt, „es iſt ein altes Erbſtück und hing einſt in unſerer Kellerſynagoge zu Guadalajara; ich habe es mit vieler Gefahr gerettet.“

Während die Beiden nun von ihren ehemaligen Zuſammenkünften ſprachen, ſtanden Baruch und Miriam am andern Ende des Zimmers.

„Du machſt ja heute wieder ein furchtbar finſteres Geſicht,“ ſagte Miriam und ſtrich dem Bruder mit ihrer zarten Hand die Haare aus der Stirne; „da komm an den Spiegel.“ Baruch faßte die Hand der Schweſter und hielt ſie feſt, er ſprach kein Wort und lauſchte mit Miriam auf das Geſpräch der Männer.

„Das iſt eine Fügung Gottes, wofür ich ihm ewig danke, daß ich dich ſogleich beim Vorübergehen erkannte,“ ſagte der Vater zu dem Fremden; „alſo du kennſt meinen Baruch ſchon? Siehſt du, das iſt meine jüngſte Tochter. Wie alt biſt du jetzt, Miriam?“

„Nur ein Jahr jünger als Baruch,“ ſagte das Mädchen hocherröthend.

„Närriſche Antwort,“ ſagte der Vater. „Sie iſt, glaub' ich, vierzehn Jahr alt. Ich habe noch eine ältere Tochter, Rebekka, die hier verheirathet iſt.“

„Nun meine Lieben, auch ich habe zwei Kinder,“ ſprach der Fremde, „meine Iſabella iſt ungefähr ſo alt als du, Miriam, mein Sohn wird jetzt zwanzig Jahre alt. Ich hoffe, wenn meine Kinder hierher kommen, ihr nehmet euch ihrer an, beſonders was

unsere heilige Religion betrifft, denn darin sind sie noch unerfahren. Aber hör' einmal," fuhr der Fremde fort, indem er sich mit verschränkten Armen vor Baruch hinstellte. „Wenn ich mir deinen Baruch jetzt betrachte, ist es mir unbegreiflich, daß ich ihn nicht gleich auf dem Friedhof erkannte: diese eigenthümliche Bräunlichkeit der Gesichtsfarbe, diese langen, etwas finster hereingezogenen schwarzen Brauen, ganz wie du in deinen jungen Jahren, wenn du auf einen abenteuerlichen Staatsstreich sannest, auch diese Falte auf der unebnen Stirne, das bist ganz du, dagegen die gekrausten schwarzen Haare, die feingeschnittenen Lippen mit den sanften Anlagerungen um die Mundwinkel, o! wie himmlisch süß Manuela mit diesen Lippen lächelte. Ein gewisser kühner Trotz, der aus dem Angesichte spricht, alles das giebt ihm ein theilweise moriskisches Ansehen, das hat er von seiner Mutter; ach! wenn die noch lebte, was hätte sie für eine Freude, mich jetzt hier zu sehen."

Baruch hörte die Schilderung seiner selbst unwillig und fast zitternd mit an. Als er nun gar von seiner halb moriskischen Abstammung hörte, erinnerte er sich wieder, daß Chisdai ihn in der Schule damit geneckt; er zürnte seinem Vater, der ihm noch nie etwas davon mitgetheilt hatte. Dieser merkte die Verlegenheit seines Sohnes und sagte zu dem Fremden: „Du kannst es nicht verbergen, Rodrigo, daß du ein Schüler von Silva Velasquez bist und am Hofe Philipps den Damen die Schönheiten und Häßlichkeiten anderer ausdeuten hallst. Baruch, du mußt morgen deine Zeichnungen dem Herrn zeigen. Sei nur nicht so bange, es ist dir ja nichts geschehen."

„Nein, nein," sagte der Fremde, indem er dem Jüngling die Wange streichelte, „ich hoffe, wir werden gute Freunde. Hast du meinen Vetter, den gelehrten Jakob Carceres, nicht gekannt?"

„Ihn ſelbſt nicht," ſagte Baruch, „aber ſein Buch: „die ſieben Tage der Woche bei der Weltſchöpfung" kenne ich."

Man hatte ſich endlich zu Tiſche geſetzt, den Segen über Wein und Brod geſprochen und den Sabbath eingeweiht.

„Es iſt doch ſonderbar," ſagte der Hausvater nach dem Schlußgebete, „ſonſt, kaum hab' ich den letzten Biſſen hinunter, kann ich nicht erwarten, bis ich die brennende Cigarre im Mund habe, aber am Sabbath, es iſt gerade, als ob alle unſere Neigungen andere geworden wären, da fällt mir's gar nicht ein zu rauchen und es koſtet mir gar keine Mühe, das Verbot nicht zu übertreten." Der Fremde erwiederte nichts darauf. „Lieber Gott, jetzt bemerk' ich's erſt," fuhr der Vater fort, „du haſt noch die vaterländiſche Sitte, den Wein mit Waſſer zu vermiſchen. Bleib nur bei uns im neblichen Norden, hier auf dem Grunde, den man gewaltſam dem Meere abgerungen und ſtündlich dagegen wahren muß, wo während der Hälfte des Jahres die Erde erſtarrt und des Himmels blau Gezelt ſtets von Wolken umlagert iſt, wo du ſtatt einer von Wohlgerüchen durchwürzten Luft mit Feuchtigkeit und Dünſten erfüllte einathmeſt, hier in unſerer Stadt, wo kein Brunnen quillt und man das Waſſer zum Trinken aus der Ferne holen muß, wo man ſich allzeit gleich dem Boden vom Meere gefangen vorkommt; wo das Klima ſelber den Menſchen ſo ruhig und gelaſſen macht, und Vorſicht und Geduld, die den Boden des Landes geſchaffen haben und erhalten, auch die Haupttugenden der Menſchen ſind; bleibe nur hier, glaub' mir, du gewöhnſt dich auch an die Sitte, unter dein träges und alterndes Blut lauteres Traubenblut zu gießen und es raſcher rollen zu laſſen. O! es iſt ein liebliches und prächtiges Land, unſer Spanien, ein Eden und von Teufeln bewohnt. Jetzt, da ich

bald mein müdes Haupt in den Schooß der Erde legen muß, jetzt erst fühle ich, daß es nicht der heimische Boden ist, der mich aufnimmt."

„Du wirst ungerecht," entgegnete der Fremde, „nun du hier sorglos an deinem Tische sitzest und nicht fürchten darfst, dein Freund oder gar dein eigenes Kind könnte morgen mit reuigem Gemüthe beichten, daß du insgeheim den Gott Israels verehrest, und dann die Gluth des Scheiterhaufens statt wie jetzt des köstlich perlenden Weines deine alten Glieder erwärmen könnte, jetzt denkst du nur noch der Freuden des Vaterlandes und vergissest des jammervollen Greueltodes, der uns überall anstarrte; uns sollten die prächtigen Kastanienwälder mit ihren dunkeln Schatten nicht zur Ruhe und die reichen Forste nicht zur fröhlichen Jagd einladen, morgen konnten jene Bäume unsere Scheiterhaufen, morgen konnten wir das gejagte Wild sein. Wahrlich, wenn ich dich so reden höre, könnte ich jenen Eiferern fast beistimmen, wenn sie die Schuld all der Qualen, die uns erreicht, dem allein beimessen, weil wir unser Vaterland zu sehr geliebt, zu vergnüglich und stolz in dem dort erlangten Ansehen uns gefielen."

„Ja, ja, du hast recht," entgegnete der Vater, „aber laß uns die Freude des Wiedersehens nicht durch trübe Betrachtungen stören, komm trink; doch nein, Miriam hol die venetianischen Gläser dort her, laß dir von der Elsje in den Keller leuchten, und bring die zwei Flaschen, die mir de Castro unlängst geschickt hat."

„Herrlich," sagte der Fremde, als er das Glas des neuen Weines an den Mund gebracht hatte, „das ist ja echter Val de Pennas, wo hast du den her?"

„Wie ich dir ſagte, Ramiro de Caſtro hat mir ihn von Hamburg aus geſchickt; der Wein hat mit uns geblüht, er iſt aber mit der Zeit feuriger geworden, und wir —?"

„Nun, wir haben auch gelebt; ſei zufrieden. Siehſt du, der Wein weckt die alten längſt verrauchten Geiſter wieder in mir; weißt du noch? Solchen Wein tranken wir an jenem Abend in der Poſada neben dem Hauſe der Donna Ines, die dich ſchon ſeit zwei Abenden vergebens harren ließ; du ſchlugſt auf den Tiſch und ſchworſt ſie nie wieder zu ſehen, und den andern Abend hieß es in der verſchwiegenen Laube: lieber Alfonſo und liebe Ines, ha! ha! ha!"

Der Vater ermahnte ſeinen Gaſtfreund leiſe, doch Rückſicht auf die Kinder zu nehmen; der Fremde aber achtete nicht darauf und ergötzte ſich an dem vaterländiſchen Weine.

„Denkſt du noch jener himmliſchen Sommerabende," fuhr er dann fort, „als wir auf der Almeda in Guadalajara umherſchlenderten? Ich ſeh' dich noch, wenn um neun Uhr das Glöckchen läutete und Alles wie verzaubert ſtill ſtand, um ein Pater noster zu beten; ich ſeh' dich noch vor mir ſtehen, wie du deinen Hut in der Hand zuſammenknitterſt, deine Augen ſprühen Feuer, als wollteſt du die ganze Welt in Flammen ſetzen, und nicht nur Donna Ines allein, du warſt ſtets ein gefährlicher Caballero. Gott im Himmel!" fuhr der Fremde fort, nachdem er noch einen guten Zug Weines genommen, „mir ſteht noch der Angſtſchweiß auf der Stirne, wenn ich daran denke, wie wir einſt in Toledo vor der Kirche Unſerer Frau del Transito ſtanden: ſiehſt du, ſagteſt du zähneknirſchend, das prachtvolle Gebäude, das war einſt eine Synagoge unſerer Vorfahren. Samuel Levi, der ſie erbaut hat, iſt am Galgen verfault, und jetzt — es iſt ein wahres

Wunder, daß wir bei deinem übermüthigen Geiste immer mit heiler Haut davon gekommen sind."

So ergingen sich die beiden Freunde in Jugenderinnerungen; in einer Stunde lebten sie noch einmal ein Leben voll Liebesluft und Jugendmuth.

„Ich kann nicht begreifen," sagte Baruch einmal, „wie man nur eine Minute glücklich sein kann in einem Lande, wo man stets nur Verrath und Schmach und Tod um sich her sieht."

„Darum bist du eben noch zu jung," sagte der Fremde. „Glaub' mir, und belauscht man jeden deiner Athemzüge, es giebt Stunden, ja Tage, wo du fröhlich sein und Alles vergessen kannst; und stößt man dich in Schmach, und wirft man dich und die Deinigen in den Koth — ein Allerheiligstes giebt's, wohin keine Erdenmacht reicht, es ist das eigene Bewußtsein und der trauliche Kreis der Unsrigen; der Himmel, der sich uns dort erschließt, den kann uns Niemand rauben, selbst das ewige Schreckbild des Todes nicht. Alle diese Schrecken sind über uns gekommen, und doch waren wir glücklich."

„Aber der unaufhörliche Zwiespalt in der Seele? Christ im Angesicht und Jude im Herzen?"

„Das war unser Unglück, das sah ich an deinem Oheim Geronimo."

„Warum verläßt der nicht seine finstere Klause und kommt zu uns herüber?" fragte Baruch.

„Er hat seine Klause verlassen und wir kommen zu ihm. Er ist todt. Junge, diese Leidensgeschichte hättest du mit erleben sollen, es käme dir zu gut für's ganze Leben."

Baruch hatte sich von seinem Sitze erhoben und leise den bei

einer Todeskunde vorgeschriebenen Spruch gesagt: Gelobt seist du Herr unser Gott, König der Welt, wahrhaftiger Richter.

„O erzählt, ich bitt' euch," sprach er dann; auch Miriam rückte näher an den Tisch und vereinigte sich mit der Bitte ihres Bruders.

„Es ist heute Sabbath und ich sollte nicht," sagte der Fremde; „doch weil ihr so sehr bittet, so sei es; und ist es ja sein Tod, der mir die Entschlossenheit gegeben, mich und die Meinigen mit Gottes Hülfe aus der Lüge zu retten."

3. Der jüdiſche Dominikaner.

Rodrigo Carceres nahm noch einen vollen Zug aus ſeinem langen Glaſe und erzählte:

„Es werden jetzt ungefähr acht Monate ſein, als ich durch Philipp Capſoli einen Brief aus Sevilla erhielt; ich erſchrack ſchon als ich die Aufſchrift las: „An Daniel Carceres in Guadalajara.“ Das konnte wieder nur ein unvorſichtiger Jude ſein, der mich bei meinem jüdiſchen Namen nannte; wie erzitterte ich aber erſt über den Inhalt des Briefes: „Daniel, Mann des Gefallens,“ hieß es darin, „der Tag der Rache und des Todes iſt da; ich will ſterben mit den Philiſtern. Hei! ſie ſollen ſpüren wie's thut, wenn man bratet; komm zu mir; ich bin von heiligen Schergen bewacht. Bei dem Namen des allerheiligſten Gottes, bei der Aſche unſerer gemordeten Brüder und Schweſtern beſchwöre ich dich, komm zu deinem ſterbenden Geronimo de Eſpinoſa.“ — Es war kein Zweifel, Geronimo ſelbſt hatte den Brief geſchrieben; der feine wagrechte Strich, das Zeichen der Verehrung des einzigen Gottes unter ſeiner Namensunterſchrift, zeigte mir das vollkommen, wenn ich gleich die zitternde Handſchrift nicht als die ſeinige erkannte. Ich eröffnete meinen Kindern den Entſchluß, nach Sevilla zu reiſen; ich war ſo ſchwach, mich durch ihre Bitten und Thränen von der Ausführung abhalten zu

laſſen. Ich hatte den armen Geronimo faſt ganz vergeſſen als mich einſt ein ſchaudervoller Traum an ihn erinnerte, und des andern Tages war ich auf der Reiſe. Ich trennte mich mit beklommenem Herzen von meinen Kindern, denen ich geſagt hatte, ich reiſte nach Cordova zu meiner Schweſter. Ich zog durch Cordova und ſchlich mich unbemerkt an dem Hauſe meiner Schweſter vorüber; nirgends konnte ich ruhen noch raſten, es war als ob eine unſichtbare Hand mich unaufhaltſam fortdrängte. Ich kam nach Sevilla. Eben läutete das Glöcklein zur Hora als ich den Trianenberg hinanſtieg. Dort weilſt du, glühender Geronimo, ſprach es in mir, und förderſt deine Schritte zur Kapelle; haſt Gebet auf den Lippen und Fluch im Herzen. Hieß es nicht Gott verſuchen, da du im Innern ein Jude, dich hineinwageſt mitten in den Rath der Inquiſition, um ſo deinen Brüdern zu helfen? — Ich trat in die Kapelle und kniete nieder bis die Meſſe beendigt war. Ich richtete mich auf und betrachtete die fetten und die abgehärmten Kloſterbrüder genau; in keinem erkannte ich Geronimo. Ich fragte einen Familiaren nach ihm, er ſagte, ſchon ſeit Wochen läge Geronimo zwiſchen Leben und Tod und ſpräche ſtets mit Daniel in der Löwengrube. Er führte mich in ſeine Zelle. Mit abgewandtem Geſichte ſchlummerte der Kranke, nichts als ein kahler Schädel war zu ſchauen; ein Cruzifix hing über ſeinem Bette und neben ihm ſaß ein betender Kloſterbruder, der mir zuwinkte, ich möge leiſe auftreten. Nur das mühſame Athemholen des Kranken und ein leiſes Geflüſter des Betenden zeigte von Leben in dieſer Grabesſtille. Endlich richtete ſich der Kranke auf, ich erkannte ihn nicht: dieſe tiefliegenden Augen und hohlen Wangen, dieſe blaſſen Lippen vom lang herabwallenden weißen Bart umfloſſen, ſo konnte ſich das Anſehen Geronimo's nicht

verändert haben; er erkannte mich aber alsbald, und leise, kaum die Lippen bewegend, sprach, er: „Bist du noch da, Daniel? Das ist schön, daß du mich nicht verlässest; brauchst dich nicht zu fürchten, bist auch in der Löwengrube, aber Gott hilft dir heraus wie unserm Propheten zu Babel; nur mir haben sie Blut und Mark ausgesogen, ich kann nicht hinaus. Nicht wahr, du gehst nicht von mir?"

Ich hatte gefürchtet, der Augenblick des Wiedersehens würde vielleicht seinen Tod beschleunigen; ich konnte kaum begreifen, wie er that, als ob wir längst beisammen, ja als ob wir nie getrennt gewesen. Er winkte dem betenden Bruder neben ihm und dieser nahm sein Buch unter den Arm und ging. Beim Hinausgehen sagte er mir aber noch leise ins Ohr, daß ich, wenn es zu arg würde, dort an der Klingel läuten könnte.

„Ist er fort?" sagte nun Geronimo, „komm, gib mir schnell die Pechkränze, die du unter deinem Mantel hast, ich will sie hier verbergen in meinem Bett. Heute Nacht, wenn sie alle schlafen, zünden wir ihnen das Nest über dem Kopfe an; das wird eine lustige Opferflamme sein, die Engel im Himmel sollen drob lachen; ich bin gebunden, ich kann nicht hinaus, an allen vier Enden muß man's zugleich anzünden; wir müssen eilen, sonst steigt der Quadalquivir von selbst aus seinem Bette und löscht die Flamme auf der Burg, sie haben ihn im Solde. Hilf mir, das Wasser reicht an's Leben. Herr Gott! ich habe gesündigt, ich habe deinen heiligen Namen verleugnet; du hast ja sonst dich gezeigt in Wundern, sende deinen Blitz, daß er sie vertilge, mich auch, mich zuerst, ich habe gesündigt, vertilge mich."

So sprach er schnell, und dabei schlug er sich mit seinen knöchernen Fäusten auf die Brust, daß es dröhnte; ich konnte

ihm nicht wehren, er ſank faſt athemlos zurück; ich fürchtete, daß er jetzt verſcheide, und wollte eben an der Klingel läuten, da richtete er ſich plötzlich wieder auf und weinend ſprach er: „Komm, gieb mir deine Hand, ſie iſt rein, rein vom Blute deiner Brüder; es war des Satans Eingebung, daß ich Wurm den Rieſenbaum zu zernagen trachtete. Ich büße für meinen Stolz, ich habe meinen Gott verleugnet, ich ſterbe nutzlos, wie ich nutzlos lebte. Siehſt du nicht meinen Vater dort? er kommt auch uns zu helfen; ſo, du haſt Pechkränze genug, Vater. Hörſt du die Gefangenen drunten Halleluja ſingen? Ah, das iſt ein ſchöner Geſang, Halleluja Hallelu El. Wir befreien euch, ihr dürft ſterben. Seht mich nicht ſo grinſend an, ich bin nicht ſchuld!“ — Er ſank wieder zurück und ſtierte mich mit unheimlich gläſernem Blicke an. Ich bat ihn um Gottes und unſerer ſelbſt willen, ruhig zu ſein; ich erzählte ihm, wie ich hergekommen ſei, ſeinem Briefe Folge leiſtend; er ſolle ruhig ſein, er habe viel Menſchenleben gerettet, und Gott ſei auch gnädig und verlange nur das Herz.

Mit vollem Bewußtſein redete er ſodann mit mir von ſeinem nahen Tode, nnd wie er ſich deſſen freue; ein gewaltiger Thränenſtrom entlud ſeine Seele der ſchweren Pein, die auf ihr laſtete; doch plötzlich riß wieder Alles in furchtbarer Zerüttung durch einander; er verlangte nach dem geweihten Waſſer, das lindere ſeine Schmerzen; hier in der Herzgrube, da brenne es wie glühendes Eiſen; „trink auch,“ ſagte er zu mir, „der heilige Vater hat es geweiht; ſegne mich, mein Vater, es iſt Sabbath. Wo iſt die Mutter? noch drunten im Keller in der Synagoge? Mutter, mach auf, ich bin's, dein Moſes.“ — So ſprach er, und mir ſchwindelte vor dem entſetzlichen Abgrunde, an dem ich ſtand. Es wurde Abend und Geronimo glaubte, man ſchleppe ihn in

einen finstern Kerker, man spanne ihn auf die Folter; schmerzvoll ächzend und mit fast ersterbender Stimme rief er stets: „Ich bin kein Jude, ich weiß nicht, wo verborgene Juden sind. Daniel verlaß mich nicht, verlaß mich nicht, Daniel!“ Endlich schlummerte er wieder ein. Es war Nacht geworden, das volle Antlitz des Mondes blickte durch das Fenster und goß sein silbernes Licht über den Kranken. Ich war zum Tode bereit, denn jedes Wort, das aus unserem Gespräche vernommen worden wäre, hätte mir den Martertod gewißlich gebracht; zu gutem Glücke war aber fast der ganze Orden heute bei der Untersuchung gegen die Lutheraner in der Stadt beschäftigt. Ich betete zu Gott, daß er sich Geronimos erbarmen und ihm den Tod senden möge. Kinder! Es ist gräßlich, um den Tod eines Menschen zu beten, und noch dazu um den eines Jugendfreundes. Warum aber sollte diese Seele noch länger gemartert werden? Es war aber anders beschlossen, ich sollte noch Erschütternderes erfahren. Ich saß in trüben Gedanken versunken da, als ein Familiare eintrat und mir befahl, zu dem Inquisitor zu kommen. Mein Herz pochte laut, als ich zu ihm eintrat; ich warf mich vor ihm auf die Knie und bat um seinen Segen. Er ertheilte ihn mir und sprach alsdann; „Du bist ein Freund Geronimos. Wofern du ein guter Christ bist — und hiebei richtete er einen durchbohrenden Blick auf mich — sorge dafür, daß Geronimo von seiner Hartnäckigkeit läßt und noch vor seinem Tode das heilige Abendmahl nimmt; versuch's und berichte mir sogleich, so darf er nicht sterben.“ Ich ging wieder in die Zelle des Kranken, er schlummerte noch; ich neigte mich leise über ihn, er wachte auf. „Komm“, sprach er hastig sich aufrichtend, „jetzt ist's Zeit. Siehst du? Gideon mit seinen dreihundert Mann kommt auch, sie tragen die feuergefüllten Krüge

in's Lager der Midianiten; still — leise — blast noch nicht in die Posaunen, laßt uns das Hochamt halten." Er faltete seine Hände und bekreuzte sich darauf dreimal.

Ich bat, ich beschwor ihn, ich weinte vor innerer Angst, und redete ihm zu, ruhig zu sein; ich erzählte ihm von den Tagen unserer Kindheit und wie er nun mich selber morde, wenn er nicht das heilige Abendmahl nehme.

„Warum giebt man mir's nicht?" sprach er ruhig, „ich bin ja Priester; komm, wasch meine Hände, ich bin unrein, dann will ich's nehmen."

Ich ging zum Inquisitor und sagte ihm, daß Geronimo zwar noch immer wirr sei, daß er aber selbst nach dem heiligen Abendmahl verlange. Der Inquisitor versammelte den ganzen Orden, und als sie den langen Gang heranzogen mit den Weihegefäßen und dem schauerlichen Todtengesang, der in der hohen Halle lange nachtönte, sang Geronimo laut mit, und noch als der Gesang verklungen war, sang er de profundis clamavi mit lang anhaltendem Tone, wobei er die Hände stets gefaltet hielt; dann riß er seine Hände schnell auseinander, bedeckte damit seinen Kopf und sang die ebräischen Worte: Heilig! Heilig! Heilig! Adonaj Zebaoth! (Jehovah, Gott der Heerschaaren) Ave Maria gratia plena, sprach er in derselben Lage fast mechanisch vor sich hin. Der Inquisitor benutzte diesen Augenblick und reichte ihm die Hostie; er verschlang sie wie mit Heißhunger.

„Den Kelch! den Kelch!" rief er, „ich bin Priester." Der Inquisitor reichte ihm den Kelch, er schlang seine beiden Hände krampfhaft um denselben und begann den jüdischen Sabbathsegen darüber zu sprechen; dann richtete er sich mit Macht im Bette auf, er stand da in seiner ganzen schauererregenden Gestalt und

schrie: „Auf Gideon! Zerschmettert die Krüge! Feuer! Feuer!“ Er setzte den Kelch an die Lippen, warf ihn an die Wand daß die Scheiben klirrten, sank um und — war todt.“ —

Der Fremde bedeckte seine Augen mit der Hand und stand auf, als er diese Worte gesprochen hatte. Niemand wagte ein Wort laut werden zu lassen, denn welches konnte die namenlosen Erschütterungen der Seele in sich fassen? Jeder fürchtete nur durch einen Laut, durch einen Seufzer, die tiefe Bewegung des Andern zu stören. Es war eine Todtenstille. Nur draußen klopfte es wie mit gespenstischen Fingern an die Scheiben; Alle zuckten zusammen, der Fremde öffnete das Fenster, es war nichts zu sehen. Er setzte sich wieder an den Tisch und fuhr fort:

„Ich war halb besinnungslos an dem Bette Geronimo's niedergesunken, der Kelch mit dem verschütteten Weine lag neben mir am Boden. Ich wagte nicht, mich aufzurichten, aus Furcht, daß mein Blick zuerst meinem Henker begegnen müsse. „Steh auf,“ sprach eine rauhe Stimme zu mir. Ich richtete mich auf, der Inquisitor stand vor mir, keiner der Mönche war mehr zugegen. „Wie heißt du?“ fragte er mich barsch. Ich war in peinigendem Zweifel, sollte ich meinen wahren Namen angeben, sollte ich nicht? Aber vielleicht hatte er ihn schon erspäht und eine Lüge brachte mir den zwiefach gewissen Tod. Ich sagte die Wahrheit; er frug nach einem Zeugen. „Hier kennt mich Niemand“, antwortete ich, „aber mein Schwager, Don Juan Malveda in Cordova kann mir bezeugen, daß jener Carceres, in dessen Hause zu Segovia die erste Sitzung der Inquisition gehalten wurde, mein Ahnherr ist.“ Ich muß mich noch jetzt über den Muth wundern, mit dem ich in diesem entscheidenden Augenblicke zu dem Inquisitor redete. „Schwöre mir,“ sagte er nach einer peinlich langen

Pauſe, „nein, ſchwöre mir nicht, aber wofern du nur eine Sylbe von dem, was du hier geſehen, über deine Lippen bringſt, ſo ſtirbſt du mitſammt deinen beiden Kindern des Feuertodes. Du biſt in meiner Gewalt, ich halte dich mit unſichtbaren Banden, du kannſt mir nicht entrinnen.“ Er befahl hierauf einem Familiaren mich aus dem Caſtell zu entlaſſen. —

Wenn wir die Geſchichte des Propheten Jonah buchſtäblich nehmen dürfen, gleich mir muß es ihm zu Muthe geweſen ſein, als er vom Seeungeheuer ausgeſpieen wurde. Ich glaubte noch immer den ſchauerlichen Grabgeſang zu hören, und doch war alles um mich her todtenſtill. Alles war ſo heimlich, ſo warnungsvoll; jeder Buſch, der im Mondlichte ſchwankte, ſchien mir Eile zuzuwinken. Ich war vor Ermattung und Angſt kaum mehr eines Gedankens mächtig, und nirgends in der weiten Umgebung eine Seele, an der ich mich aufrichten konnte. Da blickte ich hinauf in das zahlloſe Heer der Sterne, ihr himmliſch Licht glänzte wohlthuend in mein Inneres, Gott, der Gott der Heerſchaaren, wachte über mir; meine ganze Seele war ein Gebet, er vernahm's. — Mit feſtem Muthe gelangte ich in meine Herberge, ſattelte mein Pferd, und ritt wie auf Sturmesflügeln davon. Der Mond war hinter Wolken verſchwunden, und nur der Sterne matter Schein beleuchtete meinen einſamen Weg. Das Pferd ſelbſt ſchien wie von unſichtbaren Geißeln getrieben, es ſtürmte unaufhaltſam fort über Berg und Thal, und ſchnaubte und ſchäumte fürchterlich. Vielleicht, dachte ich, iſt die Seele eines grimmigen Judenfeindes, vielleicht gar die Seele des verſtorbenen Großinquiſitors, in dieſes Thier gefahren, und iſt nun verdammt, mich durch die Nacht dahinzutragen zur Rettung vor meinen Feinden. Oft, wenn es ſeinen Kopf nach mir zurückwendete und nach mir umſchaute mit ſeinen

feurigen Augen, ſchien mir's als ob es zu mir ſpräche: leide ich nicht genug für mein früheres Leben? Ich fürchtete mich faſt vor meinem eigenen Schatten, der raſtlos über Felſen und Geſtrüppe dahinhüpfte, und drückte die ſcharfen Sporen nur noch mächtiger in die Rippen des Pferdes. — Ihr, die ihr in Freiheit aufgewachſen ſeid und darin lebt, ihr könnt es nicht wiſſen, welch eine Verwirrung des Lebens in ſolchen Stunden eintritt; die Erde iſt nicht mehr feſt, der Himmel iſt verſchwunden und was je von Schrecken und Geſpenſtern die Erinnerung aufgenommen hat, wacht auf, und ein Wunder, wenn es ſich erzeigte, würde ohne Staunen angeſehen, denn Alles iſt ein Wunder, Alles iſt unfaßlich geworden und das eigene Leben am meiſten. Ermattet kam ich in Cordova bei meiner Schweſter an; erſt an ihrem treuen Herzen verſcheuchte ich die Angſt, die mich kaum frei athmen ließ. Als ich des andern Morgens in den Stall kam, um mich nach meinem Pferde umzuſehen, lag es todt da; ſeine großen Augen blickten noch ſo unheimlich wie am geſtrigen Abend. Mit einem friſchen andaluſiſchen Renner meines Schwagers ſetzte ich meine Reiſe fort. Ich nahm von meiner Schweſter Abſchied; ich durfte ihr nicht ſagen, daß ich ſie zum letztenmale ſah. — Als ich in der Heimath ankam, war mir die alte Ruhe und Sicherheit in meinem Hauſe verſchwunden. In jedem Freunde, der mich herzlich willkommen hieß, in jedem Fremden, der mich auf der Straße anſah, glaubte ich einen Abgeſandten jener Mörderbande, die ſich ein Gericht nennt, zu erblicken, jeder, meinte ich, müßte den Mantel zurückſchlagen, und mir das blutrothe I auf ſeiner Bruſt zeigen. Die alte Sorgloſigkeit war weg, ich kannte nur noch Mißtrauen und Furcht. Dazu kam noch, daß wachend und ſchlafend mir das Bild Geronimos vorſchwebte; auch du, auch du, ſprach es in mir, kannſt

eines solchen Todes sterben, verlassen von jedem bestimmten Glauben, der ein Spielzeug deiner Feigheit war, haltlos herumgezerrt zwischen Wahrheit und Heuchelei. Ich verkaufte all meine Güter, und machte mich nicht ohne viele Gefahr — denn ihr wißt, daß Niemand ohne besondere Erlaubniß des Königs Spanien verlassen darf — mit Gottes Hülfe davon. Ich schickte meine Kinder auf besonderen Umwegen voraus, sie sind aber in Leyden geblieben. Wenn Gott mir das Leben erhält, bringe ich sie nächste Woche hierher. Wollt' ich noch Alles erzählen, was ich ausgestanden, bis ich hierher gekommen, es währte bis zum nächsten Morgen, und ich hätte noch nicht den zehnten Theil berichtet; aber es ist schon spät und wir bleiben ja, will's Gott, länger bei einander."

„Ja die Lichter sind auch schon ganz herabgebrannt, und morgen ist der sechste Jjar, da müssen wir früh heraus, darum wollen wir in Gottes Namen zu Bette gehen." So sprach der Vater und Alles schied.

So behaglich anmuthend ein jüdisches Haus am Freitag-Abend in den Stunden festlichen Beisammenseins ist, ebenso mit seltsamen Schauern erfüllt ist die Zeit der Trennung. Die sieben Lichter brennen still aus in der leergewordenen Wohnstube, und es ist eine seltsame Empfindung, wenn man sich dorthin denkt, wo ein Licht nach dem andern erlischt, denn das Gesetz verbietet, am Sabbath ein Licht auszulöschen oder eines anzuzünden und in die Hand zu nehmen.

In dem Eckhause auf dem Burgwall ging ein Jedes im Dunkel nach seiner Ruhestätte und Jedem folgten die Schreckbilder aus der Erzählung des Gastfreundes.

Die alte Chaje schlief schon lange, und träumte eben von der Hochzeit Miriams und wie sie selbst eine so wichtige Rolle

dabei spielte, als ihre Stubengenossin Miriam eintrat und sie durch Rufen und Rütteln weckte. „Was ist? was ist?“ fuhr Chaje auf, sich die Augen reibend.

„Du schnarchst so arg und schwatzest so aus dem Schlaf, daß ich schrecklich Angst bekommen habe,“ antwortete Miriam; im Grunde war es aber noch eine andere Furcht, die sie zur Ruhestörerin machte: im undurchdringlichen Dunkel glaubte sie jeden Augenblick das Gespenst ihres Oheims zu sich heranschleichen zu sehen, und sie wollte durch Reden ihre Angst verscheuchen. Die Chaje erzählte nun ihren Traum, und wie es schade sei, daß sie geweckt wurde, der Mund wässere ihr noch von den vielen guten Speisen, die sie bei der Hochzeit genossen, sie sei oben an gesessen neben dem Bräutigam, mit ihrer goldenen Kette und ihrem rothseidenen Kleid: „ja lach' nur,“ sagte sie, „was Einem in der Freitagnacht träumt, wird so gewiß bald wahr, so gewiß als jetzt Sabbath über der ganzen Welt ist.“

Miriam war froh, die Chaje so redselig zu finden, ihre Gespensterfurcht begann zu weichen: „Wie hat denn mein Bräutigam ausgesehen?“ fragte sie, als sie sich eben entkleidet hatte und sich in den Kissen zusammenduckte. Das wußte Chaje leider nicht mehr, aber was für Kleider er anhatte, und was er mit ihr sprach, und was alle Gäste gesprochen hatten, das erzählte sie alles haarklein. Sie sprach noch, als Miriam schon längst schlief; sie mußte nicht von Gespenstern geträumt haben, denn als sie am andern Morgen erwachte, zog sie schnell die Bettdecke über ihren entblößten Busen, schloß die Augen nochmals und versuchte es, weiter zu träumen. —

Nicht so heiter war Baruch erwacht. Auch er war mit laut pochendem Herzen in sein finsteres Schlafzimmer gegangen, nicht

das Gespenst seines Oheims war ihm hier in der Dunkelheit erschienen, und doch stand er vor ihm in Gedanken: ein umwandelnder Geist erfüllte ihn mit tiefem Schrecken und beklemmte seine Brust. Mit lauter Stimme und aus der Tiefe seiner Seele sprach Baruch das Nachtgebet, einen besondern Nachdruck legte er auf die Beschwörungsformel, die er dreimal wiederholte: Im Namen Adonaj's (Jehovah's), des Gottes Israels, mir zur Rechten Michal, mir zur Linken Gabriel, vor mir Uriel, hinter mir Raphael und mir zu Häupten Schechinath-El (der heilige Geist Gottes). — Er verbarg sein Angesicht in den Kissen, drückte die Augen fest zu, aber kein Schlaf wollte sie fesseln; zu mächtig wogte es noch in seinem Innern. Er war erst wenige Stunden entschlafen, als ihn sein Vater aus einem fieberhaften Traume weckte, denn es war Zeit, in die Synagoge zu gehen.

4. Die Synagoge.

Noch lag ein leichter Nebel über den Straßen Amsterdam's, die goldenen Buchstaben der Worte בית יעקב (Jakobshaus) über dem Portale der Synagoge auf dem Burgwall glänzten nur matt, aber schon drängte sich eine große Anzahl Männer und Frauen durch die sieben Säulen, welche die Vorhalle der Synagoge bildeten. Auch Baruch, sein Vater und der Fremde waren dort. Am innern Eingange trat Jeder vor eines der zwei großen Marmorbecken, die neben den beiden Thürpfosten waren, drehte den messingenen Hahn des Brunnens und wusch sich die Hände; Baruch beobachtete hiebei die Vorschrift des Thalmuds, daß er die rechte Hand zuerst wusch. Darauf stieg man drei Treppen hinab, denn jede Synagoge muß in der Tiefe sein, weil geschrieben steht: Aus der Tiefe ruf' ich zu dir Jehovah (Ps. 130, 1.). Jeder der Anwesenden legte dann ein großes wollenes Tuch, dessen Enden drei blaue Streifen durchliefen, und an dessen vier Ecken Schaufäden herabhingen, über seine Schultern, die Frömmsten, und unter diesen auch Baruch, bedeckten noch den Hut damit. „Wie schön sind deine Gezelte, Jakob, deine Wohnungen, Israel!" (3. B. M. 25, 5.) sang ein gut eingeübter Knabenchor, und hier wurden diese Worte nicht zur

Ironie, denn das einfach erhabene Innere des Gebäudes war prachtvoll geziert. Am obern Ende auf der Seite gegen Osten, wo einst die heilige Stadt Jerusalem gestanden, und wohin der Jude beim Gebete sein Angesicht kehrt, dort wurden von zwei steinernen Löwen die Tafeln gehalten, auf denen die Zehn-Gebote eingegraben waren. Sie standen über der heiligen Lade, die mit einer goldgestickten Purpurdecke überhangen war, und rings umher in einem Halbkreise waren blühende Mandel- und Citronenbäume in buntgemalten Kübeln aufgestellt; denn alljährlich, seitdem sie vertrieben waren aus ihrem spanischen Vaterlande, sendete man hinüber nach der katholischen Halbinsel und holte sich Bäume mit dem vaterländischen Erdreich, in dem sie aufgesproßt waren, und schmückte damit die Synagoge; man mochte sich dann auf einige Stunden zurückträumen in die heimischen Gefilde. Das lange Frühgebet, das der Vorsänger allein laut sprach, bot Muße genug zu allerlei Betrachtungen; doch als er endlich das Schema Israel (5. B. M. 6, 5.) begann, fiel die ganze Gemeinde mit lauter Stimme ein; es war kein harmonisch gebundener Gesang, das ganze Gebäude erdröhnte wie von wildem Feldgeschrei, denn das war ja ihr Schlachtenruf, mit dem sie das Leben und den Tod tausendfach besiegten: Höre Israel, Adonaj (Jehovah) unser Gott ist ein einiger Gott! Der Geist Aller wollte sich mit Macht hineindrängen in den unerforschlichen Urgrund des Gottesdaseins. Auch Baruch drückte seine zitternden Augenlider fest zu, seine Hände ballten sich krampfhaft, alle Nerven durchzuckte ein heiliger Schreck, das ganze Bewußtsein mit seinen nach der Außenwelt strebenden und von ihr angezogenen Strahlen wurde zurückgedrängt in den Einen Lichtpunkt, wo es sich findet in Gott. Mit himmelwärts gekehrtem Antlitze sprach er den Vers,

indem er nach der Vorschrift der alten Weisen sich alle die Todesgefahren und Qualen vor das innere Seelenauge führte, die er für den Glauben an die Einheit Gottes freudig zu ertragen sich bereit wußte. Wie mit frischem Himmelsthau getränkt fühlte er seine ganze Seele durch diese Erhebung. — Das Frühgebet war zu Ende, die beiden Flügelthüren der heiligen Lade wurden geöffnet, eine schimmernde Reihe von Gesetzesrollen, die in Goldbrokat gehüllt und mit Goldblech und Edelsteinen geschmückt waren, zog die Blicke der Versammlung nach der heiligen Stätte, wo von den drei angesehensten Männern der Gemeinde wechselsweise die Namen der Städte und Länder genannt wurden, in denen glaubensstarke Juden dem Opfertode geweiht worden; die vorzüglichsten unter diesen Märtyrern wurden aufgezählt, und zum Schluß das Todtenregister des letzten Jahres verlesen. Rahel Spinoza war mit unter den ersten derselben, ihr Name wurde mit Segen genannt und der reichen Stiftung erwähnt, die sie für die Thalmudschule „Gesetzes-Krone" hinterlassen hatte. Mit wehmuthsvollem Blicke sah Baruch seinen Vater an, denn in das heilige Andenken an seine Mutter mischte sich die räthselhafte Erwähnung ihrer moriskischen Abstammung. — Die heilige Lade wurde wiederum geschlossen und Rabbi Isaak Aboab trat an den in der Mitte der Synagoge stehenden Altar. Es war ein schmächtiges, blatternarbiges Männchen mit hoher Stirne und weit herausliegenden grauen Augen, ein rother Bart umgab Wangen und Kinn: „Und wandl' ich auch im Todesschatten-Thale, ich fürchte kein Ungemach, dein Stab und deine Stütze, die halten mich aufrecht" (Ps. 23, 3.), sprach er mit schnarrender Stimme. Ein Doppeltext aus dem Thalmud wurde noch hinzugefügt und im Verlaufe der Rede fand der gewählte Ausdruck

„dein Stab und deine Stütze" die sinnreiche Erklärung, daß unter „Stab" das geschriebene und unter „Stütze" das mündliche Gesetz verstanden werden müsse. Der Prediger stieg dann mit seinen Zuhörern hinab zu dem, „der lebendig eingesargt im Kerker sein Leben verwimmert; die verwilderten Haare seines Hauptes sind sein einziges Ruhekissen, ob es Tag ist oder Nacht, ob der Frühling erblüht oder der Herbstwind die gelben Blätter von den Bäumen pflückt, er weiß es nicht; Moder und Nacht umgiebt ihn, aber innen im Herzen ist lichter, wonniger Tag, denn Gott wohnet drin. In seiner Einsamkeit umschwebt ihn ein zahllos Heer von Engeln, die ihn hinwegtragen aus den starren Kerkermauern, weit weg über alle Welten bis zu dem Throne Gottes, wo er anbetend ruht." Alle Grade der Folter schilderte der Rabbi seinen Zuhörern bis zu jenem höchsten Grade, wo durch das Tropfen auf den Wirbel der Kern der Seele selber angegriffen wird. „Wehe!" rief er, „unsere Augen haben noch all das unnennbare Leid gesehen, das der Herr über uns verhängt, nein, nicht Wehe laßt uns ausrufen, sondern Preis und Dank Ihm, der sie alle erhoben hat, sich zu weiden im Glanze seiner Majestät." Der Uebersetzer von Crira's „Himmelspforte" schilderte hier die Wonnen der ewigen Glückseligkeit in all ihrer Ueberschwänglichkeit und pries jene Lehre, vor der die Engel sich beugen und das Weltall zittert; er schilderte jenes Versenken in die Lehre Gottes und seiner Schöpfung, welche den, der in ihren mystischen Kern gedrungen, hienieden schon mit himmlischer Glückseligkeit begabt und ihm Kraft zu schaffen und zu zerstören verleiht. Mit dem üblichen Schlusse, daß Gott bald seinen Messias senden und Israel wieder in sein Erbtheil einsetzen möge, schloß er seine Rede.

Rabbi Saul Morteira, dessen hohe, wohlbeleibte Gestalt uns

ſchon geſtern begegnet iſt, trat nach ihm an den Altar. „Er verſchlingt den Tod auf ewig, und Gott der Herr wiſcht die Thränen von jeglichem Angeſichte und die Schmach ſeines Volkes wird er abthun von der ganzen Erde“ (Jeſ. 25, 8.), begann er mit leiſer Stimme: „Ich ſehe mich um in dieſer Gemeinde und wieder hat ein Jahr ihre Reihen gelichtet, wieder wird ein Jahr kommen, und mit ihm dieſer Tag der Trauer und der Freude, und mancher von uns iſt von ſeiner Stätte gewichen, vielleicht auch ich! auch ich! Herr, hier bin ich, antworte ich, ſo du mir rufeſt.“ Bei dieſen Worten ſchlug ſich der Rabbi mit beiden Händen auf die Bruſt, daß die Töne in ſeinem Munde erzitterten. Er ſprach noch lange von der Urplötzlichkeit des Todes und dem Kummer der Ueberbleibenden, ſchwer verhaltenes Schluchzen ward von der vergitterten Gallerie der Frauen vernommen, und auch hier und dort aus der Verſammlung der Männer; nur Wenige, die eine Trauerrede am Sabbath geſetzeswidrig fanden, blieben ungerührt; auch Baruch ſtanden die hellen Thränen in den Augen, es waren Thränen der Sehnſucht, er fühlte ſich ſeinem Gotte ſo nahe, ſo innewohnend, daß er zu ſterben wünſchte, um nie wieder von ihm losgeriſſen zu werden. „Dränget die Seufzer zurück, die eurer Bruſt entſteigen wollen, denn Gott der Herr wiſcht die Thränen von jeglichem Angeſicht,“ rief der Rabbi. Von der Anwendung ſeines Textes auf das Schickſal Einzelner ging er auf das von ganz Iſrael über; „denn der Herr wird abthun die Schmach ſeines Volkes von der ganzen Erde; aber nur die, ſo das reine göttliche Wort im Herzen wahren, dürfen ſeiner Verheißungen harren.“ Er knüpfte eine feine, aber ziemlich unumwundene und ſcharfe Polemik gegen das Chriſtenthum an dieſe Worte; mit bitterer Heftigkeit eiferte er aber gegen den klügeln-

den Menſchenverſtand, der ſich vermeſſe, ſelbſt das Unerforſchliche zu ergründen: „Im Thalmud Tractat Chulin wird erzählt: Der Kaiſer Hadrian verlangte einſt von Rabbi Jehoſuah, er ſolle ihm den Unerſchaffnen zeigen, ſonſt müſſe er ſeine Lehre und ſeinen Glauben für nichtig halten. Es war ein heißer Sommertag, da führte der Rabbi den Kaiſer hinaus ins Freie: ſieh' hinauf dort in die Sonne, ſprach er zu dem Fürſten. Ich kann nicht, erwiederte dieſer, es blendet mein Auge. Sohn des Staubes, ſprach der Rabbi, den Strahl eines einzigen Geſchöpfes kannſt du nicht ertragen, und du willſt den Schöpfer ſchauen?" So erzählte der Redner und ſchloß noch Parabeln aus dem Thalmud an wie die (auch aus dem Neuen Teſtamente bekannten und theilweiſe veränderten) von den Arbeitern im Weinberge und von den Klugen und Thörichten, die des Erlöſers harren. Mitunter knüpfte er auch höchſt ergötzliche Anekdoten daran, die den Zuhörern ein unwillkürliches Lächeln abnöthigten. Die Kirche und ihre Diener ſtanden damals noch nicht in jenem froſtigen, orakulöſen Verhältniſſe zu ihren Angehörigen, beſonders aber die jüdiſche Kirche, die Alles bieten wollte und mußte, durfte ſich auch dem göttlichen Spaß nicht entziehen. Eine heitere Behaglichkeit ſprach aus den Mienen Aller, als der Rabbi geendet hatte; hier und dort wendete ſich einer zu ſeinem Nachbar, und gab durch Geberden oder kurze Ausrufe ſeinen Beifall kund. Es ſind Juden, die ſelten in lenkſamer Empfänglichkeit ſich ihres Selbſt entäußern, vielmehr Alles, ſelbſt das Wort ihrer Lehrer mit dem Maßſtabe des geoffenbarten Geſetzes und ihrer eigenen Vernunft meſſen. Darum war es ihnen auch unlieb, nun noch eine Predigt hören zu müſſen, denn ſchon hatte ein Mann mit gedrungener Figur und feiner weltmänniſcher Geſichtsbildung die von Rabbi Saul Morteira verlaſſene Stelle eingenommen.

Es war der Mann mit der beispiellosen Frühreife und Universalität seines Geistes, der schon in seinem achtzehnten Jahre als angesehener Rabbi auftrat, der, Arzt und Staatsmann, mit Hugo Grotius über die Schönheiten der Theocrit'schen Idyllenpoesie und mit Rabbi Isaak Aboab über die Mischung der Metalle bei der Bildsäule Nebukadnezars controversirte. Es war Rabbi Menasse ben Israel, dessen Frau eine Enkelin des hochberühmten Don Isaak Abrabanel's war, und ihre Abstammung in gerader Linie bis auf David, König in Israel zurückführte. —

Mit seiner linken Hand drückte Rabbi Menasse einige Sekunden lang die Augen zu, dann begann er mit klangvoller Stimme, die mächtig aus allen Ecken der Synagoge wiedertönte:

„Haus Jakobs, kommt und laßt uns wandeln im Lichte des Herrn. (Jes. 2, 5.) Es erneuert sich heute der Tag, an dem wir dieses Haus einweihten, das wir dem Herrn erbaut, da er uns hier eine Ruhestätte finden ließ vor der Hand unserer Dränger; aber nicht durch die Kraft unserer Hände haben wir Alles dieses erreicht. Wenn Gott das Haus nicht bauet, vergebens ist die Mühe der Bauführer. Wir haben dem Herrn hier ein Haus erbaut; aber, o daß sich diese Wände ausdehnten und hinausrückten, so weit das Himmelszelt über die Erde ausgespannt ist, und daß meine Stimme hindränge in alle Welten, daß ich mit Donnersgewalt den Wiederhall wecken und ihm diese Worte in den Mund legen könnte, daß ein Echo es dem andern zuriefe: Haus Jakobs, kommt und laßt uns wandeln im Lichte des Herrn. — Ich selbst, ihr wißt es Alle, ich hatte einen erlauchten Vater, er wurde endlos gemartert und rettete nichts als das nackte Leben aus den Händen derer, die sich Christen nennen;

aber ſchauet nicht mehr zurück in die finſteren Kerker, ſondern blicket auf zum Lichte, das uns aller Orten entgegenſtrahlt."

Der Verfaſſer des Buches „die Rettung Iſraels" fuhr in begeiſterter Rede, wenn gleich oft in ſchwankenden und gewählten Ausdrücken fort, die Nothwendigkeit der Anſchließung der Juden an die allgemeine Zeitbildung und deren Beſtrebungen darzuthun. Unter dem „Lichte des Herrn" begriff er den Claſſicismus nicht minder als die Lehre Moſis. Er eiferte gegen die polniſchen Juden und Aſchkenaſim *), deren verdüſterte Sitten und niedrige Stellung er hauptſächlich ihrem Mangel an wahrer Wiſſenſchaftlichkeit zuſchrieb, und endlich erfreute er die Gemeinde mit dem Amen.

Eine Geſetzesrolle wurde nun unter Freudengeſängen aus der heiligen Lade genommen; als ſie an Baruch vorübergetragen wurde, faßte er den Saum des Goldbrokats, in den ſie eingehüllt war, und drückte ihn inbrünſtig an ſeine Lippen. Die Thorah wurde auf dem Altar auseinander gerollt, und zu jedem Abſchnitte, den der Vorbeter las, war jedesmal einer der drei Prediger aufgerufen worden, um den Segen darüber zu ſprechen. Beim vierten Abſchnitte erhob der Vorbeter ſeine Stimme laut und rief: „Es erhebe ſich unſer Lehrer und Meiſter (Doctor und Magiſter) Rabbi Baruch ben Binjamin!" Baruch Spinoza, der mit dieſem Ehrentitel zur Thorah gerufen wurde, ward feuerroth; er verließ ſeinen Synagogenſtuhl und begab ſich an den Altar, wo er mit zitternder Stimme den Segen ſprach. Ein jeder in der Synagoge verwunderte ſich über die Beiſpielloſigkeit, daß dieſe Ehre einem Jüngling von fünfzehn Jahren widerfuhr; nur wenige

*) Juden in Skandinavien und dem deutſchen Reiche.

waren, die ſolches für unerhörten Mißbrauch hielten, denn Baruch war geliebt von Allen die ihn kannten. — Nachdem das lange ſogenannte Muſſaph (hinzugefügtes Gebet) und einige Schlußgebete geſprochen waren, wurde endlich der Gottesdienſt geſchloſſen.

5. Vater und Sohn.

An der Thüre war großes Gedränge. Alles glückwünſchte Baruch und ſeinem Vater zu der Ehre, die ihnen heute wiederfahren war.

„Es iſt gewiß," ſagte der Vater auf dem Heimwege zu ſeinem Sohne, „die Predigten haben heute zu lange gedauert; die Prediger ſollten daran denken, daß ſie vor lauter leeren Magen predigen (da man vor dem Frühgebete keine Speiſe genießen darf). Laß dir das zur Warnung ſein, daß du einmal nicht zu lange predigſt. Freuſt du dich darauf?"

„Mir ſchwindelt," entgegnete Baruch, „auf ſolche Höhe gehoben — ich bin zu ſchwach."

„Gott erhalte dir dieſen frommen Sinn," ſagte der Vater beifällig nickend. „Rechtſchaffene Naturen werden leicht kleinmüthig bei einer Ehre, die ihnen geworden. Vertraue auf Gott, der dich auserwählt hat, er wird dir auch Kraft geben, deinen Ruf zu erfüllen; ſage dir nur, ja, du biſt auserwählt, weil du die Kraft haſt."

Auf der Schwelle ſeines Hauſes legte nun der Vater wie am vergangenen Abend wiederum ſeine Hände auf das Haupt des Sohnes und ſegnete ihn abermals: „Der Herr mache dich gleich Ephraim und Manaſſe."

Auf der Treppe harrte Miriam und übergab Baruch ein Pergament, das Rabbi Saul Morteira geschickt hatte: es war das rabbinische Diplom. — Der Vater schloß sogleich seinen Silberschrank auf und wählte den schwersten vergoldeten Becher, um ihn des andern Tages dem Lehrer zu senden.

Baruch durfte von nun an seinem Namen den Titel Rabbi vorsetzen.

Er empfand einen seltsamen Schreck, so oft er von den Besuchenden mit diesem Titel angeredet wurde, es war ihm, als trüge er eine unsichtbare Krone auf dem Haupte. Bald aber wurde diese Majestät von einem innern Aufruhr angegriffen, der sich jetzt mit verstärkter Macht erhob.

Baruch war eingetreten in die Reihe der stimmbefähigten Wächter des Gesetzes und es war nicht Bescheidenheit, wenn er den ihn darob doppelt Lobpreisenden betheuerte, daß er sich für die ihm auferlegte Würde zu schwach fühle. War's die frösteinde Ermattung, die den überfällt, der am Ziele eines heißen Strebens angelangt ist?

Wie neidische Dämonen wurden Zweifel in seinem Innern laut, ehedem flüchtig gekannte und leicht bezwungene, aber auch neue nie geahnte; sie spotteten seiner Würde und blähten sich stolz auf.

Baruch schaute oft wie verloren drein. Das Gespenst Geronimo's, des Mannes mit dem zwiespältigen Herzen, das ihm in der Nacht nicht erschienen war, schien ihn jetzt am hellen Tage aus allen Winkeln anzugrinsen.

Bei Tische, wo man auf Baruchs Wohl trank und Alles sich ihm zuwendete, ward er wiederum heiter und theilte mit den Andern die festliche Stimmung.

Als er Nachmittags den heutigen Wochenabſchnitt mit den Commentaren nochmals für ſich las, ward er erſt nach geraumer Zeit gewahr, wie nur Lippen und Augen laſen, ſeine Seele war nicht dabei. Er zürnte der widerſpenſtigen Kraft in ihm und in inbrünſtigem Gebete flehte er zu Gott, er möge ihm beiſtehen ſeinen Glauben zu erhalten und zu ſtärken. Thränen fielen auf das offene Buch, ſie löſten die Beklemmung ſeines Innern. Mit lauter mächtiger Stimme, als müßte er ſie der verſammelten Gemeinde künden, ſprach er nun die Worte des Geſetzes, und bei dieſer Anrufung verſchwanden die Dämonen im Herzen und ein glückſeliges Hochgefühl durchſtrömte ſein ganzes Weſen.

Der Vater kam, ſetzte ſich eine Weile ſtill zu ihm, dann ſagte er das Buch zumachend, Baruch dürfe jetzt wohl minder emſig ſein, er habe ja in ſo früher Jugend die höchſte Würde erreicht; er müſſe jetzt auch darnach trachten, ſeinen Körper zu kräftigen.

Baruch küßte nochmals das Buch und ſtellte es in die Reihe, dann faßte er freudig die Hand ſeines Vaters.

„O mein Sohn," begann der Vater wieder, „deine Ehre iſt ſiebenfach die meine, du kannſt es nicht wiſſen — mögeſt du es einſt gleich mir erfahren — nichts kommt der Glückſeligkeit eines Vaters gleich, der ſelber nach Ehre geſtrebt und nun ſeinen Sohn ſie erlangen ſieht; mein Glück und meine Freude ruht auf deinem Haupte, iſt dein und doch mehr als mein, beſſer als mein. Ich ſehe die Zeiten des Meſſias vor mir, ich weiß jetzt, wie es dem Vater zu Muthe ſein muß, der den Erlöſer ſeinen Sohn nennen darf. Gott verzeihe mir, daß mein Herz ſo übervoll iſt und ich ſollte dir das auch nicht ſagen, aber du darfſt es wiſſen, wie glückſelig du mich machſt. Mein noch einziger Bruder iſt todt, die Wunde iſt mit himmliſchem Balſam geheilt, du biſt mein Sohn und Bruder."

Baruch hatte seinen Vater noch nie so bewegt gesehen; mit demüthigem Blicke schaute er in sein flammendes Auge; die Seelen von Vater und Sohn ruhten in einander. Der Vater hielt die eine Hand vor die Stirne und sagte nach einer Pause in ruhigem Tone:

„Hast du keinen Wunsch, Baruch? Sprich ihn aus, ich möchte dich gerne belohnen für die Freude, mit der du mein Herz erquickest."

Das war ein eigenthümliches Zurücklenken in die gewohnte Welt und nur weil ihm dieses Verlangen geläufig war, konnte Baruch sagen:

„Laßt mich doch endlich die Sprache aller profanen Wissenschaften, die lateinische erlernen. Warum soll ich es minder als meine Mitschüler, Isaak Pinhero, Ahron de Silva und viele andere?"

„Ja, ich will deine Bitte gewähren. Gott der Allgütige, der dich bisher geleitet, wird dich auch ferner davor bewahren, daß du aus solchen Schriften kein Gift einsaugest. Und weiter wünschest du also nichts?"

„Ist es wahr?" sagte Baruch schüchtern zur Erde blickend „ist es wahr, was Rodrigo Carceres gestern Abend von der moriskischen Abstammung meiner Mutter (ihr Andenken sei gesegnet) gesagt hat? That ich Chisdai Astruk Unrecht, als ich ihm vor einem Jahre ins Gesicht schlug, weil er mich damit neckte?"

Des Vaters Antlitz verwandelte sich plötzlich bei diesen Worten, er blickte starr darein und kniff die Lippen; endlich nahm er einen Schlüssel aus der Tasche, schloß einen Schrank auf, nahm die Todtenkleider, die jeder fromme Jude immer bereit halten muß, heraus, rollte sie aus einander, bis er ein Papier fand, das er Baruch mit den Worten darreichte:

„Da nimm und lies, du haſt vom Tode meines Bruders gehört, du biſt der Erbe von unſer Aller Leben. Sei deſſen eingedenk. Dieſe Worte ſollten erſt zu dir dringen, wenn mein Mund verſtummt iſt, aber es iſt beſſer ſo. Du biſt ſtark genug.“

Der Vater drängte ihm mit zitternder Hand die Schrift auf und ging mit ſeinem Gaſtfreunde zuerſt nach dem großen Hafen, dem ſogenannten Buitenkant, wo der eintönige Jubelgeſang der Matroſen ertönte, und die in ſabbathlicher Freude luſtwandelnden Glaubensgenoſſen dem glücklichen Vater wiederholt ihre Theilnahme äußerten. Dann zeigte er dem Gaſtfreunde die mit üppigem Wachsthume erfüllten Polder und den Park (Plantaadje), und heute ſchien doch ein gewiſſer Stolz auf die neue Heimath und ihren durch unabläſſige Kraft eroberten Beſtand in ihm zu walten. Während er dem Fremden die waſſerſchöpfenden Windmühlen, den Bau der Deiche und Dämme erklärte und wie jedes Stück fruchtbaren Landes ſeine Geſchichte hat, ſah der ſtaunend Hörende in ſeltſamer Bewegung drein. In dem Manne, der jetzt öffentlich ſich zum dem Glauben der Väter bekannte, mußte eine eigene Andacht herrſchen, denn er ſagte:

„An dieſen Niederlanden hat unſer Gott zum zweitenmale das Wunder der Trockenlegung des Meeres zur Rettung des Volkes Iſrael vollendet. Er hat es nicht durch ein unmittelbares Wunder gethan, ſondern den Menſchen ſeine Kraft gelehrt.“

Unterdeſſen ſaß Baruch in der Kammer und las:

Manuela.

Meinem einzigen Sohn Baruch allein.

Wenn dieſe Worte zu dir dringen, iſt mein Mund verſtummt. Meine Seele iſt wiederum bei der, der ſie allzeit angehörte, und von der ich dir erzählen will . . . Meine ganze Jugend ſteigt vor mir herauf, meine Wangen brennen, ich habe aus Schmach und Lüge ein ſeliges Leben erobert.

So vernimm.

Ich war zwanzig Jahre alt, als ich im Frühling nach Sevilla reiſte, um meinen Bruder Moſes, genannt Geronimo, in ſeinem Kloſter zu beſuchen. Ich ſage, ich war zwanzig Jahre alt, kannte aber die Menſchen und ihre Verſtellungskünſte. Unglück und Verſtellung macht vor der Zeit alt und erfahren. Ich zog alſo nach Sevilla. Mein Bruder empfing mich mit grauſamer Kälte, und reichte mir kaum die Hand durch das Gitter des Sprechzimmers: „Erdenſohn, ich habe nichts mit dir gemein, was willſt du von mir?“ ſo rief er. Ein ſolcher Empfang lockte mich nicht ferner zu ihm. Ich hatte ein Geſchäft von mehreren Wochen in Stadt und Umgegend zu beſorgen. Acht Tage blieb ich darauf in Sevilla, ohne meinen Bruder wieder zu ſehen. In der Geſellſchaft der in Sevilla ſo häufigen Lindo's und Majo's verlebte ich manche glückliche Stunde des heiterſten Allvergeſſens, aber auch der trübe Ernſt der Erinnerung an die Blüthe unſeres

Glaubens in Sevilla blieb nicht aus. Einsam besuchte ich den erst seit fünf und zwanzig Jahren zerstörten Leichenacker vor dem Thore von Minjoar, dort hatten einst die Gebeine der Großen aus Israel geruht, dort stand einst das herrliche Denkmal für unsern Ahnherrn, den großen Rabbi Baruch de Espinosa, dessen Namen du trägst, aber nichts war mehr zu schauen, nicht einmal eine verwitterte Inschrift bezeichnete die Stätte, wo man die Gebeine des Edeln versenkt hatte; im Grabe selber hatten die Spanier ihnen die Ruhe nicht gegönnt, und dort noch nach Gold und Silber und gottlosen Büchern bei ihnen gefahndet.

Eines Tages überkam mich ein unbezwinglicher Drang, (nach dem, was in Folge dessen vorgefallen ist, möchte ich es eine Ahnung nennen) meinen entmenschten und verpfafften Bruder heute wieder zu besuchen. Als stiege ich den heiligen Berg Zion hinan, wo einst die Herrlichkeit Gottes gethront, mit solcher Freude wandelte ich nach dem Trianen-Kastell, wo Pfaffen im Namen des Schöpfers regierten. Ich konnte mir von meiner Freude keine Rechenschaft geben, und doch sie auch nicht bezwingen. Als ich in's Sprechzimmer trat, begegnete mir ein schluchzendes Mädchen mit verhülltem Angesichte, welches aus demselben kam. „Sennora," sagte ich, „bedürft ihr eines Beschützers, und darf ich —" ich konnte nicht ausreden, das Mädchen richtete sein gluthvolles, schwarzes Auge zu mir empor, eine Thräne perlte von den langen Wimpern, leise den Kopf schüttelnd verneigte es sich und ging. Ich ward von einem Familiaren in die Zelle meines Bruders geleitet. Krampfhaft erfaßte er meine Hand, und als der Familiare die Zelle verlassen, fiel er mir weinend um den Hals; „Benjamin, mein Bruder, da bist du, ja, ich bin kein Joseph, ich habe mich selber verkauft. Doch, nein, nein, ich will

ruhig sein; siehst du, es ist noch gerade wie zu Hause, du bist der jüngere und hast doch alle Macht über mich, „„o wie schön und lieblich ist's, wenn Brüder beisammen sind,““ so sprach er. Er sah mir's an, wie der schneidende Gegensatz mit seinem ersten Empfange mich befremdete, er bat mich, ihm zu verzeihen, er habe nicht anders gekonnt, weil das Sprechzimmer so gebaut sei, daß auch das leiseste Wort von dem Prior, dessen Zelle gerade über demselben ist, vernommen werden kann. Man mißtraue ihm immer noch halb, und er habe zeigen wollen, daß er nöthigenfalls alle Bande der Natur zerreißen, die Priester allein als seine Brüder und die Kirche allein als seine wahre Mutter betrachten könne. Er schilderte mir nun seine ganze Lebensweise, und wie er im Verborgenen den Gott der Väter anbete; die schlauesten Ränke, die gräßlichsten Mordgeschichten, Alles erzählte er mir mit unbeweglicher, frommernster Miene, nur selten zuckte ein leises Lächeln um seine Mundwinkel. Ich gab ihm meine Verwunderung über diese stumpfe Ausdruckslosigkeit seiner Mienen zu erkennen. „Das verrätherische Angesicht,“ sagte er, „das ist unser größter Feind. Darum habe ich mit Gottes Hülfe das Alles stumpf und lahm gemacht. Drinnen mag's toben und sich zanken nach Gefallen, aber auf der Oberfläche, da muß Ruhe sein, siehst du, das ist die gebenedeite ewige Ruhe der Heiligen.“ Wir sprachen noch lange mit einander, ich erinnerte an Eleasar, genannt Constantin Montefiore, der in gleicher Absicht wie Moses, in den Dominikaner-Orden eingetreten war. „Siehst du,“ sagte Geronimo, „der ward gefangen in jenen unentdeckbaren Schlingen, die in der Luft des Sprechzimmers schweben. Sein Vater hatte ihn besucht, sie waren unvorsichtig genug, ihr Geheimniß den plauderhaften Wänden anzuvertrauen; kaum

eine Stunde darauf wurden sie in's Gefängniß geschleudert. Constantin (ich will ihn nicht schelten, er ist jetzt todt) konnte das Bewußtsein nicht ertragen, an den Qualen und an dem Tode seines Vaters Schuld zu sein; mit einem Scherben zerbrochenen Glases öffnete er sich die Pulsadern und verblutete so sein junges Leben. Der alte Montefiore, der schon halb Leiche war, wurde zwei Tage darauf mit der Leiche seines Sohnes in feierlichem Auto da fe verbrannt." So erzählte Geronimo, ich bot nun Alles auf, um ihn, dem Wunsche unseres Vaters gemäß, zur Flucht zu bewegen, er aber schwur hoch und heilig, nimmer lebendig seine Klause zu verlassen. Ich kehrte nach der Stadt zurück, der unerklärliche Starrsinn meines Bruders mit seiner nach außen hin abgetödteten Lebenskraft erschütterte mein ganzes Wesen; aber alle meine Gedanken verschwanden wie nichtige Schattenbilder, als ich das Mädchen, welches mir in dem Sprechzimmer begegnet war, auf einem Stein am Wege sitzen sah. Es beachtete mich nicht und ich ging an ihm vorbei; kaum aber war ich drei Schritte von ihm entfernt, als es mich wie mit magischen Banden wieder zu ihm hinzog. „Sennora," sagte ich, „ich habe kein Recht darauf, in das Geheimniß Eurer Seele einzudringen, aber ich habe ein Recht darauf, wenn Ihr der Hülfe bedürftig seid, Euch solche anzubieten, und Ihr, sie von mir zu fordern." Sie gestand mir später, daß der bewegte Ton meiner Stimme ihr mehr Vertrauen zu mir eingeflößt habe, als die ritterliche Entschlossenheit, die meine Worte bekunden sollten. „Laßt mich, gütiger Caballero, mein Retter ist nur der Tod," sagte sie, mit einer Stimme, in der der Ausdruck schmerzvollen Entsagens und bescheidenen Hülferufs sich zur schönsten Harmonie versöhnt hatten. O, es lag ein unbeschreiblicher Reiz in dieser ganzen Erscheinung,

ich fühlte es, und doch hatte ich in der Abenddämmerung, der sie noch durch sorgfältiges Einhüllen in die Mantilla zu Hülfe kam, fast nichts von ihr gesehen, als ihr leuchtendes Augenpaar. Ein unnennbarer Schauer durchrieselte mein ganzes Wesen, als ich so vor ihr stand, ich war fest gebannt in ihre Nähe. Das war mehr als bloßes Mitleid, mehr als bloße Theilnahme an fremdem Kummer; was mich hier festhielt, ich wußte es nicht, das war die Liebe, die sich offenbart, wenn wir uns dem Wesen nahen, das der Herr für uns geschaffen. —

Ich redete noch lange mit dem Mädchen, oder, wie es hieß, Manuela; sie bat mich um Verzeihung, weil sie meine Hülfe von sich gewiesen, ich solle nicht Arges von ihr denken, Unglück und Schmerz hätten sie den Menschen mißtrauen gelehrt. Thränen erstickten ihre Stimme. So war also auch der Schmerz der Genosse ihrer Jugend. O! die Unglücklichen verstehen sich bald. Sie erzählte mir, daß dort in dem Schlosse ihr Vater schon seit drei Monaten eingekerkert sei. Sie wolle hier warten, bis der Inquisitor aus der Stadt zurückkehre, sie wisse wohl, ihr eigenes Leben stehe in Gefahr, weil das Gesetz es jeglichem verbietet, und sei es auch das eigene Kind, für den um Gnade zu bitten, der der Ketzerei angeklagt ist, sie aber wolle sterben mit ihrem Vater und doch fürchte sie die jetzt wieder einbrechende Nacht. „Ich sehe schon," sagte sie, „es soll so sein, ich soll abermals in Jammer und Thränen den Tag heranharren." Sie raffte sich auf und entfernte sich schnell. Ich stand wie eingewurzelt da, und als sie an einer Biegung des Weges meinen Augen entschwand, übermannte mich's wie unendliches Heimweh, ich stürmte ihr nach. Am Abhange des Hügels, wo man die prachtvolle Brücke über den Quadalquivir überschauen kann, bemerkte ich

wie drei in faltige weiße Mäntel gehüllte Gestalten gemessenen Schrittes einherkamen; Manuela warf sich den Voranschreitenden zu Füßen; ein herzdurchbohrender Jammerschrei drang zu mir herüber, Manuela wurde zur Seite geschleudert. Ich sprang aus allen Kräften, die Männer setzten ruhig ihren Gang fort, sie kamen an mir vorüber; ich hielt in meinem raschen Laufe inne, zog meinen Hut ab und verbeugte mich, es war der Inquisitor von zwei Dominikanern begleitet, die von ihrer Seelentreibjagd in ihr Trianen-Schloß zurückkehrten. Die Minute, die ich hier in demüthig bebender Stellung, tausend Flüche für den Schändlichen und tausend Sorgen für Manuela im Herzen harren mußte, ward mir zur Höllenpein. Wie ein vom Bogen geschnellter Pfeil eilte ich davon und holte Manuela ein, die mühsamen Schrittes dem Thore zuwankte. Sie erkannte mich und blieb stehen. Ich konnte nicht sprechen vor raschem Athemholen, und ergriff nur ihre Hand. „Laßt mich, ich bitt' Euch," sagte sie, jedoch ohne meine Hand zurückzuweisen. Ich schwor ihr, o! damals fühlte ich's lebhaft, wie gräßlich es ist, das Heiligste, bei dem man schwören kann, nicht nennen zu dürfen; ich meinte, meine Zunge müßte mir erlahmen, als ich hier, wo ich die höchste Gewißheit geben wollte, bei San Jago schwören mußte. Ich konnte nicht reden, so durchwühlt war mein ganzes Innere. Manuela schloß meine Hand in ihre beiden, ihre feuchten Augen blickten vertrauungsvoll zu mir auf. „Ja," sagte sie, „ich folge der innern Stimme, unglücklicher als ich bin, kann ich doch nicht werden; kommt mit, Ihr sollt Alles hören." Ich bot ihr meinen Arm, und mit Zögern legte sie ihre zitternde Hand an meine Brust. „So haben mich diese Straßen noch nie gesehen," sagte sie leise, als wir gleich am Thore in eine Seitenstraße einlenkten. Ich

ſuchte ſie zu beruhigen, ſie ſchwieg und hüllte ſich noch tiefer in ihre Mantilla. Ohne ein Wort zu reden, gingen wir nebeneinander, bis wir in einer engen Straße, unweit der Kirche Unſerer Frau vom Pfeiler, in ein unſcheinbares Häuschen eintraten. „Kommſt du endlich, Manuela?“ ertönte ein ziemlich ſtarker Diskant, und eine runde Geſtalt mit einem Lichte wälzte ſich wie ein Wollſack die Stiege herab. „Ich habe ſchon dreizehnmal Ave Maria gebetet, und San Jago eine dreipfündige Wachskerze gelobt, wenn du glücklich nach Hauſe kommſt. Ei, mein ſüßes Täubchen, wen haſt du denn da bei dir? Gelobt ſei die heilige Jungfrau, iſt das nicht Don Alfonſo Sajavedra aus Valencia? Verzeih' Uſted, meine alten Augen —“ „Du haſt wirklich falſch geſehen, Laura, es iſt nicht der Vetter, ſondern ein Fremder, ein Freund wollte ich ſagen, der uns helfen will,“ ſagte Manuela. „Ich habe doch Recht,“ fuhr die Alte fort, „habe ich dir's nicht ſchon längſt geſagt, wenn du gehſt, wird uns geholfen? Ich, wo ich hingekommen bin, haben ſie mich weggeworfen wie eine ausgedrückte Orangenſchale, ja lacht nur,“ fuhr ſie kreiſchend fort, „es iſt doch wie das Sprüchwort ſagt: ein friſch geprägter Real mit des Königs Bildniß (Gott ſchütze ihn) iſt beſſer, als ein abgegriffener. Dürft Euch viel darauf einbilden, edler Ritter, daß mein ſchüchternes Täubchen bei Euch eine Ausnahme gemacht hat.“ Die Alte hörte nicht auf, die Tugend Manuela's zu preiſen, und ſagte, das könne nur durch ein Wunder geſchehen ſein, daß ich ſo Großes über ſie vermocht hätte. Manuela hatte viele Mühe, ſie zum Schweigen zu bringen. Nachdem mich die Alte ſattſam gemuſtert, war ſie hinausgegangen. Manuela mußte meinen Blick empfunden haben, ſie ſchlug verſchämt die Augen nieder. „Sennor,“ ſprach ſie, und ergriff mit Haſt meine Hand,

„Sennor, was denkt Ihr von mir?“ „Daß wir uns lieben,“ antwortete ich, ihre Hand küssend. „Ja, wir lieben uns,“ sagte sie, „Gott im Himmel weiß es, wir lieben uns; o Mutter! Mutter! warum mußtest du sterben, ehe du das unendliche Glück deines Kindes gesehen?“

Thräne auf Thräne rann bei diesen Worten über ihre heißen Wangen. „Und darf ich Euch lieben, Sennor?“ fragte sie leise und bedeckte mit beiden Händen ihre Augen und Wangen; „kennt Ihr denn mich? kenn' ich denn Euch?“ „Wir kennen uns,“ erwiederte ich, „in demselben Augenblicke hat Gott den Funken der Liebe in uns angefacht; wir lieben uns, giebt es ein innigeres Kennen?“ O! es ist nur ein schwacher Nachhall jener Empfindung, den ich aus der Vergangenheit wieder auferwecken kann; aber noch jetzt, da ich dem Grabe entgegen gehe, noch jetzt durchzuckt es mich wie ein Blitz, wenn ich daran denke, wie damals auf Einmal der Liebe Allmacht mich erhob. Das war Gottes Fügung, solches kann Menschlichem nimmer entspringen. Dieses sich Finden und Erfassen, ohne sich gesucht oder erstrebt zu haben, das konnte nur durch den Willen des Herrn so sich fügen. Damals zwar, ich gestehe es, fühlte ich das noch nicht; versenkt in nie gekannte Seligkeiten, erkannte ich die unsichtbare Hand, die alles so fügte, noch nicht so ganz, wie sie sich jetzt mir gezeigt. Mitten in der Freude erwachte in Manuela wieder das Andenken an die freudlosen Stunden ihres eingekerkerten Vaters. Ich tröstete sie, versprach die Hülfe meines Bruders, sie aber vertraute nur wenig.

Die Alte kam mit dem Essen. „Wie heißt denn der edle Caballero?“ fragte sie Manuela leise; ich sah die Verwirrung des Mädchens. „Sagt nur meinen Namen laut, Sennora,“ fiel

ich rasch ein, „er hat ja guten Klang hier im Lande und das gute Mütterchen hat ja ohnedieß die eine Hälfte prophetisch errathen; ich heiße Alfonso de Espinosa.“ Wir saßen gemüthlich bei Tische; die Alte betrachtete mich immer und forderte Manuela auf, zu gestehen, ob sie nicht Recht habe, daß ich diesem oder jenem auf's Haar ähnlich sehe. „Bei Gottes Blut,“ sagte sie, „wie froh bin ich, daß auch wieder ein Sombrero (Männerhut) dort am Nagel hängt, so zwei Weibsbilder ganz allein sind doch gar zu verlassene Geschöpfe, und wer weiß, wie es mit dem alten Valor ausgeht.“ Dieser Name machte mich stutzig, ich drang in Manuela, mir die Geschichte ihres Vaters zu erzählen; sie schlug die Augen nieder und begann nach kurzem Besinnen:

„Ihr wißt, daß mehrere Frauen aus Grenada gerade in Cardia waren, als das Edikt verlesen wurde, daß es den Moriskinnen künftighin nimmer erlaubt sein solle, wie ihre angestammte Sitte mit sich brachte, verschleiert auszugehen. Unter den Frauen, denen die Soldaten auf dem Marktplatze zu Cardia die Schleier zerrissen, war auch die Frau meines Oheims, die strahlende Mirzah genannt. Ihre Schönheit war so groß, daß man glauben mochte, eine Heilige sei aus dem Paradies herabgesendet worden, um den Tapfersten aller Nachkommen der ehemaligen Herren Spaniens zu beglücken. Noch nie hatte eines fremden Mannes Blick diese Reize berührt, und jetzt so dem gaffenden Pöbel preisgegeben zu werden! Die Kunde von dem Schrecklichen, was geschehen war, eilte den jammernd zurückkehrenden Frauen voraus; wie durch einen heftigen Erdstoß ward dadurch der ganze Aljaniz erschüttert, denn die Absicht, die letzte Sitte der ehemaligen Mauren zu vernichten, war unverkennbar. — Ich weiß gar nicht, wie ich eigentlich zu dieser Erzählung

hier komme; ich habe Mirzah, die von ihrem Manne grausam verstoßen wurde, nie gekannt, und ihr Schicksal hängt mit dem unsrigen eigentlich gar nicht zusammen. Verzeiht, wenn ich nicht weiß, wo ich anfangen soll, ich habe mir die Sachen nie zurecht gelegt, weil ich nie glauben konnte, einst davon Rechenschaft geben zu dürfen. Mein Vater wohnte damals wie die übrigen maurischen Christen im Albaniz von Grenada. Ach! ich kann heute nicht erzählen," so schloß Manuela und erhob sich rasch. „Nun, so bin Ich da," sagte die Duenna, „weiß ich denn nicht alles so gut als Ihr? War ich nicht dabei, wie es Eure Mutter, Gott hab' sie selig! erzählte? Mir zittern noch die Glieder bis zum Herzen, wenn ich daran denk' wie's damals hergegangen sein muß." Unter vielen Zwischenfragen und Einreden erfuhr ich endlich, daß der Vater Manuela's, Don Antonio de Valor, bei den Mauren Aben Hamed genannt, ein Geschwisterkind Aben Humega's sei. Don Antonio, der dem Mauren-Aufstand abgeneigt, in dem christlichen Glauben beharrt und Grenada nicht verlassen hatte, litt von seinen Stammesgenossen nicht minder als von den eingebornen Spaniern viele Unbilden. Sogar die beiden Söhne Don Antonio's waren heftig gegen ihren Vater ergrimmt, und als der beabsichtigte Sturm auf den Alhambra mißglückt war, flohen sie zu dem sogenannten Alpujarrenkönig Aben Humega in die Sierra Newada und fielen mit Ruhm bedeckt in dem beispiellos muthig geführten Vertilgungskriege. „Ja, früher hättet Ihr zu uns kommen sollen," sagte die Duenna unter anderm, „da hättet ihr Euch umgesehen, da war es anders als jetzt hier: flämische Teppiche auf dem Boden, aus Gold und Seide gewirkte Tapeten an den Wänden, goldene und silberne Becher auf den Tischen, daß man meinte sie müßten bre-

chen" — Wir hatten viele Mühe die Alte zum Schweigen zu bringen, und Manuela erzählte: „Der Aufſtand war unterdrückt, die Mauren theils in die Feme zerſprengt, gefallen oder eingekerkert. So lange der menſchenfreundliche Marques von Mondejar in Granada befehligte, lebte mein Vater ungeſtört in der Selbſtbeſchränkung, zu der ihn ſein Wille und die Zerſtörung ſeiner Güter beſtimmte; als aber der edle Marques abberufen wurde, ward mein Vater als heimlicher Anhänger des Islam verhaftet. Der Halbbruder des Königs, Don Juan von Oeſterreich, der hierauf den Oberbefehl erhielt, befreite ihn jedoch aus ſeiner Gefangenſchaft. Mein Vater zog hieher, um fern von den Reſten ſeiner ehemaligen Verbindungen in Ruhe zu leben. Zehn Jahre blieb ihm dieſe unverkümmert; mein Vater beſuchte alltäglich die Kirche, ſonſt aber verließ er das Haus nie und verbrachte ſeine ganze Zeit mit dem Studium meiſer Schriften und mit meinem Unterrichte.

Da raffte vor anderthalb Jahren ein hitziges Fieber in wenigen Tagen meine Mutter dahin, faſt Niemand hatte ſich ihrem Bette nahen dürfen als mein Vater, ſie verſchied in ſeinen Armen. Von dem Tage, da meine Mutter begraben wurde, kam mein Vater nicht mehr über die Schwelle des Hauſes; ich ſelbſt, die ich ſonſt alles über ihn vermocht hatte, konnte ihn nicht einmal zu einem Gange in die nahe Kirche bewegen. Vorgeſtern Nacht waren es zwölf Wochen, o Gott! ich vergeſſe die Stunde nie, da verlangten zwei Familiaren im Namen der Inquiſition Einlaß in unſer Haus; Laura hatte den Muth aufzuſchließen, ich konnte mich nicht von der Stelle bewegen. Sie drangen ein und ſchleppten meinen Vater nach dem Trianenſchloſſe, wo er ſich wegen ſeines vermeintlichen Ketzerthums vertheidigen ſollte. Eine

Stunde darauf wurde Alles im ganzen Hause durchsucht und versiegelt; ich mußte es selbst mit ansehen, wir sie jenes Bild meiner Mutter dort herunter rissen, weil sie Schätze dahinter verborgen glaubten, und, wie sie sich ausdrückten, das verführerische Heidengesicht Geld geschluckt haben könne." Hier hielt Manuela plötzlich inne. „Ich habe Euch Alles erzählt," fuhr sie dann in zuversichtlichem Tone fort; „ich habe weder Mißbrauch zu fürchten, noch leider auch erfolgreichen Gebrauch zu hoffen."

Ich bot Alles auf, um Manuela zu beruhigen; gespensterhaft erschien mir aber die Alte, die während der letzten Erzählung mit gefalteten Händen und stieren Blicken dasaß, ihre Lippen bewegten sich mechanisch wie zu einem leisen Gebete. Manuela merkte nicht darauf, denn es war mir gelungen ihren Geist von den traurigen Bildern der Vergangenheit abzuwenden. Mitternacht war vorüber als ich in meiner Posada ankam. Als ich des andern Morgens erwachte, schien mir alles ein Traum.

Ich besuchte Manuela und glaubte wirklichen Grund zu haben, alles für ein Gebilde meiner erhitzten Phantasie zu halten. Reue über das verletzte gewöhnliche Herkommen, Unruhe und Verzweiflung wegen des Schicksals ihres Vaters sprach aus ihrem ganzen Wesen. Sie erschien mir so ganz verändert: statt der kühn aufstrebenden Schnellkraft ihres Geistes war es heute ein geknickter Wille mit sklavischer Ergebung, den sie mir offenbarte, und der mich von ihr entfernte. Ich Thor, der ich glaubte, jenes engelgleiche Hochgefühl, das uns frei über all die Schranken und Hemmnisse des gewöhnlichen Lebens hinweghebt, könne in gleicher Macht endlos so fortbestehen. Aergerlich, daß mir nun abermals das Hohe vor der Alltäglichkeit zerrann, verließ ich Manuela, und nur noch aus Mitleid und der einmal übernommenen Pflicht

zu gehorchen, ging ich zu Geronimo und erzählte ihm alles. Sein Scharfblick erkannte die Gestalt der Dinge leicht: „Das Mädchen ist ein Engel oder ein Teufel," sagte er; „gewöhnlicher Verstellung wie gewöhnlicher Tugend ist so Außerordentliches nicht möglich. Die rein passive Ergebung in den höheren Willen, die dich heute so irre machte, ist nichts als der erste Artikel im Credo des großen Propheten. Doch sei nur ruhig, ich glaube es einleiten zu können, daß der alte Valor bald frei gegeben wird, ob er gleich so wenig Christ ist als du und ich — Man hat nur wenig Geld bei ihm gefunden." Ich wollte Manuela erst wenn ihr Vater befreit war, wieder besuchen, um ihre Verzweiflung so am besten zu widerlegen. Ich ging des Abends noch in die Gesellschaft meiner Freunde. Mit lautem ola amigo! wurde ich von den Versammelten begrüßt, jeder wollte den Grund meines Ausbleibens seit zwei Tagen wissen, und jeder erklärte sich denselben nach seiner Sinnes- und Handlungsweise. Ich war lustig und guter Dinge. — Tags darauf nach der Frühmette besuchte ich wieder meinen Bruder. Es war in der That wunderbar, wie schnell Don Antonio freigegeben wurde. Denn kaum hatte Geronimo die Sache bei dem Inquisitor berührt, als man ihm schon willfahrte. Ich durfte jetzt Don Antonio nach Hause geleiten. Am Eingange in die unterirdischen Kerker mußte ich warten, bis er heraufkam, denn Niemand außer den Beklagten durfte jene finsteren Stätten betreten. Endlich kam der Befreite herauf, da sah man, was Folter und Kerker vermögen. Don Antonio hatte kaum die Kraft, sich aufrecht zu erhalten, seine Augen, dem ungewohnten Lichtstrome ausgesetzt, thränten unaufhörlich; um dieß zu verhindern, mußte er sie schließen. Ich geleitete ihn und erzählte, was mir seit den letzten Tagen begegnet war; seine

bleichen Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, denn er mochte aus meiner Schilderung die Liebe zu Manuela erkennen. „Und weiß mein Kind von meiner Rettung?“ fragte er und riß dabei die Augen auf, so daß die wilden Blicke mir bis in's Herz drangen. Ich gestand, daß ich Manuela für ihre Zweifel bestrafen und sie nur erst an seiner Seite hätte wieder sehen wollen. Er antwortete nicht, und indem er den Kopf schüttelte, murmelte er einige unverständliche Worte vor sich hin. Mir ward unheimlich in seiner Nähe. —

Wir kamen endlich vor Don Antonio's Haus. Niemand aus demselben bemerkte uns. Nur mit Mühe und auf jeder Stufe Athem holend stieg Don Antonio die Treppe hinan. Wir traten in die Stube, ermattet sank er in den Lehnsessel, der schon seit Jahren den Kummervollen zu tragen gewöhnt war. Noch immer nahm Niemand Kunde von unserer Anwesenheit; ich öffnete die Kammerthüre: dort sah ich Laura neben einem Bette stehen, auf welchem Manuela schlummerte. Auch Don Antonio schlich mühsam herbei, und als die Duenna uns bemerkte, rief sie in furchtbar gellendem Tone: „o Jesus Maria! der Herr!“. Manuela erwachte, starr blickte sie uns eine Weile an, und als träume sie und wolle die Trugbilder verscheuchen, fuhr sie hastig mit der Hand über die Stirne. „Manuela! mein Kind!“ rief Don Antonio. Da schnellte sie plötzlich empor: „Vater!“ rief sie, und sie lag schluchzend an seinem Halse. Es war eine stumme Minute des höchsten Entzückens, wo das unvermögende Wort zurücktritt und die Seelen sich unmittelbar berühren. „Laß mich, mein Kind, laß mich,“ sagte Don Antonio, und diesmal waren es Thränen, von der Freude erpreßt, die über seine hohlen Wangen rannen: „ich vermag es nicht, diese un-

endlichen Liebkosungen zu ertragen, komm zu dir, Manuela, sieh dort unsern Freund, unsern Retter, Don Alfonso, dem danke, er ward auserkoren zum Werkzeuge Gottes in unserer Noth.“ Manuela ließ ab von ihrem Vater, ihr seelenvolles Auge blickte wieder so bittend und strafend zugleich wie damals, als ich sie zum erstenmale sah, sie warf sich vor mir auf die Kniee, erfaßte meine Hand und bedeckte sie mit Thränen und Küssen. „Verzeiht mir, hoher Herr,“ bat sie, „ich habe Eure Macht und Größe nicht gekannt, verzeiht einer armen, unvernünftigen Magd.“ „Steh auf, Manuela, steh auf, ich befehle es dir, so war's nicht gemeint, so dankt man nicht,“ sprach Don Antonio. Manuela gehorchte. —

Täglich besuchte ich fortan Manuela. Ihr Vater war schwer krank. Die von der Folter halbgelähmte Spannkraft der Muskeln hoffte der Arzt wieder herzustellen, nur die volle Sehkraft glaubte er schwerlich retten zu können. Man hatte Don Antonio schwören müssen, ihm nichts von seinem Zustande zu verhehlen, und eine namenlose Wuth kochte in seinem Innern. „Der Mensch,“ sagte er einmal, „ist das verworfenste Geschöpf der Erde; wo ist ein Raubthier, das, ich will nicht sagen gegen Thiere seiner eigenen Gattung, nein, gegen solche als deren Herr es geboren ist, so grausam verfährt, wie ein Mensch mit dem andern? Der hungernde Tiger, der reißende Wolf saugt seiner Beute das Blut aus, aber das ist noch barmherzig gegen die Menschen, die mit tausendfachem Tode tödten. Sie haben herrliche Gaben, kühnen Erfindungsgeist, und sie erfinden Gräber, wo sie ihre Mitmenschen lebendig verfaulen lassen. O wenn ich nur vor —“ er unterbrach sich und knirschte mit den Zähnen. Manuela kannte diesen Zustand ihres Vaters, sie wagte

es nicht, ihn durch Einreden zu beruhigen, und sie bot alle Rührigkeit ihres Geistes auf, um seine Schwermuth zu verscheuchen. Die unzähligen kleinen Aufmerksamkeiten, die sie mit so anspruchloser Miene erzeigte, der Reichthum von kleinen Geschichtchen und Lieblingserinnerungen ihres Vaters, von denen ihr Mund übersprudelte, die hellen Lieder, die sie so jugendlich frisch zur Guitarre sang, dieses Alles, und auf solche Weise, konnte nur von einem überreichen Herzen geboten werden. Ich that Manuela vielleicht Unrecht, aber meine Eitelkeit schmeichelte sich doch, daß an diesem freudigen Herauskehren ihres innern Lebens nicht blos kindliche Liebe allein, sondern auch meine Anwesenheit einigermaßen Theil hatte. Wir liebten uns nur noch inniger, bewußter.

Don Antonio genas von Tag zu Tage; ein leiser Schimmer seines Auges, durch den ihm die Umrisse aller Gegenstände wie mit einem dunklen Flor überworfen waren, war gerettet worden. „Manuela," sagte ich eines Tages zu ihr, als ich mit ihr allein war und Don Antonio noch seine Siesta hielt, „Manuela, darf ich endlich ernste Schritte zu unserer Verbindung thun?"

„Ich bitt' Euch," antwortete sie, „redet mit mir nicht von so ernsten Dingen, ich bin noch zu jung um darüber nachzudenken."

„Ich aber habe Euch schon einmal gesagt, daß ich meine Liebe nicht einem Kinde, sondern einer Jungfrau mit selbständiger Willenskraft zugewendet habe."

„Und wer ist denn die Glückliche?" lächelte Manuela, „ich habe vergessen danach zu fragen."

Ich schwor ihr, daß ich mich nicht länger durch leichten

Scherz gängeln ließe, sie müsse mir gestehen, ob sie den Willen ihres Vaters kenne.

„Nein," war ihre einsylbige Antwort.

„Und was seid Ihr zu thun gesonnen, wenn mich Euer Vater, was Gott verhüte, zurückweist?"

In entschlossenem Tone antwortete sie: „Kindespflicht geht über Alles, aber ich werde — " sie konnte nicht ausreden, denn Don Antonio rief aus der Kammer: „Was ist das für ein Lärm? warum habt ihr Streit?"

„Don Alfonso will mir's nicht zugeben, daß ich vor einem Monat erst fünfzehn Jahre alt geworden bin."

„Schon, mein Kind, sage lieber schon, denn je älter man wird, desto schlimmer geht's einem auf diesem vermaledeiten Boden."

„Manuela hat Unrecht," sagte ich zu Don Antonio, als er zu uns herauskam, „sie hat Euch falsch berichtet, sie wollte mir's nicht glauben, daß ich morgen abreisen will."

„Das thut mir in der Seele leid," sagte der Alte, „möcht' Euch gerne immer um mich sehen, man gewöhnt sich in meinem Alter schwer an einen neuen Freund, zumal an einen von Euren Jahren, aber bei Euch, ich muß gestehen, ich möchte, was ich sonst nie wünschte, wieder jung werden, blos um ganz Euer Freund sein zu können."

„Wollt Ihr nicht lieber mein Vater sein?" Ich fühlte wie alles Blut mir in's Gesicht drang, ich sah, wie heftig Manuela erröthete, als ich diese Worte mühsam hervorgepreßt hatte.

„Geh Kind," sagte Don Antonio gleichgültig, „geh zu unserm Nachbar und hole mir das Buch, das er schon so lange von mir hat."

Manuela ging.

„Ich bin Euch sehr zu Dank verpflichtet," redete hierauf Don Antonio mich an, „aber es ist nicht Männerart, den Dienst und den Dank in süße Worte einzukleiden; auch sollte man ja nach den Lehren unserer Religion keinen Dank verlangen und keinen bieten dürfen, da wir in all unserm Thun und Lassen nur Werkzeuge in der Hand Gottes sind; ich weiß nicht, ob deßhalb der Undank in der Welt so groß ist — aber verlangt nur von mir was ich geben kann, Ihr sollt es haben, nur mein Kind, meine Manuela! die kann ich nicht missen, sie ist meinem Leben so nothwendig wie die Luft, die ich athme, und so lange ich athme, soll sie keines Mannes Weib werden. Dringt nicht weiter in mich, erspart Euch und mir die unnöthigen Worte."

Ich war wie erstarrt, ich konnte nichts mehr reden, die Thränen standen mir in den Augen, ich nahm meinen Hut und ging. Don Antonio rief mir nach, ich solle bleiben, ich kehrte mich nicht daran. Manuela begegnete mir auf der Treppe; ich sah sie kaum an und eilte davon.

Ich ging zu Geronimo und erklärte ihm meinen Entschluß abzureisen und den Grund desselben.

„Nicht Manuela," sagte er, „willst du fliehen, vor dir selbst, vor der eigenen Neigung deines Herzens möchtest du davon laufen, aber sie wird dir folgen wie dein Schatten, nicht verschwinden wird sie durch die Entfernung, nein, immer reizender, immer lockender dir erscheinen, und in Sehnsucht und widerstrebenden Hoffnungen dich aufreibend wirst du an einem geistigen Siechthum hinkränkeln. Der Herr behüte dich doppelt und dreifach vor dem andern Wege. Glaub' mir, du weißt, auch ich habe einst geliebt, und da drinnen im Herzen lebt meine todte Isa-

Bella, bis es einſt zu ſchlagen aufhört. Drum rette deine erſte Liebe, oder ſieh zu, daß du die Gewißheit deiner Täuſchung mit dir nimmſt. Ermanne dich, und geh nochmals zu Manuela.“

Ich folgte gerne ſeinem Rathe.

Abends wollte ich noch von dem fröhlichen Kreiſe der Freunde Abſchied nehmen. Alle glückwünſchten mir zu der ſchönen Braut; einer meinte, ich ſei doch herablaſſend, daß ich der Freunde noch gedenke, während ich im Begriffe ſtünde, mich mit einem Nachkömmling der Chalifen von Cordova zu verbinden. „Das Geſchlecht iſt ſo edel als das der Ponce di Leon, und wer mir's läugnet, dem will ich die Spitze meines Degens als Stammbaum in's Herz pflanzen,“ erwiederte ich und war bereit meinen Worten ſchnell die That folgen zu laſſen. Alle ſprangen auf und beſchwichtigten den Streit. Meine Heiterkeit war aber durch dieſen Vorfall geſtört, ich ſuchte deshalb ſo bald als thunlich nach Haus zu kommen.

Ich reichte dieſem und jenem die Hand zum Abſchied; aber alle riefen: „Nein, ſo laſſen wir dich nicht, du ſollſt ſehen wie ſehr wir dir geneigt ſind; wir ziehen mit dir vor Liebchens Haus und ſchicken auf der Töne Leiter deine Gefühle zu ihr hinauf ins ſtille Kämmerlein, wo ſie von dir träumt.“ Die Wände der Poſada waren ſchnell der Guitarren und anderen Inſtrumente entleert, ihre Harmonie durch einzelne Griffe erprobt, die Kehlen wurden noch durch einen guten Zug mit Waſſer vermiſchten Mancha-Weines angefriſcht. Ich dankte, ich ſträubte mich gegen ihr Beginnen, es half nichts. „Und gehſt du nicht mit,“ riefen alle durcheinander, „ſo ziehen wir allein hin, und du wirſt dann morgen von Wundern hören, welch' himmelſtürmende Liebesboten wir nach ihr ausgeſendet.“ Um ihre Ausgelaſſenheit zu ver-

hindern, zog ich bebenden Herzens mit durch die einsamen Straßen, in denen nur der Tritt und das muthwillige Lachen unserer lustigen Genossenschaft widerhallte. Kaum war das erste Abschiedslied gesungen, als in den benachbarten Häusern neugierige Schönen im leichten Nachtüberwurfe an den Fenstern erschienen; nur im Hause Manuela's blieb alles still und öde. Die Freunde zogen sich zurück, ich blieb allein und sang abermals jenes wehmüthige Abschiedslied, aber noch immer erschien niemand; unwillig schlich ich in meine Wohnung zurück. — Mit bewegter Seele und erzwungener Stärke ging ich des andern Morgens früh in Manuela's Haus. Als ich sie in ihrem leichten Morgenanzuge überraschte, schrie sie laut auf, und fast ohne meinen Gruß zu erwiedern, verschwand sie hinter der Kammerthüre, die sie schnell verschloß.

„Guten Morgen flüchtiger Ritter von Obenaus! hat Euer Trotzkopf den Mißmuth in der Nachtmütze stecken lassen?" so rief sie lachend zu mir heraus, „nun, wer hat Recht, Vater?" begann sie wieder, „nicht wahr, ich habe auch Menschenkenntniß? Habe ich's nicht gesagt, Don Alfonso kommt wieder, ich weiß es gewiß? Nun mein Herr Ritter, weil Ihr mir einen Sieg über meinen Vater errungen habt, erlaube ich Euch kraft meiner Macht zu binden und zu lösen, noch drei Tage in Sevilla zu bleiben, wenn Ihr Euch die Buße auferlegt, jeden Tag zur heiligen Manuela zu wallfahrten, eine Stunde lang vor ihr zu knieen und sie anzubeten; oder wollt Ihr eine andere Gnade?"

„Ja," antwortete ich, „die, daß Ihr die uns zugemessenen Minuten nicht unnöthigerweise auf Euren Putz verwendet und sobald als möglich herauskommt."

Sie antwortete nicht, sondern sang das Abschiedslied von

geſtern Abend mit zitternder Stimme. Sie hatte kaum die erſte Strophe geendet, als ſie, die übereinandergeſchlagenen Arme unter einem grauen Ueberwurfe verſteckt, heraustrat. „Stürmiſcher!“ ſagte ſie, „Ihr ſeid ja unendlich karg mit den Augenblicken, und laßt einem nicht einmal Zeit zum ordentlichen Ankleiden; da bin ich kindiſches Ding aus Furcht, Ihr möchtet wieder wie geſtern davon rennen, ſchnell in einen alten Mantel meiner ſeligen Mutter hineingefahren; es iſt aber das ungeſchickteſte altväteriſche Ding, ich halte es nicht lange darin aus, darum macht nur, daß Ihr bald fort kommt oder entlaßt mich auf eine kleine Weile.“

„Will Euch nicht lange mehr Unbequemlichkeiten verurſachen, Sennora,“ antwortete ich, durch den Schlußſatz ihrer Rede gereizt. Sie merkte es, und ging unwillig den Blick zur Erde geheftet auf und ab.

„Wenn es denn ſein ſoll, daß wir uns trennen,“ ſagte ſie, „ſo iſt mir's am liebſten es geſchieht jetzt; ich ſehe ſchon, durch dieſe fortdauernden Gereiztheiten werden die Erinnerungen, die uns für eine dunkle Zukunft hell leuchten ſollten, farblos und zerfahren. Mein Vater weiß es, ich habe deſſen vor ihm kein Hehl, wie ſehr ich Euch liebe; der Himmel gebe, daß Eure Liebe gleich ſei der meinen, mehr wünſche ich nicht. Ich weiß aber auch zu gehorchen.“

Don Antonio ſaß ſchweigſam in ſeinen Schlafmantel gehüllt, die Hände zwiſchen den Knieen zuſammengepreßt und den Oberleib herniederbeugend in ſeinem Lehnſeſſel. „Welche Feuerprobe des Ungemachs hat eure beiderſeitige Liebe denn ſchon beſtanden?“ murmelte er mit unheimlicher Stimme, ohne ſich im mindeſten aus ſeiner zuſammengekauerten Stellung zu erheben.

„Sie iſt in Ungemach geboren," antwortete ich, „aber freilich, das vergißt man gerne und ſchnell."

„Was wollt Ihr?" rief er und erhob ſich mit Zittern von ſeinem Sitze, „was wollt Ihr von mir? Weil Ihr das Schickſal hattet bei der Rettung meines Lebens behülflich zu ſein, ſucht Ihr mir nun mein Leben doppelt und dreifach zu rauben, da Ihr meines Kindes Liebe und Gehorſam mir rauben wollt? Ich habe euch Alles gegeben, ihr ſtolzen Spanier, ihr habt meines Stammes Macht und Kraft mir tropfenweiſe abgezapft, ich bin nur noch ein abgedorrtes Reis; aber ſo wahr das Blut der alten Valor in meinen Adern rollt, mein Kind, mein Leben ſollt ihr mir nicht rauben, ſo lange dieſe Hand noch Kraft genug hat, den Dolch in eines ſchwachen Mädchens Bruſt zu bohren. Geht, ich alter Thor ließ mich wieder hintergehen und hielt Euch für beſſer als andere, geht, Ihr ſeid auch ſo habſüchtig und tückiſch wie alle."

Seine Stimme erſcholl wie Schlachtenruf, ſeine ſchäumenden Lippen zitterten vor Wuth, kraftlos ſank er wieder in ſeinen Seſſel zurück. Manuela war zu ihm geeilt, ſie ſtreckte die nackten Arme nach ihm aus und bat ihn weinend ſich zu beruhigen.

„Gott! wo ſoll ich mich hinwenden?" rief ſie. Ich erkannte meinen Fehler, bot Don Antonio meine Hand und bat ihn ſeine eben geſprochenen Worte zu vergeſſen, wie ich ſie ſelbſt vergeſſen wolle, damit wir in Frieden ſcheiden. Er faßte mit Innigkeit meine Hand.

„Ihr habt mich zu hämiſch gereizt," ſagte er, „Don Antonio de Valor war leider nie undankbar, und nie hat er ſich ſolche Reden ungeahndet in's Geſicht werfen laſſen. Mein Kind iſt mein, mein eigen wie meine rechte Hand, ſoll ich ſie zum Dank für

Euch abhauen und Euch ſchenken? Ich bin nicht mehr zornig, gewiß nicht; geduldet Euch, es iſt ja nur noch eine kurze Spanne Leben, die ich zu durchlaufen habe, ich mache Euch die Zeit nicht mehr lange."

Er hielt inne und ſtrengte all ſeine Sehkraft an, um den Eindruck dieſer Worte in unſeren Mienen zu leſen; er muß Beruhigendes darin gefunden haben, denn mit ſeltener Weichheit der Stimme fuhr er fort: „Ich hatte es ſo gut mit Euch vor: wenn der Frühling kommt, wer weiß ob ich nicht nach Guadalajara gezogen wäre, um mit Hülfe Eures weiſen Vaters das Licht meines leiblichen und geiſtigen Auges mir zu ſchärfen."

„O, das wäre herrlich," jauchzte Manuela, „gewiß, ich will Euch pflegen, daß Ihr ganz jung werden ſollt. Bis wohin kommt Ihr uns entgegen, Don Alfonſo?"

Das Geſpräch nahm jetzt eine heitere Wendung. „Das hätte ich nie gedacht, daß Alles noch ſchön ausklingen wird; es iſt gut, daß meines Vaters langer Degen drinnen an der Wand in die Scheide eingeroſtet iſt, ſonſt wäre vielleicht noch unſere Stube zum blutigen Kampfplatze geworden;" ſo ſprach Manuela und ihre Munterkeit lebte aus Schmerz und Thränen nur noch verklärter auf.

Don Antonio ſprach keine Sylbe; aber mitten unter Erinnerungen an die Vergangenheit und Planen für die Zukunft fühlte ich, daß jetzt der Augenblick der Trennung ſein müſſe, denn aus dieſer heitern Umgebung wollte ich mich losreißen. Ich reichte Don Antonio die Hand zum Abſchied.

„Ziehet hin in Frieden," ſagte er, „in Frieden mit Euch und mit uns; gedenket meiner bei Eurem würdigen Vater."

„Und ſehen wir uns bald wieder?" fragte ich; er drückte

mir die Hand und nickte bejahend. Manuela ſtand regungslos da, unſere Blicke begegneten ſich, es war als ob jedes von uns nochmals das getreue Bild des andern in bewußter Anſchauung ſich einprägen wolle, in jedem von uns rang der Schmerz über eine prüfungsvolle Trennung mit dem Willen ihn zu beſiegen. „Manuela, lebt wohl!“ ſprach ich, mich der Geliebten nähernd; „lebt wohl!“ antwortete ſie mit feſter Stimme, „ich weiß gewiß, Ihr vergeßt meiner nie, und iſt es unſere Beſtimmung, daß wir uns einſt ganz angehören ſollen, ſo finden wir uns wieder; iſt es anders verhängt, was nützt Jammern und Widerſtreit? Gehorſam iſt unſere Pflicht. Seid dann glücklich mit einer andern, die Euch gewiß nicht mehr lieben kann als ich; doch daran ſoll keine Macht der Erde und des Himmels mich hindern, Euch zu lieben bis zum Tode und noch nach ihm. Lebt wohl!“

Ich umarmte den Vater nochmals heftig, o! ich glaube ich hätte den Großinquiſitor ſelbſt damals an mein Herz gedrückt. — Ich weiß nicht mehr, wie ich mich losriß, aber an der Hausthüre hielt mich die Duenna auf und jedes Wort von ihr iſt mir ſeltſamer Weiſe noch in Erinnerung, ja ich höre ihre Stimme. —

Es ärgert uns oft, iſt aber doch weiſe ſo eingerichtet, daß neben der Nachtigall auch immer ein Kukuk oder ſonſt ein proſaiſcher Alltagsvogel ſich einniſtet, oder ein Froſch im Sumpfe quackt.

„So geht's in der Welt,“ begann die Alte, indem ſie den Saum meines Mantels küßte, „die Laura, die's mit der ganzen Welt am beſten meint, die wird überall vergeſſen. Ihr müßt nicht glauben, daß ich Euch nachgelaufen bin, damit Ihr mir danken ſollt, wüßt' eigentlich auch gar nicht für was? Ihr ſeid ja immer ſo ſtolz, daß Ihr kaum guten Tag Laura ſagtet, und

doch hab' ich ſchon viel Euretwegen ausgeſtanden, drum hätt' ich's wenigſtens auch verdient, daß Euer Gnaden bei mir Abſchied nimmt; es könnte mich kränken, wenn ich Undank nicht ſchon längſt gewohnt wäre bei der ganzen Welt. Ach heilige Maria, Mutter Gottes, ſteh' mir bei! ich arme Sünderin könnte wünſchen, daß man mir jetzt gerade die letzte Oelung brächte und mir ein Häuschen von ſechs Brettern mitgäbe, unſer guter, lieber Don Alfonſo geht fort, jetzt haben wir wieder das ganze Jahr Aſchermittwoch; ſo wahr mir San Jago gnädig ſei, Ihr dürft mir glauben, wenn ich Manuela nicht ſo lieb hätte, bei dem alten Krittler wär' ich keine vierundzwanzig Stunden geblieben, der macht Jahr aus Jahr ein ein Geſicht wie ein Judas, und das gute Kind, ach! was ſteht das bei ihm aus, das weiß Niemand als ich. O! es geſchieht Euch ganz Recht, wenn nur ich nicht darunter leiden müßte; ſo Alles unter ſich ausgemacht, unſer einem kein Sterbenswörtchen davon geſagt, da ſieht man, was dabei herauskommt, wenn man nicht auch alte erfahrene Leute, die in der Welt auch ſchon was mitgemacht haben, zu Rathe zieht. Bei meiner vorigen Herrſchaft da hab' ich ein Pärchen zuſammengebracht, der Alte hat noch viel ungerner anbeißen wollen als unſer Murrkopf da droben, aber die ſind auch nicht ſo ſtolz geweſen, daß ſie vor lauter Schnäbeln und Herzen ihre beſten Freunde vor der Naſe überſehen haben; es iſt wahr, ſie haben mir zuletzt auch mit Undank gelohnt, aber was thut das? Giebſt du heute, ſo biſt du morgen vergeſſen, ſagt das Sprüchwort, und ein Sprüchwort iſt ein wahr Wort. Wenn Ihr mir nur einen Wink davon gegeben hättet, ich hätt' das Ding ganz anders eingefädelt; Ihr könnt gut und brav ſein, aber (nehmt mir's nicht übel, Uſted, es iſt,

ſo wahr ich eine Sünderin bin, gut gemeint) aber geſcheit ſeid Ihr nicht. Sechs Wochen lang lauft Ihr drum herum wie die Katze um den heißen Brei, gleich den andern Tag, gleich die andere Stunde, wo Ihr den Alten heimgebracht, hättet Ihr um mein ſüß Täubchen freien ſollen; geſteht nur ſelbſt, hätt' er's Euch abſchlagen können? Drückt die Limone aus, bevor ſie verfault, ſagt das Sprüchwort; nach ſechs Wochen, San Jago! was vergißt der Menſch nicht in ſechs Wochen! da wundert's mich gar nicht, daß er ſich das Maul gewiſcht und Euch mit einem magern Gratias abgefertigt hat. Den kennt noch gar keiner, der hat einen Stolz wie ein Ritter vom Berge, er iſt aber auch, ich glaub's noch immer, ein halber Heid — ich blieb' nicht im Haus, wenn nicht wegen des guten Kindes, das ich ſo lieb habe, als ob ich's unter meinem Herzen getragen hätte. Ich ſag' Euch, ich habe ſchon viel Verliebte geſehen, ich ſelbſt, ſeht mich nur an wie Ihr wollt, bin auch einmal jung geweſen und ſauber, ich hab' mich dürfen ſehen laſſen, ich hab' meinen erſten Mann gern, recht gern gehabt, aber daß man ſo verliebt ſein kann wie die Manuela, das hätt' ich mein Lebtag nicht geglaubt. Was liegt dem Alten daran? ſeinetwegen kann ſie graue Haare bekommen und ihr ſüßes Fleiſch verdorren, der hat ein zähes Leben, der ſtirbt nicht ſo bald; er gönnt ſie gar keinem andern, Gott verzeih mir meine Sünden, ich glaub' er möcht' ſie ſelbſt heirathen, wenn das nicht gegen die Natur wär'. O! es dreht mir das Herz im Leib herum, wenn ich dran denke, wie ſich das Alles ſo ſchön hätt' einrichten laſſen, dann ſtünd' es jetzt ganz anders und die alte Laura hätt' noch die Freude gehabt, ſo eine junge rothwangige Manuelita oder einen Alfonſito auf ihren Armen zu wiegen. Nun das ſind jetzt

lauter Reden in den Wind und ich halt' Euch nur damit auf; nichts für ungut, edler Herr, macht, daß Ihr bald wieder kommt, dann laßt nur die Laura sorgen, Ihr sollt sehen wie Alles so gut geht."

Ich hatte der Alten fast willenlos, als ob ich dazu verpflichtet wäre, zugehört, und reichte ihr nun einige Dublonen zum Abschied; sie wollte sie nicht annehmen, da sie nicht wisse warum, sie hätte sie ja nicht verdient; nach einigem Zureden nahm sie es, und mit schalkhaft dankbarer Miene sagte sie:

„Ihr hättet früher einsehen sollen, daß das Sprüchwort sagt: Geschenke sprengen Felsen. Habt Ihr keinen Auftrag mehr an Manuela?"

Ich wußte keinen; sie küßte mir die Hand, und unter Schelten und Murren über den heidnischen Kahlkopf ging sie davon. Nach einer Stunde, in der ich noch Geronimo besuchte, hatte ich Sevilla verlassen. Ich fühlte es klar, hier hatte sich ein Wendepunkt in meinem Leben gestaltet, den ich nie aus den Augen zu lassen mir vorsetzte.

Aber was sind des Menschen Vorsätze und Entschlüsse? Ein Hauch, ein Schatten berührt sie, und sie sind nicht mehr.

Ein Jahr und darüber war verflossen; ich hatte zweimal an Manuela und ihren Vater geschrieben, aber keine Antwort erhalten. Da trat allmälig ihr holdes Bild in den Hintergrund der Seele zurück; die Verschlossenheit und Selbstgenügsamkeit, in die ich mich eingepuppt hatte, verschwand nach und nach. — Der Austritt unsers Oheims zu Madrid mit seiner ganzen Familie aus unserer heimlichen Gemeinde, sein reuiges Eingeständniß und seine Bußfertigkeit für die seitherige Halbheit seines Glaubens erfüllte uns mit Trauer und Angst. Die mächtigen

Espinosa's in dem heutigen Spanien sind die Kinder dieses Oheims. Nicht durch ein einziges Geständniß seiner Mitschuldigen suchte er sich jedoch von den harten Bußen, die ihm auferlegt wurden, zu befreien. Wir erfuhren aber durch unsern Geromino, daß durch ein neues Edikt der Inquisition nicht, wie man bisher geglaubt hatte, nur die maurischen Christen, sondern auch die Judenchristen nach Afrika deportirt werden sollten. In der Sorge um das eigene Schicksal und das der Angehörigen, erwachte in mir auch wieder das Andenken an Manuela mit allem Zauber ihres engelgleichen Wesens. Ich sah es daher als ein Fingerzeig Gottes an, als Rodrigo Carceris, der nach Sevilla reiste, mir die Besorgung jeglichen Auftrags anbot. Ohne einer Bedenklichkeit Raum zu geben, offenbarte ich Manuela in einem Briefe unser ganzes Geheimniß; ich schilderte ihr lebhaft alle Schrecken, die uns bedrohen, und beschwor sie, mit ihrem Vater schleunigst zu uns zu kommen, damit wir vereint die Zukunft ertragen. Fast ohne Erfolg zu hoffen, und nur um meiner letzten Liebespflicht zu genügen, sendete ich den Brief ab.

Die Brust von tausend Sorgen und Ahnungen bewegt, den Vätern grollend, die uns ein alltäglich wiederkehrendes ruhmloses Märtyrerthum und das Doppelgesicht des Glaubens als leidiges Erbe hinterlassen, war ich eines Tages die Landstraße entlang gewandert. Da bemerkte ich einen Wagen, der langsamen Schrittes den Weg herkam; ich trat näher, ein Blick, ein Schrei und — Manuela lag in meinen Armen. Wie von innerer magischer Kraft getrieben, hatte sie sich behende über die Brüstung des Wagens herausgeschwungen. Ich setzte mich schnell wieder mit ihr in den Wagen, zog die Gardinen vor und fuhr

dem Thore zu. Don Antonio saß in eine große wollene Decke gehüllt neben Manuela; auch er freute sich der glücklichen Schickung, daß wir uns hier so bald getroffen. „Wenn's noch lange so fortgegangen wäre über Berg und Thal," sagte er, „hätte Manuela mich als Leiche zu Euch gebracht; das Fahren rüttelt mir alle Glieder so auseinander, daß ich meine, ich wäre wieder auf der Folter. Nicht wahr, Manuela, nun hast du dein Höchstes erreicht, da du mich alten Thor zu der weiten Reise überredet hast? ja, ja, nun ist an meinem Leben nichts mehr gelegen, jetzt wär's am besten, wenn ich bald sterbe, nicht wahr? Seid nur ruhig, es dauert nicht mehr lang."

Mit einem höhnischen Lächeln grinste er uns an und schob Manuela's Arm weg. War mir seine Weigerung ehedem wie dämonische Habgier erschienen, so hatte ich bei dieser Weise seines eigenen Kindes Freude zu vergiften mit Haß gegen ihn zu kämpfen; er war bei alledem Manuela's Vater. Manuela verstand es durch unzählige kleine Fragen und Erinnerungen meinen Aerger zu zerstreuen. Es gelang ihr leicht, denn wie unendlich vieles hatten wir uns zu sagen; aber sonderbar! während hundert gewichtige Fragen sich in unserm Sinne drängen, ist es oft gerade die unbedeutendste, die am ersten zu Worte kommt. „Wie geht's der alten Laura?" fragte ich.

„Sie ist todt, die falsche Schlange; hört nur, wie es uns mit dieser erging. Es werden jetzt ungefähr sieben Monate sein, mein Vater lag schwer krank darnieder (wie er überhaupt seit Eurer Abwesenheit nicht einen Monat lang ununterbrochen gesund war), da erkrankte auch Laura; sie wurde in das Hospital San Lorenzo gebracht, welches sie zum Erben ihrer ganzen Habe einsetzte. Ihre Krankheit entwickelte sich

ſchnell, ſie war unheilbar. Nachdem ſie ſchon die Sterbeſakramente empfangen, äußerte ſie als letzten Wunſch, man möchte mich zu ihr bringen, ſie könne nicht eher ruhig ſterben, bis ſie mich noch einmal allein geſprochen hätte. Auch mein Vater rieth mir hinzugehen, und mit kaum bezwingbarem Widerwillen ließ ich mich nach dem Hoſpital geleiten. Ich hätte die Laura nicht wieder erkannt, ſo abgemagert war ſie in den wenigen Wochen; ſie aber erkannte mich alsbald und ſtreckte weinend ihre knöchernen Hände nach mir aus. Ihre ehemalige Beredtſamkeit war noch nicht verſchwunden; nur mit halber Stimme und von Stöhnen und Aechzen unterbrochen, geſtand ſie mir, wie ſie es war, die auf Zureden ihres Beichtvaters bekannt habe, daß mein Vater die Kirche nicht beſuche und den Heidengott im Stillen verehre. Der Beichtvater habe ſie zwar ſchon damals für dieſe gottgefällige Handlung von allen ihren Sünden freigeſprochen, aber jetzt ſei es ihr, als ob ſie nicht ſterben könne, bevor auch ich ihr das viele Ungemach, das dadurch über mich gekommen wäre, verziehen hätte; ich ſolle bedenken, daß ſie damals ihr eigen Seelenheil dafür verbürgt habe, daß ich ein gutes Chriſtenkind ſei, darum ſei ich auch immer frei ausgegangen; ich ſolle bedenken, ſagte ſie — und der alte Schalk guckte noch aus ihrem halbgebrochenen Auge hervor — daß ich nur ſo den guten lieben Don Alfonſo kennen gelernt, und ſie verſprach mir bald im Himmel für unſere Vereinigung zu beten. Ich dankte für ihre gütige Verwendung, mochte ihr aber doch die Todesſtunde nicht verbittern und verzieh ihr, wie ich geſtehen muß, nicht ſo von ganzer Seele."

Ich erzählte nun Manuela von der letzten Standrede Laura's, und unter ſolchen Geſprächen waren wir am Hauſe meines Vaters

angelangt. Die Ankömmlinge waren meinem Vater hochwillkommen. Der alte Valor wurde die Treppe hinaufgetragen, das geringe Gepäcke war bald an Ort und Stelle. Meine Schwester, die einige Jahre älter als Manuela war, wurde bald ihre vertrauteste Freundin, so daß sie sich bei uns heimischer als zu Hause fühlte. Wir bereiteten im Stillen die Abreise vor, aber der kränkliche Zustand Don Antonio's, in welchem er nie etwas von einer Abreise hören wollte, machte uns bange; mein Vater, der als der erfahrenste Arzt in ganz Neu-Castilien galt, fürchtete bei ihm ein langes Hinsiechen. Wie waren wir daher erstaunt, als man ihn eines Morgens mit schrecklich aufgedunsenem Gesichte im Bette todt fand. Nur dies einzige Mal, als Manuela das schrecklich entstellte Angesicht ihres Vaters zuerst erblickte, sank ihr Körper unter der Wucht des Schmerzes ohnmächtig zusammen, sonst hatte sie alle Wechselfälle des Lebens kräftig ausgedauert. Mein Vater behauptete, das sei nicht das Aussehen eines natürlichen Todes; in der That fand man auch, als man die Leiche entkleidete, das Amulet, das Don Antonio seit seiner letzten Verhaftung auf dem Herzen getragen hatte, aufgerissen und leer, nirgends war aber ein Ueberrest eines Giftes zu entdecken. — Nie hat Manuela von diesem Umstande etwas erfahren.

Da nun der alte Valor todt war, glaubte mein Vater mit der Abreise nicht länger zögern zu dürfen. Der Verstorbene hatte keine Kunde von seinem letzten Willen hinterlassen: was war natürlicher, als daß Manuela mit uns reiste? Mein Vater trug mir auf, sie an die baldigste Besorgung ihrer etwa unerledigten Angelegenheiten zu gemahnen. Ich ging zu ihr, fand sie allein, weinend und nachdenklich. „Wir alle ehren diese Zeichen kindlich frommen Sinnes," sagte ich, „aber wozu noch län-

ger düsteren Gedanken Euch hingeben? Mein Vater will auch Euch Vater sein, und ich — nun Ihr wißt, was ich Euch sein möchte."

„Nein, nie!" antwortete sie; „habt Erbarmen mit mir armen Waise und laßt mich hinziehen zu meinem Oheim nach Valencia, er wird den Haß meines Vaters an mir nicht rächen, er wird das Kind seiner Schwester nicht verstoßen. Wie gerne bliebe ich bei Euch, aber ich sehe es zu spät, eine eiserne Scheidewand trennt uns auf ewig."

„So wißt Ihr denn schon?" fragte ich mit Ungeduld, „hat meine Schwester es Euch anvertraut? Glaubt mir, schon lange klang es in meiner Seele wie feiger Meineid, daß ich nicht längst Euch Alles gestanden, Ihr hättet mich nie verrathen. Ja, ich bin ein Jude, und will meinem zertretenen Glauben angehören, so lange noch ein Lebenshauch in mir wohnt, und könnt Ihr mich jetzt verlassen, nun wohlan, so habt Ihr mich nie geliebt; ziehet hin zu Eurem Oheim, Niemand wird Euch hindern." Manuela blickte mich starr und mit verzweifelten Blicken an.

„Ihr seid grausam, Sennor," sagte sie, „das hätte ich nimmer von Euch gedacht; wer hat Euch diese Macht über mich gegeben, so freveln Hohn mit mir zu treiben, und daß ich Euch dennoch lieben muß? Glaubt Ihr ich sei verzagt und schäme mich meines Glaubens? Sagt's nur frei, ich weiß du hängst dem Islam an, wie dein todter Vater that — und ich will Eure Kniee umfassen und Euch um Verzeihung bitten, aber verhöhnt mich nicht; was hab' ich Euch denn gethan?"

Ein Thränenstrom erstickte ihre Stimme, sie wandte sich schluchzend von mir ab. „O Vater! Vater!" rief sie, „so ver-

fährt man mit deinem Kinde; warum hast du mich nicht mit dir in's Grab genommen?"

Ich beschwor alle Flüche des Himmels auf mich herab, wenn ich nicht Wahrheit gesprochen hätte. Sie blickte mich wieder freundlich an, und das stille Schwimmen ihres Auges verrieth den unendlichen Schmerz über das Unrecht, das sie mir gethan, und über den entsetzlichen Abgrund, der sich vor unseren Augen aufschloß. „So nah und doch so unendlich fern!" sagte sie, mir die Hand zur Versöhnung reichend; ich bestürmte sie mit all ihrer frühern Liebesmacht: „Gott ist der Gott der Liebe, wo Ihr ihn auch verehret, sei es in Kirchen, Moscheen oder Synagogen; und wäre es nicht der Wille Gottes, hätten wir uns so gefunden und wieder gefunden?" In feuriger Rede stellte ich ihr die verschiedenen Glaubensbekenntnisse so dar, wie sie es für Liebende sind; ich kümmerte mich wenig um das, was in den Büchern geschrieben steht und was die Priester lehren, Gott verzeih mir's! ich möchte heute nicht Alles verantworten. Manuela hörte mir nur halb zu, und in herzzerreißendem Tone rief sie:

„Herr! Gott! vernichte mich nicht, weil ich noch zweifle. Was hab' ich verbrochen, daß du so Unendliches mir auferlegst? Kann ich der Kindheit Glauben aus der Seele tilgen und doch noch leben? Warum denn gerade mir, gerade mir dem schwachen Mädchen, das grausame Geschick Moslemin zu sein im Herzen und Christin im Angesichte, um zuletzt beides Lügen zu strafen? Giebt's keine Tempel mehr, daß man mich hindurchjage und mein armes Herz zerfleische? Mein Vater hatte doch Unrecht, als er vor drei Jahren eine alte Zigeunerin die Treppe hinab warf, daß ich meinte sie könne nicht mehr aufstehen, weil sie mir prophezeit hatte, ich würde nicht in meinem jetzigen

Glauben sterben und ich sei zu großen Dingen geboren; ich möchte nur wissen, was das für große Dinge sein werden. Wenn jetzt die alte Hexe wiederkäme, wie würde sie staunen über ihre eigene Weisheit!" — Ein Schrei des Entsetzens unterbrach Manuela's Rede, „das ist die schwarze Kunst, die hier ihr Spiel treibt," rief sie und schmiegte sich furchtsam an mich. Ich blickte nach der Thüre, dort stand ein altes Zigeunermütterchen auf seinen Stab gestützt und bat mit klugem Lächeln um ein Almosen. Ich beruhigte Manuela, die am ganzen Leibe zitterte, sich jetzt aber Zwang anthat und beherzt vor die Bettlerin hintretend fragte: „Kennt Ihr mich?"

„Ei warum denn nicht?" antwortete die Alte und erhob ihr grinsendes Gesicht, „da seht, hab' ja ein gutes Denkzeichen, die Narbe da über meinem linken Aug', die hab' ich aus Eurem Hause in Sevilla davon getragen; nun wie steht's mit meiner Prophezeiung, ist sie nicht eingetroffen?"

„Ich weiß nicht," antwortete Manuela.

„Ihr wißt nicht? ei, ei, aber ich weiß."

„Danke schönstens für Eure Weisheit," antwortete Manuela, ihr eine Gabe reichend.

„Nur einen Augenblick laßt mir noch dies Sammethändchen, ich weiß noch viel mehr Dinge." Manuela sträubte sich nur halb. Die Alte kicherte so heftig, als sie eine Weile die Handfläche betrachtet hatte, daß der Stock ihrer Hand entfiel. „Das geht über alle Maaßen," rief sie, „nun seht einmal her, diese feingeschliffene Lebenslinie ist mir nur Einmal vorgekommen: ein schmucker Ritter kommt und holt Euch über's Meer, dürft Euch darauf verlassen, es ist so gewiß wahr, so gewiß, als ich noch so jung und schön sein möcht' wie Ihr; seht Ihr die kleinen Schnitt-

chen, die da drüber weggehen? Das bedeutet viel Kummer und Herzeleid; aber halt, das müßt Ihr noch hören: da steht ein prächtiger Junge, den Ihr bekommen werdet, braucht nicht so roth zu werden, es giebt einen tüchtigen vielgerühmten Ritter, mit dem keiner in die Schranken treten mag, er führt seine Streiche mit solcher Sicherheit und Ruhe, daß er alle seine Gegner in den Sand streckt; der Ring da abwärts, das bedeutet eine Krone, die er ausschlägt." Solche und andere Narrenspossen sprach die geschwätzige Wahrsagerin noch viel, und ich wundere mich nur über mich selbst, daß ich die Geschichten noch alle im Kopf behalten habe. Manuela schien, so sehr sie es auch verbergen wollte, doch mehr daran zu glauben als ich; ich habe nie auf derlei Dinge etwas gehalten und wir haben ja jetzt den augenscheinlichsten Beweis, was daraus geworden ist. Auch mir wollte sie noch weissagen, ich hatte aber ganz andere Dinge zu thun und zu denken, gab ihr daher ein Geschenk und hieß sie nun ihres Weges gehen.

Durch diesen sonderbaren Zwischenfall war die tiefe Aufgeregtheit Manuela's, die mich schaudern machte, glücklich abgeleitet worden. Ich stellte ihr nun nochmals Alles mit Ruhe vor, auch sie war ruhig; ich mußte ihr versprechen, sie vor dem andern Morgen mit keinem Worte mehr zu bestürmen. „Ich werde Alles treu und gewissenhaft überlegen," sagte sie, „Niemand kann, Niemand darf mir hier rathen."

Des andern Tages als ich erwachte, war mein erster Gedanke: heute entscheidet sich deines Lebens künftige Gestalt. Es ist in solchen Stimmungen nicht möglich, irgend einen Gedanken festzuhalten, eine peinliche Ungeduld verzehrt uns. Ich eilte hinaus auf die Almeda, ich jagte mein Roß, als ob ich mit

ſeinen raſchen Schritten auch die träge Zeit zwänge, daß ſie ihren Lauf beſchleunige, damit ich endlich zu Manuela gehen könne. — „Gott allein weiß, wie ich gerungen,“ ſagte ſie als ich zu ihr kam, „Ihr habt geſiegt; aber ich bitt' Euch, macht daß wir fortkommen, hier halte ich's nicht länger aus.“ — Ich erzählte meinem Vater Alles. „Du haſt nicht wohlgethan, mein Sohn,“ ſagte er, „ſo ungleiche Gewichte in die Wagſchale zu legen; mir iſt Alles, was du mir hier ſagſt nichts Neues, doch ſomit gebrochener Seele darf das Mädchen unſerm Glauben und unſrer Familie nicht gewonnen werden; ich werde ihr unverhohlen alle die ſchweren Pflichten, die unſer Glaube zu üben befiehlt, alle die Leiden, die er noch zu tragen verdammt iſt, auseinanſetzen; beharrt ſie dann noch auf ihrem Vorſatze, nun denn, ſo gebe Gott ſeinen Segen dazu, daß ſie die Stammmutter einer frommen Nachkommenſchaft werde.“

Manuela blieb ſtandhaft.

Kein Hinderniß ſtand unſerer Abreiſe mehr im Wege. Nachdem wir mit vieler Mühe unſere Habe in beweglichen Werth umgeſetzt hatten, reiſte Immanuel mit der Schweſter und Manuela voraus, denn wir mußten möglichſt dafür ſorgen, kein Aufſehen zu erregen. In der Nacht darauf folgte ich mit meinem Vater denſelben. Ich konnte mich der Thränen kaum erwehren, als wir uns von den traulichen Straßen wie Diebe, von Nacht und Furcht umgeben, wegſchlichen. O! Wir liebten unſer Stiefvaterland von ganzer Seele, das fühl' ich noch jetzt. Mein Vater ſprach keine Sylbe. Erſt als die Morgenröthe aufging, befahl er mir hier die Sonne zum Zeugen zu nehmen und bei Gott dem Allerhöchſten zu ſchwören, daß ich Manuela ſo lange nicht als die Meine betrachten wolle, bis ſie in unſern

Glauben aufgenommen und durch den Bund der Ehe mir zugegeben ſei. Wir holten die Vorausgegangenen ein und kamen nach manchen Beſchwerden in Oporto an. Dort wohnten wir bei dem Vater Uriel da Coſta's bis zum Tage der Abfahrt. Auch Mendez Henrico aus Madrid trafen wir hier; er verließ ein hohes Amt am Hofe und eine heißgeliebte Braut, um mit ſeinen Brüdern in fernem Lande ſeinen Glauben offen zu bekennen. Es war ein wortkarger Reiſegefährte. Einen gräßlichen Fluch, wie ihn noch nie eines Menſchen Zunge ausgeſprochen, beſchwor er über das unglückliche Spanien herab als wir die Anker lichteten; dabei rollten ſeine Augen wie die eines Raſenden, er knirſchte mit den Zähnen und ſtampfte mit den Füßen, daß mir vor dieſer Wuth bangte und ich ihn beſänftigen wollte. Ohne mir zu antworten oder nur nach mir umzublicken, ging er an das andere Ende des Schiffes, rückte ſich in einer einſamen Ecke ein Gewinde vorräthiger Tauſeile zurecht, und kauerte ſich dort zuſammen. Ich hatte genug zu thun mit den eigenen Angehörigen, und ließ Henrico nach ſeiner Weiſe gewähren. Die Fahrt war Anfangs glücklich; das neue Schauſpiel erweckte Manuela's Heiterkeit wieder. Aber ſchon am erſten Abend erkrankte mein Vater. Er ſuchte wieder wie ſonſt durch ſtarke Arzneimittel entgegen zu wirken, es half nichts, ſein Zuſtand verſchlimmerte ſich von Stunde zu Stunde. „Es iſt ſonderbar," ſagte er einmal zu mir, als ich an ſeinem Bette ſaß, „da liege ich altes Kind wieder in einer großen Wiege, die mich aus dem Leben hinausſchaukeln wird. Werft meinen Leib nur nicht hinaus in die kalte Fluth; wie Joſeph einſt ſeine Brüder, ſo beſchwöre ich euch, meine Kinder, nehmt meine Gebeine mit und begrabt ſie in dem Lande, wohin der Herr euch führen wird; ich fühl's, mein Auge

soll's nicht mehr schauen." Ich suchte ihm solche Gedanken auszureden, er aber sagte: „Ich weiß, meine Stunden sind gezählt, ich habe viel Freud' und Leid genossen auf dieser Welt; Preis und Dank sei Gott dem Herrn für beides. Komm, rufe mir meine Kinder, auch Manuela, auch sie ist mein Kind, du wirst glücklich mit ihr sein." — „Weinet nicht," sprach er dann zu den Eintretenden, „ich kann ruhig in die Grube sinken, da ich weiß, ihr werdet fortan ungehindert und in Frieden eurem Gotte leben dürfen; und sollte abermals eines Drängers Hand euch verstoßen, verzaget nicht, denn das Gesetz unseres Gottes, des einzig einigen, wird einst glorreich erkannt werden von allen Völkern."

Mein Vater sprach noch viel über die Einrichtung unseres künftigen Lebens; es war als ob sein naher Tod ihm das Fernsehen in unbekannte Verhältnisse gestattet hätte. Er segnete noch jeden einzeln, und nach wenigen Stunden verschied er mit gebetähnlicher Lippenbewegung. Ich habe seitdem vieler Menschen Geist sich losringen sehen vom Körper, aber nie sah ich solch himmlisch verklärtes Antlitz wieder; unsere Thränen flossen reichlich; am heftigsten aber weinte Manuela, sie war zum zweitenmale verwaist. Als keine Rückkehr des Lebens in den Leichnam mehr zu hoffen war, leerten wir in der Stille eine große Kiste aus und zogen der Leiche das Sterbegewand, das noch meine Mutter bereitet hatte, an. Ein Säckchen mit Erde aus dem gelobten Lande, das mein Vater für schweres Geld hatte kommen lassen, lag bei den Sterbegewändern. Wir legten ihm diese heilige Erde unter das Haupt und stellten den Sarg in die unterste Kajüte, wo mein Bruder dabei wachte. Es war ein neblichter Morgen als wir weiter fuhren. Gegen Mittag erhob sich ein

fürchterlicher Sturm mit all den Schrecken, die ich bisher nur aus den Erzählungen von den vielfachen Reiseabenteuern meines Vaters gekannt hatte; ich dankte Gott, daß er ihn dieser neuen Qual überhoben und suchte durch diesen Gedanken die zitternden Mädchen zu beruhigen. Da trat der Schiffshauptmann zu uns und befahl mir in kurzen Worten, ihm augenblicklich die Kiste anzugeben, worin die Leiche verborgen sei, damit er nicht nöthig habe alles zu durchwühlen und viel Zeit zu verlieren, es sei eine bewährte Regel, daß das Meer sich nicht eher beruhige, als bis ihm die Leiche, die ein Schiff mit sich führe, zum Opfer gebracht worden. Ich suchte ihn zu beruhigen, war aber dabei so unvorsichtig, ihm das Lächerliche seines Aberglaubens begreiflich machen zu wollen. Er hätte mich für diese Belehrung fast niedergestochen, wenn nicht Manuela ihm in den Arm gefallen wäre. Ich wollte nur mit dem Tode den Willen meines Vaters unerfüllt lassen und setzte mich zur Gegenwehr; die Mädchen jammerten und weinten; die ganze Schiffsmannschaft kam hinzu, ich mußte mich fügen. Nachdem wir noch schnell den Sarg mit Ballast beschwert hatten, damit er sogleich untersinke, trat ich mit hinaus in die Wuth der Elemente und mit blutendem Herzen sah ich, wie die hochaufbrausenden Wellen ihren Rachen über der dargebotenen Beute schlossen. Auf lange Zeit war meine Ruhe dort mit versenkt worden. — Alles auf dem Schiffe war in gräßlicher Bewegung, nur einer stand regungslos da inmitten dieses Aufruhrs, es war Mendez Henrico. Den gespannten Hahn einer Pistole in der einen Hand, mit der andern sich aus aller Kraft an ein Tauseil anklammernd, stand er auf dem Verdeck. „Was wollt Ihr? Seid Ihr wahnsinnig?“ rief ich ihm zu; er lächelte mitleidig: „Seht Ihr das Meer da?“

ſagte er, „ſeht Ihr das Meer da? Das iſt ein großes Taufbecken, da ſollen wir nun auch noch nach griechiſchem Ritus getauft werden; mich aber ſollen ſie bei lebendigem Leibe nicht dazu zwingen, ſie, denen die Elemente ſelbſt ſklaviſch heucheln. Bricht der dort (hier deutete er auf den Maſt), ſo brennt dieſe Kugel in meinem Herzen, ich will nicht" — In dieſem Augenblicke krachte der Maſt, ein Schuß knallte und Henrico ſtürzte kopfüber aus dem Schiff. Ich war ſelbſt wie zerſchmettert von alle dem was mich umgab; wir waren ein Spielball in den Händen des Sturmes.

O mein Sohn! Wer ſein eigenes Leben und was er von der Welt geſehen, was wichtig und was nichtig iſt, erkennen will, der lernt es am beſten, wenn er mit Allem was er iſt und hat, draußen auf dem endloſen Meere iſt. Im Sturm wie in der darauf folgenden Stille habe ich tiefer in Alles geblickt als je ſonſt. Es war mir wie ein vierzigjähriges Wandern durch die Wüſte: nicht das alte Geſchlecht ſollte nach dem gelobten Lande kommen, in mir ſelbſt ſtarb es aus — ein neuer Menſch ſah endlich das Land der Freiheit vor ſich.

Wir landeten in Antwerpen. Erſt über tiefe Trauer hinweg ſollte ich unſere neue Heimath lieben lernen.

Dreißig Tage trauerte ich, wie es das Geſetz vorſchreibt, um meinen Vater; noch lange erregte es mir tiefe Gewiſſensbiſſe, ſeinen letzten Willen nicht erfüllt zu haben. Manuela war unterdeß in die jüdiſche Gemeinde aufgenommen worden, und an ihrer Seite fand ich die Ruhe und das Glück, für das ich Gott ewig danke. Wir hatten beide ſchwere Lebenskämpfe. Wir hatten uns beide das Judenthum in der gemeinſamen Ausübung einer freien Genoſſenſchaft ganz anders gedacht; wir wußten nicht, wie viel

doch noch von Angewöhnung in uns war, und mir beſonders wollte es nicht behagen mit der bloßen Freiheit ein Leben von tauſend religiöſen Obſervanzen eingehegt leben zu dürfen. Gott der Allgütige wird mir meine Schuld verzeihen, ich habe erkennen gelernt, daß ſein heiliger Wille überall waltet und die Beobachtung des Geſetzes nur zu ihm führt. Wir haben Alles aufgegeben, um euch unſere Kinder im Frieden unſeres Glaubens erwachſen zu ſehen. Seid deſſen eingedenk. Du vor allen mein Sohn.

Das iſt die Geſchichte meines Lebens, meiner Liebe, geſchrieben für meinen einzigen Sohn Baruch allein.

6. Thalmud und Latein.

Die Hand Baruchs zitterte als er die Blätter weglegte, seine Stirne war heiß als er sie mit der Hand stützte.

Welch ein Wirrsal ist das Leben der Menschheit, das sich in Stammes- und Glaubens-Genossenschaften abscheidet; und die eine haßt und verfolgt die andere und dünkt sich allein weise und gottgefällig, und die Tempel werden zu Feldherrenzelten, darin die Parole kundgegeben wird, den Kundigen zum Heile, den Anderen zum Verderben . . .

Eine Stimme, noch mächtiger und eindringlicher als die in der Synagoge, rief jetzt Baruch den Segen zu sprechen über das offenbare ungeschriebene Gesetz, dessen beide Säulen Befreiung von jeglicher Stammes- und Glaubenssonderung und Liebe zur Menschheit deuten. Hat nicht schon Maimonides gelehrt: Die Frommen aller Religionen gelangen zur ewigen Seligkeit?

Baruch war nicht mehr der Sohn Israels, er war der Sohn der Menschheit. Nicht nur seine Abstammung trieb ihn darauf hin, sich als solchen zu erkennen — wenn gleich dieß die nächste Veranlassung war — der Geist des Lebens, der Geist Gottes erfaßte ihn und trug ihn hinweg über alle Schranken und hielt ihn fest und frei in wonniger Schwebe.

Erst als ihn der Vater rief, erwachte Baruch und mußte sich

besinnen was er war. Er gab dem Vater die Blätter zurück und küßte seine Hand. Der Vater hielt die Hand des Sohnes fest und ging mit ihm nach der Synagoge. Baruch antwortete denen, die ihm am Eingange des Gotteshauses zu der erlangten rabbinischen Würde Glück wünschten, nur zerstreut und halb. Die Leute hielten ihn für stolz.

Diese Voraussetzung wurde theilweise zur Wahrheit, als er des Sonntag Morgens nach dem Frühgottesdienste seinen mit Blech beschlagenen Folianten unter den Arm nahm und den Weg nach der Schule „Gesetzeskrone" einschlug.

Wie freudig und behend war er sonst diesen Weg gegangen, und jetzt schaute er wie verworren drein und strauchelte fast bei jedem Schritte. Eine aus Mißmuth und Stolz gemischte Empfindung beherrschte seine Seele; er sollte nun fort und fort diesen Weg gehen, sollte allzeit dieselben Bücher abermals studieren und was konnten sie ihm Neues bieten? Er hatte die rabbinische Würde, das Höchste in diesem Bereiche, errungen, und war und blieb doch wiederum Schüler in den gleichen Lehrgebieten, in denen man nur den Scharfsinn bis zum Aberwitz üben sollte. Er war zu Hause in Allem was sich hier kund gab, wozu sollte das ewige Einerlei? Noch schmerzlicher aber war der Gedanke, daß er ein Fremder geworden, denn die Erfahrungen des vergangenen Tages hatten ihn hinausgehoben über jegliche Gewöhnung; war es nicht ein Frevel, daß er wieder in dieselbe eintrat und sich geberdete als ob nichts geschehen wäre?

Die jüdische Volksgenossenschaft und ihre Lehre war nicht mehr der Kern des ganzen Weltlebens und alles andere nur äußere Schale. Da sind Häuser gebaut, Schiffe gezimmert, Straßen gebahnt, unbekümmert um die vereinsamte Gemeinde;

da tönen Glocken und rufen zu anderen Heiligthümern. Wo ist die Lebenskraft der Welt? — Der zum muthigen Jüngling Gereifte wäre gerne eingedrungen in ihre ewigen Hallen und ihm öffnete sich jetzt nur die Thüre zur Schule „Gesetzeskrone.“ Er wollte sich nicht drein finden, daß die Welt nicht plötzlich eine andere werden sollte, weil sie ihm jetzt als eine andere erschien. Warum sollte es nicht möglich sein, zum bewußten Dasein erwacht auch mit ihm ein neues zu beginnen?

Die Welt geht in ihren gewohnten Geleisen fort.

Die Wunden der ersten Jugend heilen leicht, die Zweifel beschwichtigen sich schnell, sei es im Vergessen oder in gewohnter Unterordnung des Willens.

Als Baruch wieder in die Schule eintrat, war er ganz in jugendlicher Weise dem nächsten Interesse hingegeben und alles andere schien verschwunden.

Rabbi Saul Morteira wies ihm den Platz zu seiner Linken an, den zur Rechten hielt Chisdai durch das Recht der Verjährung inne. Die übrigen Schüler saßen nach Alter und Kenntnissen geordnet an dem langen Tische „zu den Füßen des Rabbi.“ Der Lehrer befahl Baruch, den am Freitag unterbrochenen Abschnitt bis zum Ende laut vorzulesen. Es war die Stelle Thalmud Tractat Kiduschin Folio 22. Baruch las: „Geschrieben steht 5. B. M. 21, 10: Wenn du ausziehest zum Kriege wider deinen Feind und der Herr giebt ihn in deine Hand, daß du ihn in Gefangenschaft führest, und du siehst unter den Gefangenen ein Weib von schöner Gestalt und du hast Lust zu ihr und nimmst sie dir zu Frau . . . Diese Indulgenz ist deswegen gestattet, weil sich die Israeliten doch nicht hätten davon abhalten lassen und es besser ist, sie thun etwas das erlaubt ist, als daß sie

etwas thäten was nicht erlaubt iſt.“ Kaum hatte Baruch einige Minuten geleſen als ſich ein heftiger Streit zwiſchen ihm und Chisdai entſpann. Der große Scholiaſt Rabbi Samuel Edels hatte zu dieſer Ausführung ein Problem aufgeſtellt und es mit den Worten geſchloſſen: „hiefür läßt ſich eine Auflöſung finden —“ Chisdai glaubte ſolche gefunden zu haben, aber einer der jüngſten Schüler, der unten am Tiſche ſaß, gab ihn mit zwei Worten dem allgemeinen Gelächter preis. Nun ſprang Chisdai auf und wollte den Frechen mit Einem Worte niederdonnern; aber auch Baruch ſtand auf und ſchlug ſich auf Seite des Kleinen. Chisdai wendete ſich zu dem Gegner, den er für ebenbürtig hielt; er zog die Ellenbogen zurück und reckte ſeine auseinander geſpreizten Finger empor, daß ſie daſtanden wie eine Palliſade von Ausrufungszeichen, mitleidig lächelnd und mit ironiſcher Verwunderung ſchüttelte er ſein gelehrtes Haupt über die ſchwachen Gründe, die man gegen ihn aufbot; aber Baruch ſetzte ihm immer heftiger zu, da endlich fuhr Chisdai kollernd auf ſeinen Gegner los, er packte ihn an ſeinem Mantel und wollte ihn nicht mehr zu Wort kommen laſſen, er ſchlug auf den Tiſch, wendete ſich behende nach allen Seiten an dieſen und jenen, es nützte nichts. Baruch hatte ihn durch ſeine Ruhe in ein Dilemma gelockt, aus dem er ſich nicht retten konnte. Chisdai ſetzte ſich nieder und kaute an den Nägeln. Baruch löste das Problem ganz einfach.

„Ich finde es ſonderbar,“ ſagte er dann, „daß man hier etwas geſtattet, weil man es ſonſt doch thun würde; das könnte man bei jedem andern Dinge eben ſo gut anwenden.“

„Die Strafe derer, die eine Nichtjüdin heirathen, folgt gleich darauf —“ ſagte Chisdai mit frohlockender Miene, die Niemand

zu deuten wußte als Baruch und er — „denn der Thalmud sagt: faſt unmittelbar auf dieſe Verſe folgen die von dem abtrünnigen Sohne, weil aus ſolcher Ehe nur Gottloſe hervorgehen.“.

Baruch antwortete nichts und knirſchte nur leiſe mit den Zähnen. „Bleibt nun als Reſultat,“ fragte er den Rabbi, „daß eine Ehe mit einer Nichtjüdin keine Sünde iſt?“

„Du ſiehſt es ja,“ antwortete der Rabbi, „aber nur zu Zeiten des Krieges.“

„Kann aber Gott ein Geſetz für den Krieg und ein anderes für den Frieden geben?“

„Warum nicht? Es giebt ja auch viele Geſetze, die blos für Paläſtina gegeben ſind. Bleib nur bei dem Worte, hier iſt allein vom Krieg und nicht vom Frieden die Rede.“

„Verzeiht,“ erwiederte Baruch, „ich muß noch etwas fragen. Hier gleich nach dieſem Verſe ſteht: Wenn ein Mann zwei Frauen hat, die eine liebt er, die andere aber nicht; die Erlaubniß, mehrere Frauen zu heirathen, galt doch für Krieg und Frieden, für Paläſtina und die anderen Länder, warum gilt ſie jetzt nicht mehr?“

„Du weißt ja, daß Rabbi Gerſchon „das Licht des Exils“ auf alle Zeiten denjenigen mit dem Bann belegt hat, der mehr als eine Frau heirathet.“

„Wie durfte er aber das, da es ja in der heiligen Schrift nirgends verboten iſt, und nach dem Thalmud König Salomo blos verboten war, mehr als achtzehn Frauen zu heirathen?“

„Ich glaube gar,“ antwortete der Rabbi, „du meinſt, das hätte das Sanhedrin von Mainz nicht ſo gut gewußt als du. Ich kann dir jetzt nicht Alles auseinanderſetzen, du biſt nicht

allein da; wenn du vorwitzige Fragen ſtellſt, kann ich die anderen damit nicht aufhalten. Chisdai lies weiter."

Chisdai that wie ihm befohlen. Die ganze Vorleſung geſchah in einem Tone, den man ſeines allgemeinen Gebrauchs wegen für Tradition hält; der halb wehklagend ſingende, halb litaneimäßig recitirende Ton ließe ſich eben ſo wenig auf Regeln der Deklamation oder Muſik zurückführen, als aus dem babyloniſchen Sprachgemengſel des Thalmuds eine Grammatik abſtrahirt werden kann. Ein jeder der Schüler bemühte ſich aus den vielen kunſtreich gewebten Fragen des Textes und der zahlreichen Commentatoren neue Fragen zu combiniren, die dann wieder durch frappante Syllogismen ꝛc. gelöst wurden. Trotz der ungebundenen Geiſtesrührigkeit, die ſich von allen Seiten offenbarte, war doch eine gewiſſe regulirte Ordnung nicht zu verkennen. Der Rabbi hörte die Fragen eines jeden genau und forderte dann, je nachdem er deren Löſung ſchwierig oder leicht fand, dieſen oder jenen dazu auf. Chisdai, der dem Throne des Rabbi zunächſt ſaß, winkte den jüngeren, die die erſten Anſätze ihrer Dialektik zaghaft machten, freundlich und mit herablaſſender Aufmunterung zu. Er lächelte wie ein Feldherr, der, im Bewußtſein bald Größeres auszuführen, einem Subaltern, der ein kleines Scharmützel glücklich ausgeführt, wohlwollend auf die Schulter klopft. Als eine Pauſe eintrat, führte er zwei ſich offenbar bekämpfende Anſichten des großen Maimonides in die Schlachtlinie, indem er gegen die hier dargelegte Anſicht eine widerſprechende aus dem Traktat Chetuboth auf vielen Umwegen und mit vieler Liſt auf den Wahlplatz führte. Alles ſchwieg.

„Nun Baruch, was ſagſt du dazu?" fragte der Rabbi. Baruch fuhr wie aus einem Traume auf, denn er hatte ſich in

ein ganz anderes Gebiet des Denkens begeben. „Nun Baruch, was sagst du zu dem, was Chisdai hier vorbringt?“ fragte der Rabbi wiederholt.

„Er hat vollkommen Recht,“ antwortete er rasch.

Ein schallendes Gelächter, das Chisdai zuerst begann, bewegte sich von dem einen Ende des Tisches bis zu dem andern.

„Wo sind deine Gedanken jetzt wieder?“ fragte der Rabbi besänftigend, „nicht nur seinen Worten, auch seinen Gedanken muß man einen Zaum anlegen. Nun, wer weiß eine Antwort auf Chisdai's Frage?“ Niemand antwortete. Da brachte Chisdai mit triumphirender Miene eine feingeknöpfte Kette von Autoritäten, Argumenten und Schlüssen hervor, mit welchen er die unwiderleglich scheinende Frage auf's Glänzendste ausglich. Baruch suchte seine abschweifenden Gedanken mit aller ihm zu Gebote stehenden Willensmacht zurückzulenken, mit peinigender Emsigkeit sprach er die Textesworte vor sich hin, es fruchtete nichts; sein Geist schwebte über den Worten unaufhaltsam nach anderen Richtungen. Von der Anwendung, die die ganze Erörterung auf das Schicksal seiner Mutter an die Hand gab, war er bald zurückgekommen; der Zweifel über die ewige Gültigkeit und Unabänderlichkeit des Gesetzes richtete sich in ihm auf, er glaubte ihn in seinem Entstehen bewältigt zu haben, indem er sich überredete, daß sein Lehrer entweder nicht die Tiefe der Kenntnisse habe, um auf solche Fragen zu antworten, oder daß er ihn noch für unwürdig halte, ihm vom Baume der Erkenntniß mitzutheilen. Vieles was in seiner Erinnerung fast erloschen war, tauchte in frischer Lebensgestalt wieder in ihm auf, und er war froh, als er seine Mitschüler die großen Folianten zuschlagen und den Rabbi mit einem schweren Seufzer aufstehen hörte.

Zu Hause setzte er sich mißmuthig und mit einem Widerwillen gegen Alles schweigend zu Tische. Der Vater ließ ihn unbekümmert gewähren; nur Miriam schaute ihn fragend an. Man sprach von der so eben erfolgten Abreise des Rodrigo Carceres und den Annehmlichkeiten des künftigen Zusammenlebens beider Familien.

„Was ist denn heute mit dir, Baruch?" fragte der Vater, nachdem gespeist worden war. „Du hast doch sonst immer daran gedacht, daß „die Väter" sagen: wenn drei an einem Tische essen und nicht vom göttlichen Worte sprechen, ist es als ob sie von einem Todtenmahl genössen. Muß ich dich daran gemahnen, vor dem Tischgebete einen Abschnitt aus der Mischnah zu lesen?"

Baruch stand auf, holte den saubern Quartband und sprach einige Paragraphen vor sich hin. Heute zum erstenmale fand er es lästig, daß man, den Bissen noch fast zwischen den Zähnen, abermals die alten Gesetze wiederkauen müsse.

„Ich war auch heute schon für dich bedacht," sagte der Vater, „ich habe einen Latein-Lehrer für dich gefunden; doch, lies nur ruhig weiter, ich will dir's nachher erzählen."

Schneller als sonst las Baruch die vorgeschriebene Zahl der Abschnitte; um jedoch durch deren schnelle Beendigung seinem Vater das Interesse nicht zu verrathen, das der angeregte Gegenstand für ihn hatte, las er noch zwei Paragraphen mehr, aber nirgends folgten seine Gedanken den Zeilen, die Auge und Mund ablas. Er maß die Schuld hievon den Reden seines Vaters bei, denn er wollte sich's noch immer nicht gestehen oder wußte in der That nicht völlig, welch eine unabsehbare Veränderung in ihm begonnen hatte. Er schlug das Buch zu und blickte erwartungsvoll auf seinen Vater, der ihm befahl, das lange

ebräiſche Tiſchgebet laut zu ſprechen. Glückliche Macht der Gewohnheit! Hätte Baruch nicht ſeit ſeiner erſten Kindheit dieſes Gebet täglich dreimal verrichtet, er hätte jetzt oft geſtockt; denn während er Gott für die leibliche Nahrung dankte und um Wiederaufbauung Jeruſalems bat, ſchweifte ſein Geiſt zu den Göttern nach Rom und Athen und freute ſich der geiſtigen Nahrung, die ihm von Ariſtoteles und den römiſchen Hiſtorikern geboten werden ſollte.

Nach dem Amen ſtand der Vater auf, zündete ſich eine Cigarre an und ſprach: „Wenn ich ausgeraucht habe, Baruch, ſo gehen wir miteinander zu Salomon de Silva. Ich habe Anfangs doch ungerne in den ſauren Apfel gebiſſen, aber das macht ſich Alles ſo von ſelbſt, daß ich meinen Widerwillen dagegen ganz verloren habe. Ich begleitete heute Morgen Rodrigo Carceres hinaus an den Hafen, wo er mit dem Eburtſchyppen nach Leyden abfuhr, und wie ich zurückkehrte, begegnete mir unſer lieber Doktor; ich weiß nicht, die Leute machen viel zu viel Aufhebens von deiner geſtrigen rabbiniſchen Erhöhung; laß dich nur nicht ſtolz machen von ſolchen Reden.“

„Gewiß nicht,“ antwortete Baruch, ohne aufzublicken. Wie verändert war der Vater heute! Wo war ſeine ſabbathliche Erhebung?

„Man muß immer noch weiter kommen, das iſt die Hauptſache,“ fuhr der Vater fort. „Eben als ich nun mit dem Doktor darüber redete, fiel mir mein Verſprechen ein, und Silva ſagte, er könne mir einen Latein-Lehrer empfehlen, wie kein zweiter mehr in halb Europa zu finden ſei.“

Baruch und ſein Vater gingen miteinander zu dem Arzt. „Ich warte ſchon lange auf euch,“ ſagte dieſer, „und Magiſter

Nigritius hat mich gewiß schon heute Morgen erwartet.“ Das Lob, das Baruch nun persönlich von dem Arzte erhielt, ward ihm doppelt peinlich, weil er durch die Vorgänge in seinem Innern wie durch den in der heutigen Schule sich dessen unwürdig hielt.

Wäre es in der That eine buchstäbliche Nothwendigkeit, daß er ein Abtrünniger werden müsse? — Baruch bebte jetzt vor der Erfüllung eines heiß ersehnten Wunsches.

Ist aber das Abtrünnigwerden eine innere Nothwendigkeit, wer will sich dagegen stemmen?

„Ich habe stets einen Widerwillen gehabt,“ sprach der Vater, während die drei miteinander gingen, „meinen Sohn Latein und noch dazu bei einem Christen lernen zu lassen. Ich habe einst den Spruch aus dem Thalmud gehört: Verflucht sei, wer seinen Sohn die griechische Wissenschaft lernen läßt. Dem Akosta hat nichts anderes den Kopf verrückt; hätt' er sein Lebtag weder Latein noch Griechisch gesehen, ich möchte darauf schwören er lebte jetzt noch unter uns in Ruh' und Frieden, in Ehre und Glück.“

„Euer Wort in Ehren, lieber Binjamin,“ sagte der Arzt, „Ihr seid ein geschickter Kaufmann, wißt wie und wann man Rosenholz und Zimmt, die Ihr durch die ostindische Kompagnie bezieht, am besten absetzt; aber von diesen Angelegenheiten müßt Ihr Euch anders belehren lassen. Ich kann es nicht glauben, daß Ihr auch einer von denen seid, die ihre Jugend ganz vergessen und die polnische Verfinsterung bei uns einführen möchten. Das Ansehen und die Ehre, die wir genießen (hiebei erhob sich der Blick des Doktors bis zum Stolze), verdanken wir dem allein, daß wir in den weltlichen Wissenschaften auch ein Wort mitsprechen können. Ein anderes ist wegen des Lernens bei einem Christen; Euer Baruch ist aber so heimisch in der Bibel und im

Thalmud, daß er gegen einen Beweis, den man ihm aus der Bibel für das Meſſiasthum Jeſu aufgeſtellt, leicht zehn Gegenbeweiſe findet; auch ſind die frommen Chriſten gewöhnlich die, die Jeden gerne in ſeinem Glauben laſſen; weit mehr ſind die Freigeiſter unter den Chriſten zu fürchten, die könnten unſere Jugend verderben, denn wer die Grundbedingungen jeder Religion leugnet, der iſt der eigentliche Verführer. Die wahre Wiſſenſchaft aber führt am Ende wieder zum Glauben."

Der gelehrte Arzt erläuterte dieſes Thema noch ausführlich, denn nicht nur zeigte er ſeine für einen Arzt in der That ſeltenen theologiſchen und philoſophiſchen Kenntniſſe gerne, ſondern er wollte auch hierdurch den barſchen Anfang ſeiner Rede vergeſſen machen. Er hatte noch nicht geendet, als er in das Haus des Magiſter Nigritius eintrat, und während er mit ziemlichem Geräuſch die fünf Treppen voraufſtieg, gab er ſeinen Begleitern Verhaltungsregeln gegen den Mann, den man jetzt beſuchte. Man war endlich oben auf einem reichlich mit Spalten verſehenen Boden angelangt. Der Doktor öffnete die Thüre: ein kleines Männchen mit einem grüngelben Geſichte und einem gleichfarbigen dintenkleckſigen Schlafrocke ſprang ihm entgegen und ſtolperte über einige Folianten, die auf dem Boden lagen. „heureca carissime amice!" *) rief der Magiſter, „Marsi und nicht Mauri darf man leſen. Sehen Sie, hier will Horaz die Abkunft Auguſts vom Kriegsgott ableiten und ſagt:

Quem juvat clamor, galeaeque leves,
Acer et Mauri peditis cruentum
Vultus in hostem **).

*) Ich hab's gefunden, werther Freund.

**) Den Kriegeslärm und das Blinken des Helmes ergötzt, und des mauriſchen Fußgängers grimmiger Blick auf den blutenden Feind.

Nun aber sind die Mauren weder kriegerisch noch tapfer. Hier ist eine Stelle im Hirtius über den afrikanischen Krieg, wo weniger als dreißig Gallier zweitausend maurische Reiter aus ihrer Stellung vertrieben; auch hatten die Mauren gar keine Fußgänger. Sodann waren die Mauren ja stets Feinde, und der erlegte Feind, über den sich Mars freut, wäre ein Römer — wie ungeschickt und unpatriotisch! Darum lese ich Marsi und die Marsischen Fußgänger waren die tapfersten unter den italischen Stämmen, wie mehrere Belegstellen aus Strabo, Appian und Virgil, ja sogar zwei Stellen aus Horaz selber beweisen. Seht, mit dieser einzigen Conjektur will ich dem Prahlhans Kaspar Barläus sein groß Maul stopfen, daß er auf Lebzeiten genug haben soll. Ach, lieber Doktor, wie froh bin ich, daß ich einen Mann habe, dem ich das Alles erzählen kann und der einen solchen Fund zu schätzen weiß. Schon seit heute Morgen warte ich mit Schmerzen auf Euch. Ich kann's jetzt gar nicht mehr begreifen, wie man dem feinsten Römer so lange zumuthen konnte, die dummen Mauren gelobt zu haben. Setzt Euch, lieber Doktor." Der Magister legte einige offene Bücher, die auf einem hölzernen Stuhl lagen, sanft auf den Boden. Erst jetzt berücksichtigte er die beiden Fremden, die er bisher nicht zu bemerken schien. Baruch stand starr dreinblickend da während der langen Demonstration des Magisters; er kniff nachdenkend die Lippen übereinander, denn es war ihm, als hätte sich heute die ganze Welt verschworen, ihn auf allen Schritten an die maurische Abstammung seiner Mutter zu erinnern.

„Was will man von mir?" fragte der Magister ärgerlich. Der Arzt beschwichtigte ihn und sagte, sie hätten eine Bitte. „Setzt Euch hier," sagte der Magister zu dem Vater, und rückte

ihm seinen mit braunem Leder überzogenen Lehnsessel zurecht, „Ihr, junger Mann, setzt Euch zu mir auf's Bett."

„Seid Ihr mit der Medizin zur Neige und wie geht's mit dem Husten?" fragte der Arzt.

„Optime. Diese Nacht mußte ich noch lange im Bette husten, und als ich mein Oellämpchen ausgelöscht hatte, schwebten mir die Buchstaben noch immer vor den Augen; da auf einmal fällt mir's ein, daß man Marsi lesen muß, ich schreie vor Freude laut auf; in meiner Angst, ich möchte den herrlichen Fund im Schlaf wieder verlieren, springe ich aus dem Bette, wenn ich mich aber todt gesucht hätte, ich hätte mein Feuerzeug nicht gefunden; seht, dort steht's noch auf dem Boden, beim Mondschein habe ich es mit Kreide dort hingeschrieben, bin dann ruhig eingeschlafen und als ich heut früh im Schweiß aufwache, ist der Husten wie weggeblasen."

„Ihr müßt Eure bisherige Lebensart aufgeben," sagte der Arzt, „und beim herannahenden Frühling fleißig Eure Klause verlassen, sonst stehe ich Euch nicht dafür, daß, wenn der Brusthusten wieder kommt, das Freudenfieber über eine glückliche Conjektur ihn wegschwitzen wird." Der Magister lächelte mit gutmüthigem Unglauben. Nun brachte der Arzt seinen Wunsch vor, und Nigritius willfahrte mit der Clausel, daß Silva es verantworten müsse, wenn er zu ungeschickt dazu sei.

„Wie alt ist man?" fragte er Baruch.

„Fünfzehn Jahr."

„Und man kann noch nicht deklíniren?"

„Nein."

„Hm, hm," brummte der Magister, „Ars longa vita brevis, sagt Hippokrates; zu fünfzehn Jahren da hatte Hugo

Grotius ſchon die gelehrte Ausgabe des Martianus Capella gemacht, Stevini Seefahrerkunſt in's Lateiniſche überſetzt, die Phänomene des Aratus ſo ergänzt, daß man nicht wußte, wer ſchöner Latein ſchrieb, Cicero oder er; ich ſelbſt, ut ad minora redeam, habe, da ich ſo alt war, ſchon ein Carmen gemacht, Virgil ſelbſt hätte mir keinen Germanismus oder eine falſche Cäſur nachweiſen können. Fünfzehn Jahr! Nun wir wollen ſehen; diligentia est mater studiorum d. h. man muß fleißig ſein." Baruch verſprach's und der Magiſter fuhr fort: „Man kann täglich um dieſe Zeit zu mir kommen, mich aber nicht wecken, wenn ich ſchlafe. Man braucht keine Bücher mitzubringen, ich habe ſie alle."

Nachdem der Arzt nochmals ſeine Glückwünſche über die Conjektur wiederholt, verließ er mit Baruch und deſſen Vater den Magiſter.

„Ihr wißt, ich laſſe meine Kinder Alles lernen, daran ſpare ich nie; aber ich mache mich nicht größer als ich bin, ich bin kein reicher Mann und möchte doch auch wiſſen, was der Magiſter fordert; zu viel kann ich für den Baruch allein nicht ausgeben, ja, wenn ich meinen Prozeß gewinne, kann ich ſchon etwas mehr darauf verwenden, aber jetzt, ich muß bedenken, ich habe noch zwei Kinder." So ſprach der Vater und der Arzt brach in ein lautes Gelächter aus. „Nun, was iſt da zu lachen?" fragte jener ärgerlich.

„Nichts, als daß Ihr den Magiſter als Kaufmann anſeht; und wenn er morgen nichts zu eſſen hätte, er würde eher verhungern, als daß er nur einen Deut Unterrichtslohn anſprechen würde. Wie der Rabbine es als ein heiliges Werk anſieht, in Bibel und Thalmud zu unterrichten, ſo geht es ihm mit Griechiſch und La-

tein. So menschenscheu er auch ist, hat er doch alle Menschen ohne Unterschied von Herzen gern, und so schüchtern er aussieht, wenn Leute bei ihm sind, so muthig ja übermüthig ist er gegen sie, wenn er die Feder in der Hand und seine allzeit schlagfertigen Bundesgenossen, seine Bücher, zur Seite hat. Durch sein außerordentliches Gedächtniß kann er jeden Augenblick ein ganzes Heer von Beweisstellen ausheben. Dieser Nigritius ist ein ganz merkwürdiger Mensch."

„Es ist doch ein trauriges Leben so ganz allein, keine Menschenseele um sich und nichts als Bücher und Bücher; ich möchte nicht so leben," sagte Baruch.

„Das glaube ich dir, Junge," versetzte der Arzt. „Siehst du? das ist auch wieder ein verborgener aber unberechenbarer Vorzug unserer Religion, daß es gar nicht möglich ist, daß solche Einsiedlersnaturen in ihr aufkommen. Wenn sich nicht einer losgesagt hat von allen ihren heiligen Gebräuchen, was Gottlob bis jetzt ungeahndet noch nicht vorgekommen ist, und was auch nicht stattfinden darf, wie will's einer machen, daß er so allein lebt? Dreimal täglich in einer Versammlung von wenigstens zehn Glaubensgenossen zu beten, an jedem Sabbath und Feiertage unfehlbar die Synagoge zu besuchen, das sind lauter Vorschriften, die ein einsiedlerisches Abschließen unmöglich machen. Auch solche eigentlich pedantische Naturen mit ihrer minutiösen Haarspalterei und kleinlichen sogenannten Ordnungsliebe, wie man sie hier zu Lande so häufig findet, trifft du unter den Juden nicht, das kommt vom südlichen raschen Blut." — Der theologisirende Arzt hätte diese eben erst gefundene Idee noch gerne näher ausgeführt, aber die Neugierde des Vaters unterbrach ihn mit der Frage:

„Woher ist der Magister und wovon lebt er?“

„Er ist aus Heidelberg, einer deutschen Stadt am Rheine, er heißt eigentlich Schwarz, hat aber, wie alle jetzigen Gelehrten, seinen Namen latinisirt. Er spricht nicht gerne von seinem früheren Leben, nur in einer traulichen Stunde habe ich einst von ihm erfahren, daß in dem jetzt bald dreißig Jahre dauernden Kriege seine Vaterstadt von den Kaiserlichen geplündert und eingeäschert wurde. Er war so glücklich, die ihm gehörigen Manuskripte aus der nach Rom gebrachten Universitätsbibliothek zu retten; er flüchtete damit, stand aber jetzt verlassen da. Nicht zweimal in seinem Leben war er über das Weichbild seiner Vaterstadt hinausgekommen, in Attika und Latium kannte er jedes Haus und jeden Weg, aber hier wußte er nicht wo aus noch ein. Er schloß sich einer Gesellschaft Auswanderer an und kam hieher, wo er nun seit sechs und zwanzig Jahren lebt. Die Heidelberger Bibliothek hat ihm seine Manuskripte, die er mit sehr reichen Glossen versehen hatte, wieder abgekauft. Außerdem besorgt er für seinen Landsmann Gerhard Vossius und für Andere die Correkturen; die besten Emendationen in den alten Classikern sind von ihm, und Niemand weiß es, daran liegt ihm aber nichts. — Es grenzt an's Unglaubliche, wie wenig der Mann braucht, er mag studiren so viel er will, er bleibt einen Tag wie den andern, immer heiter und vergnügt, aber von der Welt weiß er nichts; er ist doch jetzt schon tief in den Sechzigen, aber er ist noch so unerfahren wie ein Kind von zehn Jahren; er weiß Euch genau anzugeben, wie viel Sestertien Crassus im Vermögen gehabt hat, wenn er aber zwanzig Stüber hat und sie zählen soll, weiß er sich nicht zu helfen und nicht zu rathen. Es ist gut, daß er so brave Hausleute hat, der Klaas Ufmsand

und ſeine Frau die gute Gertrui, die ſorgen in Allem für ihn. Laß dir das Alles auch geſagt ſein, Baruch, damit du dich nie über ihn luſtig machſt, wenn er etwas linkiſch iſt; Spott kann er nicht ertragen. Wenn er auch manchmal leeres Stroh driſcht, iſt er doch ſo grundgelehrt und du kannſt ſo viel bei ihm lernen, daß du ihm ſtets mit Ehrerbietung begegnen mußt."

„Ja, ja," ſagte der Vater, „wenn du bei dem nicht Latein lernſt, iſt's aus damit."

Von nun an ging Baruch täglich zu dem Magiſter. Zwar fühlte er bald, daß dies nicht der Mann dazu ſei, um ihn in die geprieſenen Tempel klaſſiſcher Weisheit einzuführen, aber eingedenk der Drohung ſeines Vaters ließ er nichts davon kund werden, wie er ſich in ſeinen Erwartungen getäuſcht hatte. An der dürren Schaale der Grammatik des Donat mußte er nagen, während ihn ſo ſehr nach dem nährſamen Kerne gelüſtete. Nicht einmal jene Geiſtesgymnaſtik des Thalmudſtudiums ward ihm bei dieſen inhaltsloſen Formen, die bloß dem Gedächtniſſe eingeprägt werden ſollten. Ein Schüler wie Baruch hätte einer ganz eigenthümlichen Behandlung bedurft. Ein Geiſt, der ſich ſchon an den höchſten Fragen des Denkens verſucht hatte, war über die Stufe der bloßen Empfänglichkeit längſt hinaus, und nur was er in ſich verarbeiten konnte, faßte er wahrhaft. Der Lehrer ſuchte Baruch's Ungeduld ſtets mit der Verſicherung zu beſchwichtigen, daß „nur dann, wenn man alle Formen im Kopfe habe, man inoffenso pede im Gebiete des Claſſicismus umherwandeln könne." Baruch lernte allmälig die fremde Weiſe, die ſich in ſeinem Lehrer kund gab, achten und ihr nacheifern. Gerade dieſer ſtetige oft mit peinlicher Aengſtlichkeit bemeſſene Fortgang, der ſich keine Beſchleunigung, noch viel weniger ein Abſpringen

erlaubt, gerade dieſe ſpröde Disziplin muthete ihn an gegenüber dem funkenſprühenden Abſplittern in der Thalmudſchule. Er zwang ſich zu regelrechtem Schritthalten und der Lehrer empfand dieſe Hingebung und gewann ſeinen Schüler ſtets lieber, denn er freute ſich täglich mehr, ein theilnehmendes Weſen um ſich zu ſehen. Er verſprach ſeinem Schüler, er wolle ihm, wenn er einſt ſterbe, ſeinen Cicero „über das höchſte Gut und das höchſte Uebel," den er mit reichen Randbemerkungen verſehen habe, als Erbſtück hinterlaſſen. — Eines Tages, als Baruch zu ſeinem Lehrer kam, empfing ihn dieſer mit ungewöhnlicher Freude und erzählte, daß er heute eine der ſchwierigſten Stellen in Cicero's Orator gerettet habe, die Scholiaſten und die ſpäteren Philologen hätten die leichtere Lesart immer vorgezogen, das ſei natürlich bequemer, aber es ſei heilige Pflicht jedes ächten Philologen, gerade die ſchwierige Lesart, weil ſie ſchwieriger ſei und nicht ſo leichthin von Jedermann begriffen werde, als die richtige und urſprüngliche anzuſehen.

„Das iſt ſonderbar," ſagte Baruch, „das kommt mir gerade vor, als ob ich, wenn ich über ein Gerſtenfeld gehe und einige Garben dort liegen ſehe, ſagen müßte: ei, das ſind gewiß Hafergarben, die man von einem andern Felde hergetragen hat, denn Gerſtengarben zu vermuthen das iſt ja keine Kunſt."

Magiſter Nigritius ſtutzte; dieſes Uebertragen thalmudiſtiſcher Sophiſtik auf ein entferntes, wenn gleich nicht unverwandtes Gebiet befremdete ihn; es gelang ihm jedoch, Baruch darzuthun, daß die Abſchreiber eine ſchwierige nicht leicht verſtändliche Lesart wol gerne in eine leichtere verwandelten, es ſei daher Pflicht, wenn in der ſchwierigeren Lesart ein Sinn zu finden ſei, dieſe vorzuziehen. Baruch war befriedigt von dieſer Deu-

tung, der Scharfsinn, der hiebei in Anwendung kam, muthete ihn an; dennoch fühlte er seinen Drang nach einer neuen Welt voll heitern Glanzes, die sich ihm erschließen sollte, unbefriedigt.

Die gesteigerte Brustkrankheit des Magisters, und die zwischen ihm und Baruch herrschende geheime Unlust machte den Unterricht fortan zu einem unregelmäßigen und wenig fruchtbringenden.

Um dieselbe Zeit begann Rabbi Saul mit seinen Schülern den Traktat Erubin, und um die Lösung der dort gegebenen geometrischen Probleme zu erleichtern, trug er einen vollständigen Cursus der Mathematik nach der ebräischen Uebersetzung des Euklid vor. Der unruhige Geist Baruch's fand hierin genugsame Beschäftignng; auch gab er sich wieder mit ungetheiltem Eifer dem Studium des Thalmuds hin, er hoffte in ihm seine alte Ruhe wieder zu finden. Die unmittelbare Lust an diesem Studium war von ihm gewichen und doch trachtete er jetzt mit einem wahren Heißhunger nach einer volleren Sättigung seiner Wißbegierde. Er sprach sich gegen Niemand aus und theilte Niemand davon mit. Denn das liegt ja im Wesen des jugendlich wachsenden Menschen wie jedes Wachsthums in der Natur überhaupt, daß vermöge seiner Anziehungskraft das Aneignen das Entäußern weit überragt und so die Lebenselemente steigert und zu festen Formgebilden zeitigt. In schlummerähnlicher Stille erwuchs der Geist des Jünglings, der eigenen Erkenntniß und fremdem Einblick zur Ueberraschung.

7. Der Friedens-Traktat.

Der rechtschaffene Mynher Dodimus de Vries trug das Datum vom 24. Oktober 1648 mit gewissenhafter Frakturschrift in sein Hauptbuch ein und schrieb darunter, wie viel Wolle, Safran und Ingwer heute angekommen, und wie viel Käse, Zucker und Thee man heute abgesendet. Der Thee Nachmittags war köstlich und Mynher de Vries sagte seiner Frau Eheliebsten, daß er von dieser Sorte noch $7^1/_2$ Centner auf dem Lager habe, die jeden Tag mehr werth werden, denn der berühmte Dr. Beverocius habe eine Schrift geschrieben, worin er deutlich zeige, daß der Thee ein Heilmittel gegen alle Krankheiten sei und die ostindische Compagnie ließe diese Schrift auf ihre Kosten drucken und verbreiten. Hierauf schlief er sanft ein und lächelte wie ein Kind im Traume, und doch wußte er nichts von der zarten Ueberraschung, die ihm Myfrow de Vries bereitete: aus Tulpenzwiebeln von der herrlichsten Sorte und der verschiedensten Größe und Gattung, die sie aus ihrem Garten eingeheimst hatte, baute sie eine Pyramide, dem schlafenden Endymion gerade gegenüber auf dem Schreibpulte, und als der Glückliche erwachte, traf sein erster Blick das sinnreiche Gebäude; er drückte seine dicke Ehehälfte an sein hocherfreutes Herz und ging heiter und wohlgemuth in das Contor. Es war ein glücklicher Tag, ein Tag wie

alle anderen, nur mit der Extrafreude der Tulpenzwiebel-Pyramide. Was konnte die Welt noch Ungewöhnliches bringen?

Drei prächtig gekleidete Herolde jagten in raschem Trab und mit schmetternden Trompeten durch die Straßen Amsterdams unaufhaltsam dem Rathhause zu. Der Hammer ruhte plötzlich in der Schmiede, das Weberschiffchen hing am Webstuhl, der Handelsbeflissene spritzte seine Feder aus, der Wechsler rückte sich die Brille auf der Nase zurecht, verschloß seine schwarze Kiste schnell und zog noch zweimal am Hängschlosse, um gewiß zu sein, daß es auch recht schließe; unser Mynher de Vries legte bedächtiglich das Löschpapier auf das so eben Eingetragene, schlug das Hauptbuch zu und verschloß es in das Pult; dann brachte ihm Myfrow Perücke und Stock.

„Mein Täubchen, hast du mir's nicht angesehen? Mir hat's den ganzen Tag geahnt, daß was Wichtiges in der Welt vorgehen muß," so sprach Mynher de Vries und er nahm seinen Sohn Simon an die Hand und ging nach dem Rathhause, um zu erfahren was ihm geahnt hatte.

Nicht so ruhig ging es in den Häusern der Rathsmänner her, da mußte Alles Hände und Füße in Bewegung setzen, um den Rathsherrnornat herbeizuholen und die stattliche Person des Hausherrn damit zu bekleiden; nichts wollte in der Eile recht passen und der gestrenge Rathsherr schalt über die Unordnung der Hausfrau und suchte noch auf dem Wege alles so viel als thunlich seinem Anstand gemäß zurecht zu legen. Er bedurfte seines ganzen Ansehens, um durch die Menge, die sich dort versammelt hatte, den Weg nach dem Eingange des Rathhauses zu finden. Handwerker, die Schürze noch umgebunden und die nervigten nackten Arme übereinandergeschlagen, Contoristen, die

Feder hinterm Ohr und Dinte an den Fingern, Lastträger, die ihre Last neben sich gelegt und sich darauf gesetzt, Soldaten, Müssiggänger, Weiber und Kinder, Alles stand bunt durcheinander und theilte seine Muthmaßungen über die Ankömmlinge mit. Ein vornehmer Pflastertreter lobte den leichten Trab der Pferde und die feine Arbeit an den Wämsern der Herolde: die säßen wie angegossen und seien gewiß in Madrid oder Paris gemacht, hier zu Lande sei die Kultur noch weit zurück, kein Amsterdamer Schneider verstünde einem Wamms solch einen genialen Schnitt zu geben; ein Höckerweib bewunderte mit ihrer Nachbarin an den Herolden die reiche Goldstickerei und die Breite und Farbenpracht der Bänder, und ein Kaufmannslehrling bemerkte seinem Kameraden, das seien solche Utrechter Bänder, wovon sie viel auf dem Lager hätten und die sie mit fünf und zwanzig Prozent Nutzen zu vier und ein halb Stüber die Elle verkaufen. An der rechten Ecke des Rathhauses hatte sich eine lange hagere Gestalt aufgepflanzt, die Beine nachlässig übereinander geschlagen, ein Liedchen vor sich hinpfeifend.

„Gut daß du da bist, Flyns," riefen mehrere Lastträger, „du kannst uns gewiß Auskunft darüber geben, was die goldenen Vögel, die da hereingeflogen sind, im Schnabel stecken haben; du hast doch heut schon mehr als zehn Rathsherrnköpfen das Kinn geputzt, du mußt wissen was in den vereinigten Staaten vorgeht. Haben wir wieder eine Silberflotte gerapft, oder giebt's sonst was? Ei der Teufel, du machst ja ein Gesicht wie ein Mynher draußen am Hafen, wenn er hört, daß ihm ein Schiff versoffen ist." So riefen alle durcheinander, und der Bartkünstler wollte sich aufmachen, um mit stolzer Miene ihrer Zudringlichkeit zu entgehen.

„Holla, halt, so geht's nicht," riefen alle; „gelt, draußen in der Feuerkugel beim vollen Glas Genever, da weißt du immer alles so gut und noch besser als der Großpensionarius selber, da kannst du uns gut Alles vorschwatzen; jetzt, Bruder, jetzt zeig's wenn du was weißt, und wer dann noch einmal sagt: du lügst, dem wollen wir sein Fell gerben, daß ihm Hören und Sehen vergehen soll." Ihre geballten Fäuste zeigten, daß sie wirklich gesonnen waren, ihren Worten Kraft zu geben. Flyns aber antwortete noch immer nicht und suchte aus der ihm öffentlich nicht genehmen Umgebung herauszukommen.

„Laßt ihn gehen," sagte einer, „der Bartkratzer hat uns alle immer über den Löffel barbiert; warum wär' er denn da, wenn er etwas mehr wüßt' als wir? Er muß eben auch warten, bis uns von da droben herunter was zugeworfen wird."

„Ha, ha!" lachten Alle, „gelt, du weißt auch nichts, du mußt auch warten!"

„Ich warte nur," sagte Flyns, „um mich daran zu gaudiren, wie ihr mit Wind in den Ohren abziehen könnt; ihr Häringsseelen meint, man wird euch brühwarm die Neuigkeiten um eure Schandmäuler streichen? Ja, profit die Mahlzeit, das sind keine Sachen für euch Strohlümmel; geht, wenn ich nicht meinen eigenen Werth kennte, müßt' ich mich selbst verachten, daß ich mich mit euch so gemein gemacht hab'; das kommt dabei 'raus, wenn man zu gut ist und das Ansehen seines Standes nicht immer vor Augen hat; ihr habt mich gesehen."

„Nein, nein, so war's nicht gemeint, du darfst nicht bös von uns gehen," riefen Alle, „und wenn der kleine Rattenfänger da noch ein Wort gegen dich sagt, so wollen wir ihm seine Schnauze verklopfen, daß sie aufschwillt wie ein Wollsack, dem

man den Reif abnimmt. Sei jetzt nicht bös und erzähl' uns, du weißt's gewiß."

Der Gefeierte nahm wieder seine frühere vornehm nachläßige Stellung ein, und begann: „Wißt ihr noch, was ich gesagt hab', als wir gestern Abend beim Nachhausegehen weit gegen Osten feurige Kriegsschaaren am Himmel fechten sahen? Nun werdet ihr bald sehen, was darauf erfolgt. Mir ist die Sache nicht aus dem Sinn gekommen. Wie ich heut früh zu dem reichen van Kampen, der bei der Oude Kerke wohnt, komme, um ihn zu bedienen, macht der ein Gesicht wie die Katz wenn's donnert; der ist aber immer zäh und ist nichts von ihm herauszukriegen, ich leg' aber mein' Sach' fein an und erfahre von ihm, ohne daß er's weiß, daß der Krieg jetzt erst recht angeht. Mit dem Spanier, mit dem sind wir längst fertig, der kann nicht mehr mucksen; aber Brüder! Ihr werdet die Augen aufreißen vor Staunen, man wird mit Menschenköpfen ein ganzes Land pflastern können. Der Türk', hab' ich's nicht schon lang gesagt, der ruht nicht, der möcht' Oestreich gern eine Schlappe beibringen? Aber seht einmal an, dort hat sich der pausbackige Seilerobermeister Reuwerz auf ein Faß gestellt und plappert den Maulaffen, die umher stehen, wieder was vor; es ist nicht mehr zum Aushalten mit dem Pack; seitdem der Seilergeselle Michel Ruyter sich zum Viceadmiral hinauf gedreht hat, glaubt jeder, der aus Werg ein Tauseil zusammentroddeln kann, in ihm steck' auch so etwas von einem Admiral; jeder Lehrbursch, der am Haspel dreht, meint, die hundert Kriegsschiffe und die hundert Kauffahrteischiffe, die wir täglich können in See gehen lassen, verdanken wir ihm allein, und so ein Kerlchen, das noch nicht trocken hinter den Ohren ist, gackst auch schon von Freiheit

und Recht. Aber es müßt' kein Gott im Himmel sein, wenn es nicht wieder einmal auch anders ginge, dann gelten Leute von Stand und Bildung auch wieder was; mein Vater war erster Kammerdiener" —

„Ei, wärmst du wieder die alte Geschichte auf? Die haben wir schon hundertmal gehört und haben dir immer gesagt, wir wollen nichts wissen von einer Herrschaft der Oranien; Statthalter mögen sie sein, da haben wir nichts dagegen, aber bei ihrer Herrschaft könnten wir verhungern, und jetzt haben wir vollauf zu essen, wenn wir nur die Hände nicht in den Schooß legen." So sprach Maessen Blutzaufer, der das Wort für seine Kameraden führte, und ehe sich's der Bartkünstler versah, war er von seiner Zuhörerschaft verlassen.

„Hoch leben die vereinigten Staaten!" rief einer aus der Menge, und wie von einem elektrischen Schlage berührt, riefen alle Versammelten unaufhörlich: „Hoch leben die vereinigten Staaten!" daß die Scheiben an den Häusern klirrten von dem mächtigen Rufe. Als wieder Stille eingetreten war, drängte sich Alles um den sprechenden Seilerobermeister.

„Brüder!" rief er, „Gehorsam ist die erste Pflicht des braven Bürgers, Gehorsam gegen das Gesetz und Achtung und Vertrauen gegen die Obrigkeit, die wir nicht mehr von fremden Tyrannen erhalten, sondern die wir aus unserer Mitte wählen. Ich habe Viele von euch darüber murren hören, daß man freie Bürger der Republik hier unten warten läßt, während sie droben bei verschlossenen Thüren die Staatsgeheimnisse, die uns Alle, einen so gut wie den andern angehen, für sich behalten. Ihr alle wißt, Brüder, ich liebe die Freiheit so gut als einer, ich würde meinem eigenen Sohn ohne Bedenken meinen besten

Strick um den Hals hängen, wenn ich erführe, daß er ein Verräther an der Freiheit geworden ist oder werden will; ich hasse das Herrengeschmeiß, das besser sein möchte als wir, wie ich den Gottseibeiuns hasse, drum dürft ihr mir's glauben, daß ich's ehrlich meine, wenn ich euch ermahne ruhig zu sein. Es kann Fälle geben, wo die Väter der Republik es für besser erachten, die Nachrichten nicht gleich in alle Winde auszuposaunen. Gesteht selbst, können nicht auch Verräther unter uns sein?"

„Nieder mit den Verräthern! hoch lebe die Freiheit!" brauste der begeisterte Ruf über die ganze Menge hin.

„Drum Brüder," fuhr der Redner fort, „mag kommen was da will, Krieg oder Friede, zu Wasser oder zu Land, wir haben das Heft in Handen und wollen's uns nicht entwinden lassen, wir haben uns die Freiheit erkämpft, wir können sie auch schirmen." —

Der Ruf: „Hoch lebe Hooft! hoch leben die Generalstaaten!" unterbrach den Redner, denn oben auf dem Balkone des Rathhauses erschien der alte Drost Hooft und der Rathsherren so viele der Balkon fassen konnte. Eine andächtige Stille herrschte als der Drost gedankt hatte und darauf begann:

„Brüder! Ein kleiner Zufall hat es verhindert, euch alsbald die Nachricht mitzutheilen, die eines Jeden Herz mit Freude und Dank gegen Gott erfüllen muß. Gestern endlich ist den dreißigjährigen Kriegsschrecken und den siebenjährigen Friedensunterhandlungen ein Ziel gesetzt worden. Ehrenvolle und gedeihliche Punkte für die vereinigten Staaten sind in den Traktat, den alle Mächte Europa's beschworen haben, aufgenommen worden. Vor allem hat Spanien mit der Bekräftigung von ganz Europa die vollkommene Unabhängigkeit unserer Republik anerkannt.

Es ist das ein Ehrenpunkt und weiter nichts, denn wir haben nicht gewartet bis man uns die Freiheit geschenkt hat, wir haben sie uns errungen mit Hülfe Gottes und unserer guten Sache. Unsere rechtmäßigen Eroberungen in Brabant, Flandern und dem Limburgischen, das Recht, die Schelde nach unserm Gutdünken zu schließen, und noch andere Vortheile sind uns verblieben. Freuet euch und danket Gott, denn er ist's, der die Menschen bestimmte, endlich das Schwert in der Scheide ruhen zu lassen, daß Friede sei zwischen Christ und Christ; betet zu ihm, daß er den Frieden erhalte. Liebet Gott, schirmet die Freiheit."

„Hoch lebe die Freiheit!" ertönte unaufhörlich der Ruf der sich zerstreuenden Menge durch alle Straßen, bis er endlich durch das Geläute der Glocken, welche die Friedensbotschaft in alle Lüfte verkünden sollten, abgelöst und übertönt wurde.

Es war ein herrlicher, herzerhebender Anblick, das Leben eines Volkes zu betrachten, wie es nur aus dem Bewußtsein einer glücklich errungenen und freudig genossenen Freiheit emporsprossen konnte. Zwar vermochte manches Gemüth noch lange nicht sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß endlich Friede sei, wie der lange von einer Last Gedrückte noch immer ihre Schwere auf sich ruhen glaubt, auch wenn er längst davon befreit ist.

Die Frommgläubigen waren die ersten, die sich dem neuen Stand der Dinge mit Zuversicht hingaben, denn sie hatten's ja deutlich gefunden in den Weissagungen Daniels und in der Offenbarung Johannis, daß dieses Jahr, dessen Zahlen getheilt und zusammengerechnet die heiligen zwölf und Sieben ergeben, sein werde ein Jahr des Friedens und der Gottseligkeit, und sie gingen heim und riefen ihre Kinder und ihr Hausgesinde und sprachen: „Betet und thuet Buße, denn das tausendjährige

Reich, das Reich des Herrn ist gekommen, und in Erfüllung gehen alle die Verheißungen, und einziehen wird der Herr in seiner Pracht." Die aber nicht so gläubigen Sinnes waren, vertrauten auf die sieben Siegel und die Unterschriften der europäischen Mächte und waren damit zufrieden.

Als Mynher de Vries nach Hause ging, sagte er zu seinem Sohne Simon: „Hast du recht Acht gegeben? So etwas wirst du, will's Gott, in deinem Leben nicht mehr erfahren," und ein Fernstehender hätte weder aus Miene noch aus Gang errathen, daß Mynher de Vries seinem Sohne bei dieser Gelegenheit das höchste Gut der Bürgerfreiheit erklärte. Er that das mit so bedachtsamer Ruhe und so ohne irgend eine äußere Erregung, daß sich darin jene unverwüstliche Ausdauer der Niederländer bekundete, die selbst wo die Leidenschaft waltet, doch auch den Nationalbegriff, das makkelyk (gemächlich), gern festhielt. Zu Hause sank Mynher Dodimus freudetrunken an die Brust seiner Eheliebsten. „Siehst du, Täubchen," sagte er, auf die Tulpenzwiebeln deutend, „die können in friedlichem Boden wachsen, und mein Thee ist um ein Drittel im Preis gestiegen, denn die Soldaten, die jetzt heimkehren, haben lange keinen Thee getrunken und werden sich nun gütlich daran thun." Still und ruhig setzte er sich an den Tisch und suchte die außerordentliche Emotion, die ihn heute überrascht hatte, dadurch auszugleichen, daß er am Abend ein halbes Glas über sein regelmäßiges Quantum trank, bei Tische kein Wort sprach, und noch ehe der Thee kam, sanft einschlief.

Es ist gut, daß das Haus des de Vries weit weg von der Schenke „zur Feuerkugel" ist. Das Schreien und Jubeln, das von dorther ertönte, hätte den Guten gewiß aus seinem Schlum-

mer geweckt. Dort saß der ganze Troß von Lastträgern und that sich gütlich beim Genever. Das liebliche „Het daghet uyt den Osten“ hatten sie bis zum Ende gesungen, und Maessen Blutzaufer hatte so eben das „Wilhelmus van Nassawe“ angestimmt, als er durch ein furchtbares Gebrülle unterbrochen wurde. „Holla! da kömmt Judas der Erzschelm, der falsche Prophet, steiniget ihn, kreuziget ihn, ersäuft ihn!“ so riefen Alle durcheinander, denn eben trat Flyns ein. „Jetzt gieb Antwort, warum hast du uns heute Morgen so angelogen?“ rief einer. Flyns stand ruhig da und lächelte vornehm. Sein Vater war nicht umsonst erster Kammerdiener des Prinzen Moriz von Nassau gewesen, er hatte diplomatisches Geschick genug auf ihn vererbt. Er ließ die Illuminirten austoben. „Seid ihr fertig?“ fragte er dann ruhig, „Ihr versteht doch gar keinen Spaß, ich wollt' euch nur auch einmal blau anlaufen lassen.“

„Aber das ist niederträchtig und hundsföttisch von dir,“ rief der Kleine. „Kusch dich, du Rattenfänger,“ erwiederte Flyns; „bellst du noch ein einzigesmal, so zerreib' ich dir deine krummen Knochen zu Mehl und verkaufe sie als Rattengift.“

„Still, still, keine Händel, es muß überall Friede sein, reicht euch die Hände,“ so riefen Alle und Flyns setzte sich zu seinen Freunden.

„So, jetzt da bleiben wir sitzen,“ sagte Maessen Blutzaufer; „zehn Pferd' sollen mich nicht vom Platz bringen, und wenn der Kaiser von Japan käme, angethan wie der drinnen im Ostindienhaus, und thät sagen: da trag mir das Goldkistchen zwei Häuser weit, du kriegst tausend Stüber von mir; ich thät sagen: Kaiser! thu mir Bescheid, aber heut kann ich dir nicht dienen, setz' dich her zu uns, wir sind auch Kaiser, grad so gut als du.

Und wenn der Großpenſionarius ſelber ſchickt, ſo darfſt du heut nicht mehr vom Fleck, Flyns, es ſoll keinem Bart heut mehr was zu leid geſchehen, auch die Bärte ſollen Friede haben."

„Ihr freut euch jetzt alle mit dem Frieden," ſagte Flyns, „und wißt nicht einmal was das Kind für einen Namen hat."

„Nun wie heißt es denn?"

„Der ewige Friede."

„Vivat, es lebe der ewige Friede!" ſo riefen Alle und leerten dann ihre Gläſer bis auf den Grund. Flyns prophezeite jetzt die Wiederkehr des luſtigen Lebens von Jakob von Artevelde aus Gent, und erzählte, wie der es in vergangenen Zeiten durch weiſe Anordnungen und Handelsverbindungen dahin gebracht hatte, daß man nur zwei Tage in der Woche zu arbeiten brauchte und die übrigen müßig in der Schenke ſitzen konnte. Das war ein ſchmackhafter Köder, und Jeder hatte ſeine eigenen Phantaſien, wie er ſich ihn herrichtete. Nur Maeſſen Blutzaufer wollte nichts davon wiſſen und behauptete, es ſei weniger gottlos gar keinen Sonntag zu haben als fünf in der Woche. Die luſtige Geſellſchaft zechte bis ſpät in die Nacht und taumelte dann unter Geſang und Jauchzen nach Haus.

Ueberall war Freude und Jubel, in Kirchen und Tavernen wie im traulichen Kreiſe der Familien, denn Friede war über der ganzen Chriſtenheit, Friede in den Religionen, Friede im Himmel und auf Erden.

Nur auf dem Burgwall trauerte eine Seele um den entſchwundenen Frieden, der ihr durch keinen Traktat irdiſcher Mächte mehr zugeſichert werden konnte, denn der himmliſche Bund, das Geſetz Moſis, lag vor ihr zerriſſen. Dort im Bibliothekzimmer der Schule „Geſetzeskrone" ſaß Baruch Spinoza einſam und

vor ihm aufgeschlagen war Ebn Esra's Commentar über die fünf Bücher Moses, dessen Studium ihm sein Lehrer der Dunkelheit und Schwierigkeit wegen mißrathen hatte. Zwei Stellen waren es, deren Enträthselung ihn lange beschäftigte. Bei der Geschichte vom „Haderwasser," (4. B. M. 20.) das aus einem Felsen hervorbeschworen wurde, war angemerkt: „Die mir richtig scheinende Erklärung will ich hier nur andeuten. Wisse, daß wenn der Theil das All kennt, er dasselbe umfaßt und in ihm Wunder thun kann." Die Schriftstelle 4. B. M. 18.: Ich kann nicht übergehen das Wort des Herrn" hatte er erklärt: „Das Geschöpf kann das Werk des Schöpfers oder sein Gesetz nicht ändern; das Mysterium ist: ein Theil kann den andern Theil nicht ändern, sondern nur das Gesetz des Alls kann das des Theils ändern. Ich kann dieses Mysterium nicht weiter enthüllen, denn es ist tief; allerdings hat die Eselin gesprochen. Wenn du das Geheimniß von den Engeln Abrahams und Jakobs begriffen hast, wirst du auch hier die Wahrheit einsehen." Die Stelle, wo es heißt: „wenn du verstehest das Geheimniß der zwölf ꝛc." verstand Baruch leichter. Ein verwandter Geist zog ihn hier an, er erkannte dessen Behutsamkeit und geflissentliche Verschleierung und kühn und frei stellte sich ihm das Ergebniß, daß die selbstständige Vernunft und der überlieferte Glaube nur durch beiderseitigen Zwang versöhnt werden können. Es war ihm klar dargethan, daß die heilige Schrift nicht nach ihrem ganzen Inhalte von gottbeseelten Männern geschrieben war, die Glorie war verschwunden, das Ganze war Menschenwerk — wie konnten sonst spätere profane Hände in die heiligen Schriftzüge Gottes hineinklexen? Wer hat die Bibel verfaßt, wer sie überarbeitet? Darf man eine Antwort auf diese

Frage heiſchen und wer kann ſie geben? Wer? — Baruch las die Commentarſtelle zu 1. B. M. 12, 6, die der kluge Spanier mit den Worten ſchließt: „Und wer hier das Myſterium eingeſehen hat, der ſchweige.“ „Ja, ich will ſchweigen,“ ſagte Baruch zu ſich und zu tiefem Nachdenken erregte ihn eine andere Darlegung Ebn Eſra's, daß es nur Eine Subſtanz gebe und dieſe ſei Gott, und Gott ſei die erſte Categorie von den zehn Categorien des Ariſtoteles, wie die Zahl Eins die Wurzel aller Zahlen, und wunderbar war die Erklärung zu dem ſchwerverſtändlichen Verſe Hiob 23, 13. „Er (Gott) iſt im Einen, wer kann ihm entgegnen?“ Das Wörtchen „im“, erklärt Ebn Eſra, ſcheint hier überflüſſig, iſt es aber in der That nicht; ich kann das nicht erklären, denn hierin liegt ein großes Geheimniß.“

Was ſollen dieſe räthſelhaften Hinweiſe? Warum aber an einem Worte, an einer Partikel deuten und ſuchen, wenn dieſe nicht mehr iſt als oft mangelhafte und unklare Ausdrucksweiſe eines Menſchen?

Baruch ſchlug ſchnell das Buch zu und blätterte in einem andern, denn er hörte Tritte ſich dem Bibliothekzimmer nahen.

Chisdai Aſtruk und Ephraim Cardoſo traten ein. Chisdai reichte Baruch freundlich die ſtets feuchte krebsrothe Hand und ſchielte dabei in das Buch, um zu ſehen was er treibe. Vielleicht kommt uns im Verlaufe dieſer Geſchichte dieſe Geſtalt noch mehr in den Weg, wir wollen ſie daher näher betrachten. Chisdai hatte eine ziemlich lange Figur mit etwas gebückter Haltung; ſeine langen ſchwarzen Augbrauen, deren Enden weit in die Stirne hineinliefen, zog er ſtets zuſammen, ſo daß ſich die Haare borſtenartig emporſträubten; die nicht unſchöne gewölbte Stirne war faſt ganz von den unordentlich herabhängenden kohlſchwar-

zen Haaren bedeckt, der Ausdruck der braunen Augen war wegen der zwei großen runden Brillengläser nicht erkennbar. Diese Brille hatte ihre besondere Bedeutung, denn die jüdischen wie die christlichen Orthodoxen verpönten das Tragen derselben als unstatthafte Neuerungssucht; welchen Grund die christlichen hiebei hatten, können wir nicht angeben, die jüdischen hatten wahrscheinlich keinen andern als: weil Josua und Caleb keine Brillen getragen und doch Alles genau gesehen hatten. Während sich nun Chisdai bei den Orthodoxen stets mit seiner Kurzsichtigkeit entschuldigte, war es ihm dennoch lieb, durch die Annahme dieser Neuerung von den Aufgeklärteren, deren Zahl in der Amsterdamer Gemeinde nicht gering war, als junger Mann von zeitgemäßer Bildung angesehen zu werden. In der Hitze des Gesprächs war er stets bemüht, dieses bedeutsame Instrument in seiner rechten Stelle zu erhalten, denn seine Nase schien in der That nicht für dieses occidentalische Kunstprodukt geschaffen; es rückte immer bis zu dem Höcker herab, von wo sich die Nase bis zur Spitze schnabelförmig abbog. Der ziemlich breite Mund lächelte stets nur halb, denn Chisdai war immer eingedenk, daß die Thalmudisten verordnen: kein frommer Jude dürfe aus voller Seele lachen, so lange die heilige Stadt Jerusalem verwüstet liegt, damit erfüllt werde, was geschrieben steht (Ps. 126, 1. 2) „— Wenn der Herr die Gefangenen Zion's zurückführt. Dann erfüllt Lachen unsern Mund." Einen sonderbaren Contrast in dem durch beständige Grimassen verzerrten Gesichte Chisdai's bildete das schöngeformte runde Kinn, dessen lange Haare sich zu färben begannen, denn Chisdai war vier Jahre älter als Baruch. Er ließ sich den Bart nie scheeren. Außer den gewöhnlichen Fasttagen fastete er noch jeden Montag und Donnerstag,

und tauchte ſich jeden Freitag Mittag neunmal in friſchem Quellwaſſer unter, was jedoch die Unſauberkeit ſeiner Erſcheinung nicht etwa beeinträchtigte. Wo er ging oder ſtand ſummte er unaufhörlich einen Abſchnitt aus der Miſchnah oder eine Synagogenmelodie vor ſich hin, und wenn er ſaß, bewegte er ſeine übereinandergeſchlagenen Beine wie mit gichtiſchem Zucken. — So war Chisdai, der, als er ſich geſetzt hatte, zu Baruch ſagte:

„Gerade recht, daß wir dich treffen, du ſollſt Schiedsrichter ſein zwiſchen mir und Ephraim, aber verſprich, daß du nicht wie ſonſt halbe Antworten geben und ſo verſchloſſen ſein willſt; ich weiß auch gar nicht, was du dabei haſt. Sind wir nicht Brüder?"

„Was verſchließe ich denn?" fragte Baruch.

„Ich will das jetzt nicht ausmachen, ſparen wir's auf ein andermal; damit du ganz unparteiiſch biſt, will ich dir nicht ſagen, wer von uns dieſer oder jener Anſicht iſt. Alſo frei heraus: glaubſt du an das Daſein von Engeln?"

„Das iſt wieder eine ſonderbare Frage," antwortete Baruch.

„Nun meinetwegen anders," fuhr jener fort, „müſſen wir an das Daſein von Engeln glauben?"

„Das iſt dieſelbe Frage; aber ſind wir nicht Juden? Müſſen wir nicht Alles glauben, was hier ſteht in der Bibel und in der ſchönen Reihe von Büchern dort hinter den Drahtgittern?"

„Was ſteht denn aber in der Bibel von den Engeln?"

„Das weißt du ſo gut als ich," antwortete Baruch.

„Was iſt denn aber nach der Bibel das Weſen der Engel? Sind ſie körperlich oder unkörperlich?"

„Da haſt du eine Muſterkarte von Anſichten," antwortete

Baruch, „und kannst nach Belieben auswählen: Abraham, Hagar und Loth, Isaak, Abimelech und Jakob sind Engel erschienen; der erste hat ihnen ein frischgeschlachtetes Kalb und frischen Kuchen vorgesetzt, mit Jakob hat einer die ganze Nacht hindurch einen Zweikampf gehabt und ihm zuletzt den rechten Schenkel verrenkt, und deshalb dürfen wir ja noch heut zu Tage das Hintertheil von einem geschlachteten Thiere nicht essen. Hast du da nicht Engel genug? Verlangst du noch körperlichere, geh weiter: Bileam ist ein Engel erschienen und die Eselin hat ihn zuerst gesehen, Josua erschien ein Engel mit gezücktem Schwerte, Simson's Mutter ist zweimal ein Engel erschienen, worauf sie das gottlose Riesenkind gebar. Samuel, David, überall erschienen Engel. Willst du einen ganzen Hofstaat von Engeln? Gleich im ersten Kapitel des Hesekiel ist große Parade. Ich hörte einmal den verstorbenen Akosta sagen, die Hofengel seien weit glücklicher gewesen als alle jetzigen Hofcavaliere, denn sie hätten in der That vier Flügel und vier Hände, und was noch das beste ist, auch vier Gesichter gehabt: ein Menschen-, ein Löwen-, ein Ochsen- und ein Adlergesicht, und wo sie hingingen gingen sie grad aus, wenn sie einem beliebigen Gesichte folgten. Willst du unkörperliche Engel? Es steht ja auch geschrieben (Ps. 104, 4) Er macht die Winde zu seinen Engeln."

„Glaubst du auch nicht an böse Engel?" fragte Chisdai.

„Glaubst du, und wieder glaubst du! Was steht geschrieben, mußt du fragen, und so viel ich von unserer Bibel weiß, steht von einem Satan oder einem Teufel, wie ihn die Christen haben, nichts darin. Die Geschichte mit Hiob ist auch nach dem Thalmud blos Dichtung. Vor Gott ist Alles gut, nur uns Menschen erscheint manches böse; darum heißt es auch bei dem herr-

lichen Jesaias (45, 6. 7) Ich der Herr bin, und nichts ist außer mir, ich bilde das Licht und schaffe die Finsterniß, mache Frieden und schaffe das Böse."

„Könnte es aber nicht doch böse Engel geben?"

„Nein, das unterscheidende Merkmal eines Engels ist ja, daß er bloßes Werkzeug Gottes ohne freien Willen ist: Satan soll nun ein gefallener Engel sein, der sich gegen Gott empört hat, das konnte er aber ja nie, wenn sich nicht Gott gegen sich selber empörte."

„Im Midrasch findet sich die Entstehung der bösen Engel auf schöne Weise erklärt," sagte Ephraim, der bisher still zugehört hatte: „Jedesmal, wenn ein Engel auf der Erde sichtbar erscheinen will, muß er eine Elementarkraft an sich saugen, und keiner darf länger als sieben Tage auf der Erde bleiben. Einst überschritten mehrere diese Frist, und sie hatten durch ihren längeren Aufenthalt so viel Elementarkraft an sich gesogen, daß sie, hiedurch beschwert, sich nicht mehr zum Himmel aufschwingen konnten, und so entstanden die Teufel, wie auch 1. B. M. 6, 2 angedeutet ist."

„Das mag recht schön sein," sagte Baruch, „aber wahr? Wie könnte ein Engel sein Gesetz überschreiten?."

„Also glaubst du nicht an das Dasein von bösen Engeln?" fiel Chisdai ein.

„Kommst du wieder mit deinem: glaubst du," antwortete Baruch jähzornig, „ich weiß so gut als du, daß das tägliche Kadischgebet in der Synagoge deshalb in aramäischer Sprache gebetet wird, weil die bösen Engel dieses Idiom nicht verstehen und also bei Gott keine Gegensprache wider dasselbe einlegen können; ich weiß so gut als du, daß durch das Schopharbla-

ſen*) am Neujahrstage der Satan wirre gemacht und dadurch ein gutes Jahr für Iſrael erreicht werden ſoll."

Ephraim erklärte nun ſeine dem großen Gelehrten Maimonides entnommene Anſicht, der die Engelerſcheinungen für bloſe prophetiſche Geſichte erklärte.

„Das grenzt an Ketzerei! Das iſt verwerflich!" ſchrie Chisdai.

„Einverſtanden," ſtimmte Baruch bei mit ſeltſamem Lächeln. „Es iſt lächerliches und eitles Geſchwätz, wenn Maimonides ſeine eigenen Erdichtungen aus der Schrift herausquälen und die übernatürlichen Offenbarungen als Traumgeſichte deuten will. Das iſt Halbheit. Er hat den Muth nicht zu ſagen: ſo lehrt die Schrift und ſo lehrt die Vernunft."

Baruch hielt inne, er erkannte noch, wie weit er ſich hatte hinreißen laſſen. Er las noch in einem Buche und verließ bald das Zimmer.

„Da geht er hin," ſagte Chisdai zu Ephraim, „der will ein zweiter Akoſta werden."

„Du haſt's auch ſo ſpitzig darauf angelegt, ihn zu böſen Reden zu verleiten," entgegnete Ephraim, „laß ihn ſeines Weges ziehen."

„Nein," ſagte Chisdai, und fuhr mit den Worten des Thalmud fort: „in Religionsſachen iſt jeder Iſraelite einer Bürge für den andern. Auf mir, auf dir und auf uns Allen liegt die Schuld der Sünden, die der begeht." Er verließ ſummend das Zimmer.

*) Eine Art Hüfthorn, auf dem keine Melodie, ſondern nur halb Tremolo, halb ganze und getheilte Noten geblaſen werden. Vielleicht überlieferte Feldſignale.

8. Der Kabbalist.

Es war in der Abenddämmerung, Baruch und Miriam saßen nebeneinander, die alte Chaje erzählte eine wundersame Geschichte. „Wißt ihr auch schon, unsere Schabbesmagd, die alte Elsje, hat heute Nacht einen gräulichen Tod genommen? Mir wird's grün und gelb vor den Augen, wenn ich dran denke, was die uns hätt' anthun können, und ich bin Stunden lang draußen am Herd bei ihr gesessen. Vor Zeiten, ja, da hat man weit mehr Wunder gehört, meine Mutter hat mir oft erzählt, es hat in Warschau in der Synagoge einmal gebrannt und das Feuer hat schon zu den Fenstern herausgeschlagen, aber der Rabbiner, der war ein großer Baal-Schem *), der hat ein Pergament, worauf er verborgene Namen geschrieben hatte, hineingeworfen und die Flamme war aus, wie man ein Licht ausbläst. Nun Gott sei Dank, daß auch in unseren Tagen noch fromme Männer aufstehen, die die Schedim **) bändigen können."

„Du erzählst wieder so, daß kein Mensch weiß was du willst," sagte Miriam, und die Chaje erwiderte:

„Ich hab' die ganze Geschichte in der Metzge von der schwarzen Gudul gehört, ihre Schwester ist ja bei dem frommen Rabbi

*) Exorzist.
**) Dämone.

Isaak Aboab in Dienst. Des Rabbi Aboab's Sara, was war das ein liebes Kind! ich hab' immer Angst gehabt, sie möcht' einmal beschrieen werden; jetzt wird's bald ein Jahr, da bekommt sie plötzlich ein Gesicht, kohlschwarz, und statt daß man sonst lauter goldene Reden von ihr gehört, hat sie von da an stets geschrieen und Reden ausgestoßen, wie man sie, so lang die Welt steht, von keinem fünfzehnjährigen Mädchen gehört hat; dabei zuckte sie immer mit den Händen wie eins das die Gicht hat. Es hat's Jeder gesagt, die ist beschrieen worden und es ist ein Sched in sie gefahren. Da hat kein Doktor und kein Apotheker helfen können. Rabbi Isaak hat ganze Nächte hindurch gebetet und geweint, daß sich der Stein in der Wand hätt' erbarmen mögen. Seitdem ihm das Unglück widerfahren ist, hat er von einem Sabbath bis zum andern gefastet, und nur jede Nacht hat er eine Suppe und ein paar Feigen gegessen. Gestern in der Abenddämmerung ist er in das Mikwe*) gegangen und hat sich neunmal untergetaucht, und als er heimgekommen ist, hat er sein Sargniß (Sterbehemd) angezogen, hat sich seinen Stuhl aus der Synagoge holen lassen und hat seine Tochter hineingesetzt, vier Mann haben sie herausgetragen und in den Stuhl hineinbinden müssen, so hat sich der Sched dagegen gewehrt. Als alle Leute fort waren, hat er an allen Thüren und Fenstern im ganzen Haus den Psalm 130 angeheftet und hat jedem im Hause eingeschärft, daß heut die ganze Nacht kein Mensch in's Haus hereingelassen werden darf; mag einer bitten und betteln wie er will, es soll sich Niemand unterstehen eine Thüre oder ein Fenster aufzumachen, wenn er nicht, Gott bewahre!

*) Reinigungsbad.

gleich todt ſein will. Darauf hat er lauter heilige Bücher rings um den Stuhl angehäuft ſo hoch als die Sara war, dann hat er ein blankes ſchartenloſes Schlachtmeſſer genommen und hat die Sara neunmal damit bekreist, der Sara, die ganz laut geröchelt hat, legt er ein mit heiligen Zeichen beſchriebenes Pergament auf die Herzgrube, und an die linke Seite des Stuhls hat er das Schlachtmeſſer geſtellt. Als dies Alles geſchehen war, öffnete er die in der Ecke ſtehende heilige Lade, nahm die Thora in den linken Arm und öffnete mit der andern Hand ein Fenſter. Dann legte er ſchnell die Thora auf den Tiſch, auf dem ſechs ſchwarze Wachskerzen gebrannt haben, und wie er die Thorah auseinanderrollte, beugte er ſich darüber hin, warf ſich auf die Kniee und rief den Namen Gottes und aller Engel an, daß es Alle, die es gehört haben, am ganzen Körper eiskalt überlaufen hat. Dann hat er das Schophar genommen und damit geblaſen wie am Neujahrstag, daß man gemeint hat, der Meſſias kommt. Kaum hat's zwölf Uhr geſchlagen, da klopft's an die Thür, als ob hundert Mann Hellebardiere mit Kolben daran ſchlügen. „Macht — macht auf, ich bitt' euch, macht auf — ſeid barmherzig, ich muß ſterben — macht auf, ich bin's, die Elsje iſt's — macht auf.“ So ruft es draußen mit kläglicher Stimme und der Sched in der Sara fangt wieder an zu ſchreien, daß man es zehn Häuſer weit hat hören können. Niemand hat's gewagt aufzumachen. Rabbi Aboab hat immer fort gebetet und geſchrieen, Gott und alle Engel angerufen, daß ihm ſchier die Stimme ausgegangen iſt. Endlich iſt es draußen ſtill geworden, auch die Sara war ſtill, und als man nach ihr ſieht, lauft ihr kohlſchwarze Brüh wie Tinte aus dem rechten Ohr heraus und auf dem Schlachtmeſſer, das früher ganz rein war, war ein Bluts-

tropfen mitten drin. Gott sei gelobt! sagt Rabbi Aboab, mein Kind ist gerettet. Man bringt die Sara zu Bett und heute Morgen steht sie auf frisch und gesund und so schön wie noch nie; sie weiß gar nichts von Allem, sondern meint, sie habe lang, lang geschlafen. Die Elsje ist gestern Nacht um zwölf Uhr mit Schaum vor dem Mund nach Haus gekommen und wie sie die Klinke ihrer Stubenthüre in die Hand nimmt, fällt sie todt nieder. — Ihr dürft mir Alles glauben, die Schwester der schwarzen Gudul hat durch das Schlüsselloch dem Rabbi Aboab Alles zugesehen. Gott ist groß, daß er auch noch solche Männer unter uns aufstehen läßt; aber sagt nur Kinder, wer hätte das je geglaubt, daß die Elsje so eine verfluchte Hexe war? Wer weiß wie viel Kinder sie umgebracht hat; und der Undank noch dazu: sie hätte ja verhungern müssen, wenn sie nicht ein paar Stüber bei den Juden als Schabbesmagd verdient hätte; wie manchen guten Bissen habe ich ihr zugeschanzt. Ich fürchte mich, wenn ich nur zwei Minuten allein in der Küche bin, ich mein' immer, die Elsje müsse als schwarze Katze das Kamin herunterkriechen, oder gar als Hex mit feurigen Augen und Schlangen auf dem Kopf und einen Besenstiel in ihrer magern Hand, brr! ich blieb' todt." — Plötzlich that es einen fürchterlichen Plumps oben an der Decke des Zimmers, so daß das ganze Haus erzitterte, Jammern und fernes Wehklagen ward vernommen; die Alte schrie: „Schma Israel!" Miriam faßte bebend die Hand ihres Bruders, Alle waren still und horchten auf das ferne Wehklagen.

„Kommt, zündet ein Licht an," sagte Baruch aufstehend, „wir müssen sehen was das war." Die Chaje steckte mit zitternder Hand ein Licht in die Laterne und Baruch mußte auf ihr

dringendes Verlangen ſeine Thephillin*) in die Hand nehmen, damit kein Böſer Gewalt über ſie hätte. Miriam ging auch mit, denn ſie fürchtete ſich in der Stube allein zu bleiben, und ſelbſt Baruch konnte ſich eines leiſen Grauens nicht erwehren, als er die Treppe nach dem Speicher mit hinanſtieg. Oben angekommen, ſah man einen Kaſten, der ſchon lange auf drei Füßen wackelte, umgeſtürzt daliegen.

„Alſo das war's?“ ſagte Baruch lachend, da hinkte eine ſchwarze Katze hinter dem Kaſten hervor und wiſchte raſch zum Dachfenſter hinaus: „O über unſre Sünden! die Elsje!“ ſchrie die Chaje und ließ vor Schreck die Laterne fallen. Die drei ſtanden im Finſtern und machten ſich ſchnell von dem Orte, wo es nicht geheuer war; Chaje und Miriam hielten ſich an dem Rockzipfel Baruch's und ſo ſtolperten ſie die Treppe hinab.

Baruch ſah den geringfügigen Vorfall in ſeinem Hauſe für das an, was er war, aber die räthſelhafte Geiſterbannung Rabbi Aboab's befeſtigte in ihm den Vorſatz, Alles aufzubieten, um in die Geheimlehre einzudringen. Die Kabbala, von der man immer nur erſtaunt und mit leiſen Worten ſprach, enthielt vielleicht die Löſung aller Fragen und Zweifel, die Eingeweihten bildeten vielleicht eine Gemeinde von Wiſſenden.

Des andern Mittags, es war am Donnerſtag, ging er zu Rabbi Aboab. Es war ein Mann in den ſogenannten beſten Jahren, von hoher und umfangreicher Geſtalt. Das viele Faſten hatte ihm wenig zugeſetzt, denn er ſah wohlgenährt aus; das runde Geſicht mit den vollen rothen Wangen und dem ſchwarzen bis auf die Bruſt herabfallenden Barte war wirklich ſchön

*) Amulette, Stellen aus der heiligen Schrift enthaltend.

zu nennen und nur durch eine große Warze über dem linken Auge entstellt, die, wenn er redete, besonders aber wenn er lachte, lustig hüpfte. Baruch wurde freundlich empfangen, doch als er seinen Wunsch vorbrachte, sagte der Rabbi rundweg:

„Nein, das geht nicht; weißt du nicht, daß Rabbi Salomo ben Adereth bei Androhung des Banns verboten hat, Jemanden vor dem fünf und zwanzigsten Jahre in die Kabbala einzuführen?" Baruch bat dringend. „Weißt du auch," fuhr jener fort, „daß, wenn du, Gott bewahre! nur die leiseste weltliche Absicht bei dem Studium der Kabbala hast, wenn nur je ein fremder Gedanke sich dabei in dir regt, dein eignes Leben und das Leben all der Deinigen in namenloser Gefahr schwebt? Kannst du dir's getrauen, dich solchem auszusetzen? Willst du?"

„Ich will," antwortete Baruch mit fester Stimme. Ohne ein Wort zu reden erfaßte der Rabbi die linke Hand Baruchs und folgte mit geschärften Blicken den feinen Lineamenten derselben, dann rückte er ihm den Hut aus der Stirne und betrachtete eine Weile die Züge seines Gesichts. Nachdenklich durchschritt er hierauf mehrmals das Zimmer; Strenge und Milde, Alles wendete er an, um Baruch von seinem Vorhaben abzubringen. Baruch war fast zu Thränen gerührt, aber wenn auch mit zitternder Stimme, wiederholte er doch seinen festen Vorsatz ohne zu wanken. „Nun, es sei!" sagte der Rabbi endlich, „ich fürchte, du begiebst dich allein in die Gefahr und kommst darin um, drum will ich dein Führer sein. Gott wird mich leiten auf dem Wege der Wahrheit. Komm heute nach dem Nachtgebete zu mir."

Der Synagogendiener Elasar Merimon konnte seine Verwunderung nicht unterdrücken, als er den Jüngling mit dem

Rabbi nach dem Mikwe kommen ſah. „Schalom Alechem*), Rabbi Baruch,“ ſagte er und grinſte dabei neugierig. Der Rabbi befahl ihm, Niemand etwas von der Anweſenheit Baruchs zu ſagen und ſich nur jetzt zu entfernen, da er heute ſeiner nicht bedürfe. Er nahm ihm Schlüſſel und Laterne ab und öffnete das thurmähnliche Gebäude. Der matte Schein der Laterne erhellte die ſchwärzlich kahlen Wände und die hölzernen Bänke rings an denſelben nur ſpärlich; in der Mitte des runden Gemaches war ein brunnenartiges tiefes Loch, das war das Bad. Der Rabbi murmelte leiſe ein Gebet vor ſich hin und entkleidete ſich ſorgfältig, indem er die Vorſchriften, die das „Buch der Schamhaftigkeit“ hierüber aufſtellt, genau beobachtete. Er hatte ſich noch nicht völlig entkleidet, als er die Laterne ergriff und mit ſchnellen Schritten die dreißig ſteinernen Stufen des Bades hinabſprang: „Aus der Enge ruf ich zu Gott, er erhört mich in der Weite, Gott!“ ſo rief er aus voller Kraft und ſeine Stimme dröhnte geiſterhaft aus dem Brunnen. Baruch ſchauerte zuſammen, da er hörte wie hier in ſtiller Nacht aus den Tiefen der Erde eine Seele um Erlöſung und Erhebung zu Gott flehte. Der Rabbi ſtellte die Laterne auf die unterſte Stufe des Bades und ſtürzte ſich plätſchernd in das Waſſer. Auf dieſes Zeichen legte ſich Baruch über die Brüſtung des Brunnens, und neunmal, ſo oft der Rabbi ſein Haupt aus dem Waſſer emporreckte und ſich wieder ganz untertauchte, rief er ſein „koſcher“ (rein) hinab in das erleuchtete Gewölbe. Der Rabbi kam halb angekleidet und mit bedecktem Haupte wieder herauf; ſein langer Bart triefte noch, die zuſammengeballten Haare gaben dem ſonſt ſo freundlichen

*) Friede mit euch.

Gesichte ein wildes Aussehen. Er gab Baruch ein kleines Buch, worin ein Gebet stand; bei Todesgefahr durften die vielen Namen der Engel, die darin vorkamen, nicht mit Mund und Zunge ausgesprochen, sondern nur im Geiste gedacht werden. Baruch zitterte vor Angst, als er in die dunkle Grube hinabstieg, seine Kniee wankten, aber er faßte Muth und stürzte sich behende in das Wasser. Der Rabbi versah nun den gleichen Dienst, den Baruch bei ihm geübt hatte; auch er rief neunmal das Wort der Reinigung hinab in den Brunnen.

Ohne ein Wort zu reden verließen sie das Mikwe. Als sie auf die Straße kamen, die von der hellen Scheibe des Mondes erleuchtet war, blieb Rabbi Aboab plötzlich stehen, schüttelte wiederholt den Kopf und blickte stets nach dem langen Schatten, der ihm seine Bewegungen nachahmte. Dann sprach er mit himmelwärts gekehrtem Blicke den sonst nur beim Erwachen üblichen Spruch: „Ich danke dir, lebendiger und ewiger König, daß du durch deine wahrhafte und große Gnade mir meine Seele wiedergegeben.“ Baruch wagte es nicht, nach dem Grunde dieser Vorgänge zu fragen, und wahrscheinlich hätte ihm auch Rabbi Aboab noch nicht gesagt, daß die Kabbala lehrt: Wer in der „Nacht des Zeichens“ *) seinen vollen Schatten im Mondschein sieht, der stirbt in diesem Jahre nicht. Rabbi Isaak Loria hatte in dieser Nacht seinen kopflosen Schatten gesehen, und er starb den Tag vorher, ehe das Jahr um war.

Rabbi Aboab war sehr heiterer Laune als Baruch mit ihm zu Nacht speiste. Der Novize hütete sich, auch nur mit einem Blicke nach der schönen Sara zu sehen, aus welcher der böse

*) 27. September.

Geiſt ausgetrieben war, und die nun, während ſie die Speiſen auftrug, mit ſchüchtern ſehnſüchtigen Blicken nach dem blaſſen Jüngling ſchielte, deſſen Ruhm in der ganzen Gemeinde ſo groß war.

Rabbi Aboab tafelte ſehr lange, und erſt ſpät in der Nacht ging er mit Baruch in ſein Studierzimmer, nahm die Thorah aus der heiligen Lade und rollte die Stelle auf, wo die zehn Gebote ſtanden. Baruch mußte die rechte Hand darauf legen und alſo ſprechen:

„Ich rufe dich an, Gott, Allmächtiger, Verborgener, der du die Geheimniſſe deines Weſens gegeben haſt an Adam, Henoch, Abraham und Moſes, die ſie überlieferten bis auf heute. Laß über mich kommen deinen heiligen Geiſt und leite mich, daß ich nicht ſtrauchle auf dem Wege, den ich wandeln will; und wenn ich je frevelte und ſündigte gegen deine Geheimniſſe, ſo mögen mich überfallen alle die Schrecken, daß ich erbebe vor meinem eignen Schatten, meine Zunge möge verdorren, meine Eingeweide vertrocknen, mein Augenlicht erlöſchen, mein Athem ſei Gift, daß er tödte alle meine Lieben, denen ich mich nahe, Gras wachſe vor der Thüre meines väterlichen Hauſes, weil ſie Niemand mehr betritt, und wie ich verloren bin hier, ſo mögen über mich kommen alle Qualen des Gehinom dort in der Unendlichkeit. Drum, o Herr! leite mich, daß ich ruhe unter dem Schatten deiner Flügel und mich weide an dem Glanze deiner Herrlichkeit. Amen! Amen!“

Ein Schauder durchſtrömte ſein ganzes Weſen, ſeine Lippen erbleichten, als er dieſe Worte geſprochen hatte, und noch während er ſie ſprach erhob ſich in ihm eine Stimme, die ihm zurief: „Wehe! du haſt gefrevelt, da du es wagteſt hier einzu-

dringen; kehr um.“ Es gab hier aber keine Umkehr mehr, das Furchtbarste war geschehen, und der Rabbi war von diesem Augenblicke an zutraulicher gegen seinen Schüler. — Sie setzten sich an den Tisch und nun begann die Lehre: der mystische Grund, warum die heilige Schrift mit dem Buchstaben Beth beginne, ward enthüllt; jeder Buchstabe und jeder Punkt, jede Stellung und jede Versetzung derselben enthielt eine tiefe Bedeutung. Als Beweis, daß eine Geheimlehre in den Worten der Bibel liegen müsse, wurde angeführt, daß die heilige Schrift ja viele unwesentliche Dinge erzähle wie z. B. 1. B. M. 19, 11, daß Rahel von Jakob geküßt worden sei, wie (4. B. M. 7) die namentliche Aufzählung der gleichen Beisteuer, die die zwölf Stammfürsten zum Bau der Stiftshütte gegeben und dergleichen mehr. Alles dieß hatte eine geheime Deutung.

Man hatte sich in diese Erörterung vertieft, als der Vielklang des Glockenspiels von der Oude Kerke die anbrechende Mitternachtsstunde verkündete. Der Rabbi stand auf, zog seine Schuhe aus, streute sich Asche auf das Haupt und setzte sich an dem Thürpfosten (dort, wo in einer kleinen Nische ein Pergament mit dem Schema steht) auf den Boden; er verhüllte sein Angesicht und unter Thränen sprach er das alphabetische Sündenbekenntniß, mit wehklagender Stimme sang er den Psalm 137: „An den Bächen Babylons, dort saßen wir und weinten, da wir Zions gedachten. — Wenn ich dich vergesse, Jerusalem, so möge meine rechte Hand mein vergessen. Meine Zunge klebe mir am Gaumen, so ich nicht dein gedenke, so ich nicht Jerusalem auf das Haupt meiner Freude setze.“ Die Klagelieder Jeremiä sprach er in derselben Lage; hierauf richtete er sich empor mit den Worten: „Erhebe dich aus dem Staube, auf! Gefangene

Jeruſalem, ſchüttle von dir die Feſſeln deines Halſes, gefangene Tochter Zions. (Jeſ. 52, 2.) Auf deine Mauern, o Jeruſalem, ſtell' ich Wächter, den ganzen Tag und die ganze Nacht, nie ſollen ſie raſten, die des Herrn gedenken; ihr ſollt nicht ſtille ſein. Ihr ſollt ihm nicht Stille laſſen, bis er gründet und bis er ſetzet Jeruſalem zum Ruhme der Erden." (Jeſ. 62, 6.)

Baruch that dem Rabbi Alles nach, nur kannte er noch nicht die geheime Bedeutung, die jedes dieſer Worte, jede Betonung und jede Miene hatte. Lehrer und Schüler ſetzten ſich wieder an den Tiſch, zogen die Schuhe an und ſtudirten bis zum andern Morgen, da es Zeit war in die Synagoge zu gehen. So pflegten ſie jeden Donnerſtag die Nacht zu durchwachen. —

Baruch durchforſchte das Buch „Geheimniſſe Gottes," deſſen Verfaſſer Adam, und das „Buch der Schöpfung," deſſen Verfaſſer der Erzvater Abraham ſein ſoll. Nicht nur ſeine ganze Seele, auch ſeinen ganzen Körper erregte es bei dieſem Studium; unaufhörlich ſchaukelte und bäumte er ſich, denn die Kabbala lehrt: wie es überhaupt nichts in der höhern Welt giebt, deſſen Abbild nicht im Mikrokosmos iſt, ſo entſpricht den 248 Geboten der jüdiſchen Religion eine gleiche Anzahl von Nervenäſten im menſchlichen Körper, und alle dieſe müſſen geweiht und thätig ſein bei dem heiligen Studium. Baruch kannte die Namen und die Thätigkeiten aller Engel und wußte die Formeln, welche ſie dem Menſchen dienſtbar machen; aber alles dieß ſo wie die Löſung der chemiſchen und magiſchen Probleme hatte weniger Intereſſe für ihn. Das „Verborgene alles Verborgenen" war es, über das er unaufhörlich nachſann, und hier lehrt die Kabbala, daß alles phyſiſche und geiſtige Leben nur ein Abbild des Urbildes im Himmel ſei und eine Kette von Weſen und Thätig-

leiten reicht hinauf bis zu Gott. Das ist die Himmelsleiter, die Gott dem Erzvater Jakob (1. B. M. 28, 12) im Traume zeigte; daran die Kräfte der geschaffenen Welt als Engel, je nach ihrer geistigen Befreiung oder materiellen Beschwerung, auf und nieder steigen; die Stufenleiter aller Wesenheiten steht auf der Erde und reicht bis in den Himmel, dort ist das himmlische Jerusalem, dort der Tempel, dem der auf der Erde nachgebildet, dort Alles im Geiste was hier auf Erden an die Materie gebunden ist. Aus dem hebräischen Worte Ruagh (Seele) wird durch Zahlen, die die Buchstaben bedeuten, bewiesen, daß dieselben ebensoviel wie die verschiedenen ebräischen Worte für Gott bedeuten, die Seele also ein Theil Gottes sei. Das ebräische Wort für Messias hat gleich viel an Zahlengehalt wie das ebräische Wort für Schlange, unter deren Erscheinung der Satan Eva verleitet hat; der Messias wird demnach der Schlange den Kopf zertreten, Sünde und Tod von der Erde vertilgen. Dem Adam auf Erden entspricht ein dreifacher Adam im Himmel, was aus den dreifach veränderten Ausdrücken bei der Schöpfung des Urvaters (1. B. M. 1, 27) abgeleitet wird, das Urbild des irdischen Adam ist der Adam Cadmon im Himmel, der das Ebenbild Gottes und sein erstgeborener Sohn ist. Es giebt vier Welten, die je nach ihrer näheren oder entfernteren Emanation aus Gott geistiger oder materieller sind. Zweck der Weltschöpfung ist aber das Gesetz, nur um der Offenbarung willen ist die Welt geschaffen, denn nach eigenthümlicher Wortabtheilung heißt es (Jerem. 33, 25) „So spricht Gott: Wäre mein Bund nicht, Tag und Nacht und die Gesetze des Himmels und der Erde hätte ich nicht festgestellt.“

Was ist aller Siegesruhm, was alle Macht der herrschenden Völker gegen solch unmittelbaren Geistesverkehr?

Rabbi Aboab benützte das von ihm aus dem Spanischen in's Hebräische übersetzte Buch Crira's als Leitfaden zur mündlichen Lehre, die nach Wort und Begriff der Kabbala immerdar ungeschrieben bleiben und sich nur von Geist zu Geist vererben sollte.

Hier endlich boten sich Baruch höhere Handhaben, an denen er sich aufschwingen konnte. Er bestrebte sich stets den innern Kern von den possierlichen und abenteuerlich gestalteten Aeußerlichkeiten zu trennen; aber mit Schmerz mußte er finden, daß gerade diese den Haupttheil bildeten, ja daß jene allgemeinen Ideen selbst, wo es gilt herabzusteigen in die wirkliche Welt und die Räthsel der Nationen- und Menschenschicksale zu lösen, daß jene Ideen hier nicht mehr ausreichen, und man zu den abenteuerlichen Annahmen von Seelenwanderung und Dämonenherrschaft greifen muß, wodurch die Natur und ihre Gesetze sich in Unvernunft und Anarchie auflösen. — Der Rabbi hatte seine Freude an dem eifrigen Schüler, nur bemerkte er ihm oft, daß, wenn man in die wahren Tiefen der praktischen Kabbala eindringen wolle, man alle sinnlichen Gelüste, die eine Schöpfung des Satans seien, von sich abthun müsse. „Am sechsten Schöpfungstage," setzte er hinzu, „ist das Weib und mit ihr alle sinnlich böse Neigung erschaffen worden; darum lehren die Rabbinen, daß man im Alter von dreimal sechs Jahren heirathen soll. Ihr habt jetzt gerade dieses Alter erreicht." Es unterliegt keinem Zweifel, die Absichten und das Streben des Rabbi waren über alles Irdische erhaben; dieß mochte ihn gleichwohl nicht verhindern, an eine Verbindung Baruch's mit seiner Sara zu denken. Der junge Kabbalist merkte aber nichts, selbst da nicht, als ihn der Rabbi einst absichtlich mit der schönen Sara allein ließ.

Der Rabbi belehrte einſt ſeinen Schüler, daß auch Jeſus von Nazareth in der Sekte der Eſſäer in die Kabbala eingeweiht worden ſei. Der Rabbi ahnte nicht, was er damit veranlaßte.

Schon oft war Baruch in der Bibliothek ſeines Lehrers Nigritius von einem Buche in ſchwarzem Einband faſt unwiderſtehlich angezogen worden, aber eine innere Scheu hielt ihn zurück. Und jetzt ſtieg wieder in ihm die Frage auf: Warum ſoll mitten im freien Felde der Erkenntniß ein Baum voll prangender ſüßnährender Früchte ſtehen, den gerade du nicht berühren darfſt? Wer hat ein Recht, wenn doch die verbotene Frucht nicht todtbringend iſt, zu ſagen: du darfſt ſie in dich aufnehmen, und du nicht? Verborgen vor jedem fremden Auge wagte es Baruch das Buch aufzuſchlagen.

Er las das neue Teſtament.

Noch zitterten ſeine Hände, die das Buch hielten. Das war die Macht der Gewohnheit, vor der ein ſolches Beginnen als Abfall erſchien. Und doch ließ er nicht davon ab. Eine ſtille Macht erhob ſich in ihm. Er fand keinen neuen Aufſchluß über die Kabbala, aber Anderes, Unerwartetes. Eine neue Bibel las er jetzt, und nicht wie ein Kind dem Fingerzeige eines Lehrers folgend, ſondern zum erſten Male und ſogleich mit freiem Auge und unbefangenen ſelbſtändigen Geiſtes. Das wirkte zunächſt auf die Auffaſſung der ihm bisher allein heiligen Schrift zurück. Muß nicht auch dieſe als Gegenſtand freier Betrachtung angeſehen werden? Iſt es nicht möglich, auch das Gewohnte, mit beſtimmten Deutungen Aufgenommene wieder neu und in ſeinem einfachen Inhalte zu erfaſſen?

Ueber die Wunder ging er leicht hinweg. Auch die Gleichnißreden mit ihren oft thalmudiſchen Anlehnungen drangen nicht

tief ein. Er hatte auf dem rabbinischen Gebiete zu oft erfahren, wie innere Halbheit, die nichts als Unfertigkeit des Gedankens, und äußere Halbheit, die nichts als Muthlosigkeit ist, sich solcher Verhüllungen gern bedient. Und heißt es nicht, daß Christus selbst seinen Jüngern allein die Wahrheit unverhüllt gegeben? Ist es nicht möglich, den Menschen den reinen Gedanken zu lehren? Ist die Kindwerdung als Rückkehr zu dem unmittelbar eingeborenen Naturwalten einziges Heilmittel für eine durch äußere Dogmen verwirrte, pharisäisch verdorbene Zeit? Muß nicht auch die Mannwerdung als Entfaltung und Zeitigung des auf erkannten Naturgesetzen beruhenden Denkens Heilmittel sein? Bietet jene allein einen festen Halt, weil sich in ihr die Anordnung der Natur unvermittelt darstellt? Muß die natürliche Ordnung sich nicht auch durch die Erkenntniß aufbauen lassen?

Ist das Kindwerden der Willenskraft nicht oft unmöglich, die männliche Denkentwicklung aber eine nothwendig und selbständig zu erreichende Aufgabe? Muß nicht der thalmudische Satz seine Geltung haben: Alles wird von Gott gegeben, nur nicht die Gottesfurcht? Ist Gerechtigkeit, die sich durch freies Denken erringen läßt, nicht fester und höher als Liebe? Welches ist der reine, unverhüllte Gedanke, den Christus ohne Gleichniß seinen Jüngern insonderheit gelehrt (Markus 4, 34) und der nicht ausdrücklich in den Evangelien dargelegt wird? . . .

Es läßt sich nicht bestimmen, wie viel von anerzogenem Widerspruchsgeiste sich in diesen Fragen bei dem jungen Denker regte. Er suchte sich davon frei zu machen, und hocherhaben stand als neue Offenbarung, daß nirgends gesagt ist: Gott sei Christo erschienen und habe mit ihm durch eine Stimme, durch Zeichen

u. dgl. geredet, wie im alten Teſtamente, ſondern er habe ſich unmittelbar in Chriſto den Apoſteln offenbart. Es war keine Offenbarung von Angeſicht zu Angeſicht, wie bei Moſes, nicht von einem außerhalb ſtehenden Weſen, ſondern von innen heraus.

Baruch kannte die Dogmen nur dürftig, die man in den Kirchen an die hier gegebenen Lebensereigniſſe und Weisheitslehren anknüpfte. Das Höchſte, was Chriſtus von ſich geſagt hat, iſt: daß er ein Tempel Gottes ſei, und Johannes ſagt, um dieß eindringlicher auszudrücken: das Wort ward Fleiſch; denn in Chriſto unmittelbar hat ſich Gott am meiſten geoffenbart.

Baruch fühlte ſich wunderſam ja gewiſſermaßen verwandtſchaftlich angezogen von Leben und Lehre des Gekreuzigten. Gerade weil er aus einem Lebenskreiſe kam, der nichts davon kennen wollte und fort und fort von den Bekennern Chriſti gemartert wurde, gerade weil er nicht befangen war von irgend einer Kirchenſatzung, ſtrebte er um ſo freier nach der lautern Gerechtigkeit und er lernte ſie üben einer durch viele Jahrhunderte und weite Länder ſich ausbreitenden Erſcheinung gegenüber, deren äußere Geſtaltung ihm ſelbſt fremd bleiben ſollte.

Welche ſcheinbar ſich ausſchließenden und einander auflöſenden Elemente fördern das jugendliche Wachsthum! Und wie der Frühlingswind den jungen Baum hin- und herzerrt, ſenkt er ſeine Wurzeln tiefer in das nährende Erdreich und erweckt ihn zu friſcher Triebkraft. Und wie in der äußern Natur bringt auch vieles in die Seele ein, was nicht alsbald im Wachsthum als äußerlich erkennbare Erſcheinung heraustritt; es harrt ſeiner Zeit, die es entwickelt und reift.

Aus der Bibliothek des Magiſters hinweg mußte ſich Baruch

wieder in das Studium der Kabbala vertiefen, und er that das mit offenbarer Begierde. Die geheimnißvollen Verhüllungen lockten ihn immer wieder, daß er hier eine Lösung der Räthsel finde, die ihn beunruhigten, aber das Unbegriffene wurde hier nur mit neuen Unbegreiflichkeiten ersetzt. Manchmal tauchte ein Wegweiser wie ein Irrlicht in der Dunkelheit auf, versank aber auch bald wieder ohne Spur und ohne Zusammenhang.

Baruch sehnte sich danach, von dem Joche befreit zu werden, das er sich durch pflichtmäßigen Besuch bei dem Rabbi auferlegt hatte. Es geschah ohne sein Zuthun.

Als eine jüdische Kolonie nach Batavia abging, schloß sich Rabbi Isaak Aboab derselben an.

Auf dem Meere, so wird berichtet, sammelten sich Delphine und Seeungeheuer um das Schiff, in welchem Rabbi Aboab war. Alles war in Todesangst, nur Rabbi Aboab blieb ruhig. „Seht „in diese sind die Seelen der Gottlosen gefahren. Seid ruhig!“ rief er mit mächtiger Stimme hinaus in die Fluthen, „geduldet euch, noch müßt ihr harren, denn noch ist die Zeit nicht gekommen, wo ich euch erlösen kann.“ Er warf ein Pergament hinab in das Wasser, und alsbald verschwanden die Ungethüme.

Die schöne Sara hatte dieses große Wunder ihres Vaters, das die Sage weithin verbreitete, nicht mehr erlebt. Sie hatte viel Thränen vergossen, als sie von Baruch Abschied nahm; sie liebte ihn still und heiß. Sie starb auf der Ueberfahrt. Als die Auswanderer in Batavia an das Land stiegen, war ihr erstes, in dem neu gewonnenen Erdreich ein Grab zu graben, in das sie den jungfräulichen Leib der Tochter des Kabbalisten versenkten. Bei ihrem Begräbnisse wurde nach geheimnißvoller kabba-

listischer Anordnung das Schophar geblasen, wol als Vorzeichen der einst erschallenden Posaunen bei der Auferstehung der Todten. In dem Lande, das noch nie der Fuß eines Juden betreten, ertönte alsbald der Posaunenton aus Canaan, der zurück zu alten Zeiten und hinaus ans Ende alles Erdenlebens rief . . .

Wenige Tage, nachdem Rabbi Aboab ausgewandert war, ging Baruch um die gewohnte Stunde nach dem Hause des Magister Nigritius. Frau Gertrui Ufmsand, die Hauswirthin, trat ihm entgegen mit der Kunde, daß der Magister heute Morgen in seinem Lehnstuhle todt gefunden worden sei, seine Lampe hatte noch gebrannt.

Baruch ging hinauf und schaute noch einmal in das erstarrte Antlitz des Lehrers, eine kindliche Milde war in den Zügen des Verstorbenen festgebannt, sein Lieblingsbuch Cicero de finibus bonorum et malorum lag vor ihm aufgeschlagen.

So waren nun dem Jüngling auf Einmal die Führer entrissen, die ihn leiten sollten zum Empfange der Schätze, die die Menschen vor ihm errungen hatten. Wie viel Tausende erben ohne Mühe und auf geebnetem Wege die geistigen Erträgnisse der Vorzeit und sind glücklich in deren Besitze, und immer auf's Neue mußte Baruch darnach trachten und konnte sich des Erworbenen doch nicht vollauf freuen.

In jugendlicher Selbstanklage däuchte ihn der Verlust der Führer ein gerechter Lohn für die Sünde, weil er im Stillen widerspenstig gegen ihre gepriesenen Ergebnisse war. Konnte er aber anders?

Hatte ihn das Schicksal berufen, ein erster Mensch zu sein, unbelastet von den Errungenschaften der Vorfahren, unbeirrt von ihren Fingerzeigen, aus der Tiefe des eige-

nen Lebens, aus der Erkenntniß der Menschennatur und ihrer Gesetze das Heil zu schöpfen? Muß Jeder, dem eine Offenbarung des Ewigen werden soll, sich zurückziehen aus der verwirrenden Menschengemeinschaft in die lebensberaubte Wüste, in die Einsamkeit, wo er allein auf Erden ist, wo nur die Pulsschläge seines Herzens ihm die Zeit messen?

9. Der Lucianist.

Ein neues Denken, das erfuhr Baruch jetzt an sich selbst, verändert nicht alsbald das gewohnte Leben, es ist von Manchem noch Abschied zu nehmen und die Trennung wird schwer, denn im Scheiden drängt sich nochmals mit lebendiger Kraft das Bewußtsein auf, wie traut und fest die Gewohnheit war.

Baruch hatte am letzten Versöhnungstage mit zerknirschter Seele gebetet: „Herr! Gott! laß mich sterben, ehe ich werde der Sünder oder Gottlosen einer.“ Er blieb aber am Leben und verlor noch dazu seinen treuesten Freund, der ihm in jeder Fahr und Noth beigestanden hatte. — Dreimal des Tages in der Synagoge, und außer derselben, wenn er ein Glas Wasser trank, einen Apfel oder ein Brod genoß, wenn er sein Studium begann oder endete, kurz, bei jedem Genuß und jedem Ereigniß, stets hatte er das hiebei vorgeschriebene Gebet verrichtet; und des Nachts, wenn er einsam im Bette lag, sprach er das alphabetisch gesetzte Sündenregister und schlug sich bei jedem Worte reuvoll auf die Brust, drauf schlief er ruhig und heiter bis zum andern Morgen. Hier aber, in nächtiger Stille, schlich der Zweifel auf leisen Socken zu ihm heran und raunte ihm in's Ohr: was zerhämmerst du deine Brust über Dinge, die du nie begangen? Hast du je geraubt, gestohlen, muthwillig gesündigt,

geflissentlich Jemanden falschen Rath ertheilt, wie es hier in dem Küchenzettel der Hölle geschrieben steht? — Er that Einsprache: dies Gebet ist nicht für mich allein, ich bete für ganz Israel, ja, für die ganze Menschheit um Vergebung ihrer Sünden. — „Was Andere durch die That verbrochen, willst du durch dein Wort gut machen?“ entgegnete es ihm. Er brach mitten im Gebete ab und schlief ruhig ein. „Wenn du betest so zweifle nicht,“ sagte der weise Jesus Sirach; wie aber gebietet man den Zweifeln? Und als Baruch in der Synagoge stand und vor ihm aufgeschlagen war das tägliche Frühgebet, da trat der Versucher abermals zu ihm und sprach: Hast du dich wieder mit dem Glockenschlage eingefunden? Wie magst du nur die von David oder anderen Männern in ihrer Bedrängniß ausgestoßenen Worte dir in den Mund legen lassen? Sollen deine eigensten religiösen Gefühle erst durch fremdes Machtwort hervorgerufen werden? — Er faßte den Entschluß, fortan nur in selbstgewählter Form und wenn ein unbezwingbarer Drang ihn dazu nöthigte, zu beten. Das geschah lange nicht, und als es geschah, ward er inne, daß er durch die lange Unterbrechung außer Zusammenhang mit seinem Schöpfer gesetzt sei; er fand ihn nicht so bald wie sonst. Was braucht es der Worte, sprach er dann zu sich, der Gedanke muß genügen, wenn Gott allwissend ist... wenn er ist — Wehe! er konnte nicht mehr beten.

Das fühlte er jetzt noch beschwerender, als er an dem Krankenbette seines ächzenden Vaters saß; tiefe Seufzer entstiegen seiner beklommenen Brust, Thränen brannten in seinen Augen, er konnte nicht mehr weinen.

„Beruhige dich, mein Sohn,“ sagte der Vater, „vertraue auf den Allgütigen, er wird helfen.“ Er wußte nicht, daß diese

Worte gleich zweischneidigen Dolchen das Herz seines Sohnes durchwühlten. Keines Gedankens mehr fähig, saß dieser kalt und stumm da. Der politische Chirurgus Flyns pfiff im Nebenzimmer die Melodie des Liedes: Wilhelms van Nassawe, und strich Pflaster dabei; der Vater hielt die kalte Hand seines Sohnes und ächzte unaufhörlich. Der Oranier draußen schwieg plötzlich, Miriam öffnete die Thüre, und Salomon de Silva von noch einem Manne geleitet, trat ein; der Chirurgus folgte ihnen mit Pflaster und Etui.

„Ich kann die Sache nicht allein über mich nehmen," begann Silva, „und habe daher meinen geehrten Collegen hier, den Dr. van den Ende gebeten mit mir gemeinsam die Operation vorzunehmen. Fühlt Ihr Euch im Augenblicke stark genug dazu und seid Ihr bereit?"

„Ich bin's," sagte der Kranke, „mein Leben liegt in Gottes Hand." Ein flüchtiges Zucken bewegte bei diesen Worten die Mundwinkel des neu angekommenen Arztes. Baruch hatte denselben mit aufmerksamen Blicken betrachtet, und glaubte in diesem Lächeln die sichere Kunde von seines Vaters Tode zu lesen. Er täuschte sich. Van den Ende fragte lateinisch, ob er sich vor dem anwesenden Sohne in dieser Sprache unterreden dürfe. Silva bejahte, denn Baruch verstünde nur wenig Latein. Die beiden Aerzte besprachen sich nun geraume Zeit, es lag ein unverkennbarer Spott in den Mienen van den Ende's, während er sehr eifrig sprach. Der lange Flyns hörte der ärztlichen Besprechung mit gespannten Mienen zu, und nickte bald diesem bald jenem, als ob er Alles verstünde, in der That aber verstand er kein Wort davon; auch Baruch erging es fast so, nur hie und da fiel ein Wort wie ein

vom Windzuge hergetragener Ton an ſein Ohr, aber nichts deſto minder heftete auch er ſeinen aufmerkſamen Blick auf den fremden Arzt. Aus Weſen und Haltung dieſes kleinen Mannes ſprach eine ſo ſeltene Heiterkeit und Ruhe, die Baruch in ſeiner jetzigen Lage beſonders anziehen mußte. Die beiden Hände, die bis an die Fingerwurzeln von weißen gekrauſten Manſchetten bedeckt waren, hatte er auf dem vergoldeten Knauf ſeines ſpaniſchen Rohres übereinander gelegt, der Oberkörper ruhte behaglich auf der gepolſterten Rücklehne ſeines Stuhles; das runde Bäuchlein ſchien faſt etwas zu weit hervorzuragen für das kurze niedliche Fußgeſtell, an welchem Schnallen und bunte Bänder zur aufmerkſamen Beachtung reizten; aber bald mußte man ſeinen Blick erheben zu dem Haupte: aus den fein gekräuſelten Wellen der Perücke, die bis auf die Schultern herabfloſſen, guckte das runde Antlitz wohlgemuth in die Welt hinein, und wol Niemand hätte geahnt, daß es ſchon mehr als fünfzig Winter geſehen, wenn nicht einige Falten, die ſich beim Lächeln um die Augenwinkel niſteten, ſo wie das dunkle Roth auf der Naſe und den ihr zunächſt liegenden Theilen ein vorgerücktes Alter gedeutet hätten; die halb verſteckten grauen Augen bewegten ſich unaufhörlich; ſonſt ſtach die äußere Ruhe des kleinen Mannes vortheilhaft ab gegen die heftigen Geſtikulationen Silva's, der ſeinen Collegen bald am Mantel faßte und ihm, ohne es zu wiſſen, bald auf den Arm und bald auf den Schenkel ſchlug, um ſeinen Worten die gehörige Aufmerkſamkeit zu erregen. Baruch hatte den Fremden genau betrachtet, er hätte ihn um den lateiniſchen Redefluß, der ſo raſch und frei über ſeine Lippen ſtrömte, beneiden mögen, wenn er hier am Krankenbette ſeines Vaters an ſeine Studien hätte denken dürfen.

Die Operation ging über alle Erwartung glücklich vorüber, van den Ende beſuchte den Geneſenden faſt täglich und unterhielt ſich dabei am meiſten mit Baruch; ſeinem Scharfblicke blieb die innere Unruhe des Jünglings, ſo wie deſſen rühriger Geiſt nicht lange verborgen. — Der dankbare Vater willfahrte ihm gerne in dem Wunſche, Baruch in den klaſſiſchen Wiſſenſchaften unterrichten zu dürfen.

Baruch ging mit dem Arzte in ſeine Wohnung, die am Ende der Krautgaſſe war, unweit der St. Olaikirche und der Kapelle, die nach dem Modell des Tempels zu Jeruſalem gebaut iſt. Baruch war einſt mit Chisdai hier vorübergegangen, Chisdai hatte dreimal ausgeſpuckt, Baruch hatte nur bemerkt, daß die Baumeiſter ſehr gegen das Original verſtoßen hätten, es ſei dieß aber auch nicht anders möglich, denn ſelbſt wer den Thalmud verſtehe, könne ſich noch keinen vollſtändigen Begriff von der äußern und innern Geſtalt des Tempels zu Jeruſalem machen, da das wahre Urbild deſſelben nur im Himmel iſt. Jetzt aber kümmerte er ſich wenig mehr um die Architektur des Tempels im Himmel oder auf der Erde, als er in das Haus des Arztes eintrat. Es war eine ganz neue Atmoſphäre in der er ſich hier bewegte: jubelnde Triller einer Mädchenſtimme von Orgelklang begleitet, drangen ihm ſchon auf dem Hausflur entgegen. Der Arzt führte ſeinen Schüler in ein großes Zimmer und ließ ihn eine Weile allein. Farbenfriſche Bilder ſchauten von allen Seiten nieder und buhlten und wetteiferten um Augenmerk: hier eine Leda im Bade, ein Oelgemälde mit friſchen lockenden Farben; dort eine Venus, wie ſie in aller Herrlichkeit und Vollendung aus dem Schaume geboren wird, neben ihr eine Semele auf die ſich eine Wolke niederſenkt; an

den andern Wänden vlämiſche Stilleben, Blumen und Fruchtſtücke, Landſchaftsbilder mit ihrer unerreichten Farbentreue und Naturwahrheit, kleine Büſten von weißem und röthlichem Marmor auf den feingebohnten Schränken; Kanarienvögel ſtimmten in vergoldeten Käfigen die wohleinſtudirten Lieder an, und zwiſchen drein ſchmetterten ſie wieder den mächtigen Schwall ihres Naturgeſangs. Roſen, Tulpen, Nelken, Lilien und Anemonen, die in zierlichen Töpfen unter den Fenſtern blühten, zogen den Blick dorthin. Der Arzt kam wieder und erklärte Baruch die Schönheiten der Bilder und manche nahm er ſogar herab und überging ſie zur beſſeren Beſchauung mit einem feuchten Schwamme. Beſonders lange hielt er ſich bei einer Natureinſamkeit von dem Zeitgenoſſen Jakob Ruysdael und bei einer Landſchaft mit reicher Staffage von dem ebenfalls gleichzeitigen Nikolaus Berghem auf. — Sodann führte er Baruch in ein anderes Zimmer, das faſt noch mehr Staunen erregte. Die Wände waren über und über mit anatomiſchen Tafeln behangen; gläſerne Käſtchen, in denen Käfer und Schmetterlinge in bunter Ordnung angeſpießt waren, hingen dazwiſchen; ausgeſtopfte Vögel ſaßen auf kleinen geſchnitzten Bäumen, die auf den Bücherſchränken angebracht waren. An dem einen Ende des Zimmers ſtanden Kolben und Retorten, in einer Ecke lag ein großer Stoß grauen Papiers, an welchem ein Stiel oder ein Blatt der ausgetrockneten Pflanzen hervorguckte; auch ein großes Skelett, dem ein goldpapiernes Scepter zwiſchen die Fingerknochen geſteckt war, ſtand dort. Ueber dem grünen Schreibpulte ſtand eine Marmorbüſte, ein dürrer Lorbeerkranz war um die Stirne dieſes griechiſchen Schalksgeſichtes gewunden.

Baruch betrachtete aufmerkſam dieſe ganze Umgebung, in

der trotz einer fast überladenen Mannigfaltigkeit eine behagliche Ordnung herrschte: das Leben läßt sich noch mit andern Dingen als mit Bibelstellen, Commentaren und Religionsgebräuchen ausfüllen; hier ist eine ganz andere Welt — so sprach es in ihm und der Arzt störte ihn nicht in seinen Gedanken, denn er suchte in den Schränken nach einem Buche. Er nahm endlich Cicero de officiis und ließ Baruch daraus übersetzen. Der Lehrer schüttelte oft bedenklich den Kopf; nicht weil Baruch gar kein Latein verstanden hätte, das konnte man nicht unbedingt sagen; er war dadurch, daß er mit der Schnellkraft seines Geistes die grammatischen Formen sprengen wollte, in ein sonderbares Verhältniß zu dem Autor, den er las, gerathen; waren ihm nur einzelne Worte, die den ungefähren Gang oder einen Zielpunkt des Gedankens bezeichneten, klar, so setzte er leicht und oft ganz richtig den Sinn desselben zusammen; weit häufiger aber war es noch, daß er, den Ideenkreis des Autors überspringend, seinen eigenen oft weiter gehenden Combinationen folgte. Van den Ende sah, daß hier eine ganz eigenthümliche Unterrichtsweise befolgt werden müsse; hier war ein ausgewachsener Baum, der schon manches Jahres Blüthe und Frucht fallen sah, und nun versetzt werden sollte in ein anderes Erdreich.

Die Fortschritte erfolgten indeß nicht so schnell als man glauben sollte, denn der Unterricht ward beinahe immer durch Erörterungen über andere Gegenstände unterbrochen.

Baruch hatte Vertrauen zu seinem Lehrer gefaßt und erzählte ihm einst in treuherzigem Tone den Verlauf, wie er das Gebet verloren. Der Arzt lachte so heftig, daß er sich den Bauch halten mußte; er sah indeß, wie sehr das seinen Schüler verdroß.

„Müßt mir verzeihen," sagte er, „ich lach' nicht über Euch, ha, ha, ha! wir hatten im Narrenhause zu Mailand ein Prachtexemplar von einem theologisch-philosophischen Narcissus. Er hing ein Tuch über sein Angesicht, lag den ganzen Tag auf den Knieen und betete: heiliger Christoph, steh mir bei und vergieb mir meine Sünden — ha, ha, ha! und wenn man ihn fragte: wo und wer ist denn der heilige Christoph? dann stand er auf, lüftete das Tuch vor seinem Angesichte und mit majestätischem Tone rief er: seht her, seht ihr die Glorie um meine Stirne? Kniet nieder und betet, Ich bin der heilige Christoph, ha, ha, ha! Wenn man es aber recht bedenkt, lag viel Methode in diesem Wahnsinn. Was soll am Ende das Gebet? Auf Gott einwirken? Das gestehen auch die Halbvernünftigen, daß es widersinnig wäre, wenn sich Gott etwas von uns einflüstern ließe; sodann sagt auch schon das Sprüchwort: ora et labora; also das Ganze ist, um unsere von Schmerz und Kummer zerknickte und verwirrte sogenannte Seele wieder aufzurichten und zu sammeln; kann ich das durch eine Anekdote, durch ein Kapitel aus der Logik oder Physik, so ist es gerad so gut; darum betrübt Euch nicht, daß Ihr selbständig geworden seid, laßt den Kopf nicht hängen und seid lustig und guter Dinge, ich bin es auch und habe seit mehr als zwanzig Jahren nicht an das Beten gedacht. Wenn man nur der Jugend recht eindringlich beibringen könnte, daß sie nicht die schönste Lebenszeit mit unnützem Krimskrams vergeuden sollte."

So sprach der Arzt und seine kleinen grauen Augen funkelten. Baruch konnte seiner Auffassung nichts entgegenstellen, aber von dieser Stunde an wurde er rückhaltender gegen ihn; er studirte die naturwissenschaftlichen und mathematischen Werke,

die er von ihm erhalten, fleißig, fragte ihn über einzelne Schwierigkeiten, die Darlegung seiner eigenen Seelenzustände vermied er sorgfältig.

Der Arzt verstand es indeß durch Zutraulichkeit abermals Vertrauen zu erwecken.

„Ich war auch einst so in verworrenen Zweifeln gefangen wie Ihr," sagte er einmal zu Baruch; „ich weiß auch, wie anerzogene Befangenheit nachwirkt, und noch jetzt, da ich mich frei gemacht zu haben glaube, ertappe ich mich noch oft auf jener Ausschließlichkeit, die der Besitz der alleinigen Wahrheit einflößte. Ich bin nicht wie Ihr aus der Bibel selbst auf den Weg der Freiheit gekommen. Es war ein seltsamer und eigentlich geringer Anstoß, der mich dahin führte. Ich war als frommer Katholik auf die Universität nach Leyden gezogen; einst, es war am Himmelfahrtsabend, ich hatte lange studirt, bis mein Licht abgebrannt war; als ich sodann ruhig im Bette lag, da fuhr mir wie ein Blitz der Gedanke durch die Seele: wo ist sie nun hin diese Kraft der Erleuchtung? Das Feuer hat die Nahrungsstoffe verzehrt und ist in's All zerflossen. Wie, wenn es mit unserer Seele auch also wäre? Meine Lehrer bestärkten mich in der sonst auch vielverbreiteten Ansicht, daß das Leben ein Verbrennungsprozeß sei. Man kann es so nennen ohne eigentlich damit etwas erklärt zu haben; das was wir Seele, Denken und Empfinden nennen, ist nichts als eine Verarbeitung der Stoffe, hat seine Nahrung aus Stoffen, greifbaren und ungreifbaren, und wird wieder zu solchen. Der eine Mensch verdaut schwerer, der andere leichter, der mit Lust, jener mit Unlust."

„Und was wäre dann unser Vorzug vor den Thieren?"

„Wer ſagt Euch, daß wir einen ſolchen haben müſſen? aber wir haben ihn wirklich, und zwar wieder nur, weil wir reichlicher mit den feineren Stoffen begabt ſind, und darum wirken die ſogenannten ungreifbaren Stoffe, Farbe, Klang und Wort mächtiger auf uns. Das Gehirn des Menſchen übertrifft oft den fünfzigſten Theil vom Gewichte ſeines ganzen Körpers, und darum hat er auch am meiſten von dem, was man Vernunft und Geiſt heißt; bei'm Ochſen z. B. betrifft das Gehirn kaum den achthundertſten Theil ſeines Gewichts, und darum iſt er dumm, der Elephant iſt ſchwerfällig, aber klug, weil er verhältnißmäßig ein ſehr großes Gehirn hat. Verletzt man Euch Euer Gehirn, ſo ſeid Ihr ein Simpel, was faſelt Ihr nun immer von Eurem Jenſeits und Eurer ewigen Fortdauer."

„Unſre Beſtimmung wäre alſo, möglichſt viel Annehmliches zu verarbeiten oder zu verdauen wie Ihr es nennt?"

„Allerdings."

„Ich hätt' Euch nicht für ſo egoiſtiſch gehalten," entgegnete Baruch.

„Ich bin es nicht," erwiederte der Arzt, „freudig ſchlage ich Gut und Blut in die Schanze für das Gemeinbeſte, für den Staat, aber für Religion und Glauben ließe ich mir nicht ein Haar aus meiner Perücke krümmen; das ſicherſte und höchſte Wohlbefinden des Menſchen liegt im Staatswohl und dafür zu ſorgen, das iſt die Beſtimmung des Menſchen, in allem übrigen ſteigt man von einer Nebelwolke in die andere."

„Eure Beſtrebungen für Vaterland und Menſchheit wären ja am Ende wieder nichts anderes, als daß es dieſem und jenem, oder wenn man ſagen will, der Geſammtheit möglich werde, beſſer und bequemer zu eſſen und zu trinken und ſeinen Lüſten

nachzugehen; in ihrer Ausdehnung werden sie somit nichts Höheres, sondern nur etwas Allgemeineres."

„Ich will offen mit Euch sprechen," sagte der Arzt, und rückte vertraulich seinem Schüler näher, ein seltener Ernst sprach aus seinen Mienen; „es muß ein jeder diese Krisis durchmachen, in der Ihr jetzt seid; auch ich schwärmte einst, da ich in Eurem Alter war, für die sogenannten höheren oder geistigen Interessen der Menschheit und glaubte sie dürften nie getrennt werden von den Bestrebungen für das Staatswohl; ich war in dieser Beziehung ein eifriger Katholik, aber auch nur in dieser Beziehung. Es war die Zeit, da

Gomar und Armin mit Toben und Schnauben
Stritten um den rechten Glauben.

Ich sah den Advokaten das Schaffot besteigen, weil er sich gegen den alten Judenglauben wehrte, mit dem man nun die Christen durch die Gnadenwahl zur auserwählten Leibgarde Gottes machen wollte; da stand, auf seinen Stab gestützt, der zwei und siebzigjährige Oldenbarnevelt auf dem Blutgerüste. „O Gott!" rief er, „was wird aus dem Menschen!" und um und um stand die kopflose Menge, und doch Kopf an Kopf, das glotzte drein und jauchzte, als das edle Haupt vom Rumpfe getrennt ward. Damals lernte ich das Volk verachten, damals gewann ich die Einsicht, daß es vor Allem noth ist, sich jeglicher Einwirkung auf das, was bei dem Volke Religion heißt, zu enthalten. Der Aberglaube ist ein hohler Zahn; oft läßt er lange in Ruh, aber ein harter Bissen, ein Luftzug macht, daß man fast rasend wird. Versucht es ihn auszureißen, so schlägt Euch der Patient in's Gesicht, und laßt Ihr einen Splitter stecken, so kriegt Ihr den nicht heraus, außer

mit Gefahr das Zahnfleisch mitzureißen, oder einen Kopfnerv zu verletzen; wer denn aber doch helfen will, der sagt, daß er nur untersuchen wolle, bringt die Zange in den Rachen und dann Ruck! heraus damit; am besten ist's aber, man hilft dem nicht, der nicht den Muth hat, sich helfen zu lassen."

„Ihr erklärt somit das Streben nach Besitz und Vermehrung der idealen Errungenschaft der Menschheit für einen Geisteslurus?"

„Ja, wenn es nicht reelle Zwecke hat; euch Juden verarge ich es aber nicht, wenn ihr euch gerne ein Himmelreich aufbaut, euch fehlt das Erdenreich. Warum lacht Ihr? habe ich nicht recht?"

„Im Thalmud heißt es: der beste unter den Aerzten kommt in die Hölle, die Heilkünstler hatten gewiß auch schon damals solche Ideen, wie Ihr jetzt."

„Was geht mich Euer Thalmud an? Euer Moses war ein großer Politikus; aber der weise Salomo ist mein Mann, der hat das Leben verstanden, drum hat er auch in seinem Prediger gesagt: Ich lobe mir die Lustigkeit, es giebt nichts Besseres für den Menschen unter der Sonne, als daß er esse und trinke und fröhlich sei."

„Da erfüllten die Thiere am nächsten ihre Bestimmung, und die Mollusken, die nur aus einem Magen bestehen, wären die vollkommensten Geschöpfe."

„Nein, ich will Euch zugeben, daß das Thier auch fröhlich sein kann, aber der Mensch hat doch einen besondern Vorzug, nicht den, daß er aufrecht geht, schreiben und lesen kann, damit er weiß was vor ihm geschah, und berichtet was mit ihm geschah; nein, der Mensch allein kann lachen. Demokrit und Lucian das waren die zwei gescheitesten Männer Griechenlands, die anderen haben meist nur nach Wind geschnappt. Ich

bin ein alter Praktikus, glaubt mir, kein Genuß auf der Welt ist so unvergänglich als das Lachen, und dabei verdaut man ganz normal und bleibt frisch und gesund."

„Merkwürdig ist's, daß Ihr wieder mit dem Thalmud übereinstimmt, denn auch dort heißt es: Das Lachen ist ein Vorzug des Menschen."

„Wahrhaftig? da steht doch auch einmal was Gescheites in den dicken Büchern; aber ich gehe noch weiter, und sage: es ist auch ein Vorzug des Menschen vor den Göttern, denn wen nichts überrascht, der kann auch nicht lachen."

„Bleiben wir bei den Menschen," fiel Baruch ein, „was sollen nach Eurer Ansicht die Armen, die ihre Brodrinde mit Thränen befeuchten, die Alten, Kranken und Traurigen, die nichts zu genießen und nichts zu lachen haben? wo ist Trost und Freude für sie?"

„Die sollen glauben und fröhlich sein in der Gottseligkeit."

„Wenn sie aber zur Erkenntniß kommen, und Alles zu unterst zu oberst kehren?"

„Ist nicht zu fürchten, dahin wird es nie kommen; es wird zu allen Zeiten nur wenig Einsichtige geben, der Pöbel wird stets glauben, und das muß auch sein, weil ihm Bildung und Urtheilskraft fehlt, und er anders nicht im Zaum zu halten wäre."

Das also sind die, welche sich die Freien nennen, auch der Unglaube hat seine auserkorne Schaar! — Solches und noch manches andere hegte Baruch in seinem Sinne als er wegging.

Wieder einmal lagen die Bücher vor ihnen aufgeschlagen, und Lehrer und Schüler sprachen über ganz andere Dinge, als da geschrieben standen. „Glaubt mir," sagte der Arzt, und er

blinzelte mit seinen grauen Aeuglein wie einer der in die tiefsten Geheimnisse eingeweiht ist, „glaubt mir, ich lugte schon oft hinter die Gardinen; ich kenne die Ehegeschichte von dem, was man Materie und Geist nennt und durch einen Religionsact eingesegnet und zusammengekuppelt, gar gut."

„Jeder verlangt doch, daß man ihm glauben soll," antwortete der Schüler: „hätte ich aber das gewollt, wäre ich drüben geblieben bei meinen Rabbinen, vielleicht wäre mir's gelungen, noch ein Stockwerk auf den babylonischen Thalmudbau zu zimmern, der mit dem Ende in den Himmel hineinragen soll; ich aber will Erkenntniß, will Gewißheit."

„Die findet Ihr nur in der Materie, von allem andern kann ich Euch eben so gut beweisen, daß es wirklich existirt, als daß es nicht existirt."

„In der Zusammensetzung meiner selbst aus einer ununterbrochenen Reihe von Eindrücken, Gefühlen und Gedanken, weiß ich mich doch als geistige Einheit, die selbständig und unabhängig vom Körper ist. Der Selbstmord, so verabscheuungswürdig er auch ist, bezeugt er nicht eine Herrschaft des menschlichen Geistes über den Körper, die sich sogar bis zur Vernichtung dieses letztern erstreckt?"

„Der Menschenstolz!" entgegnete der Arzt, „das ist doch die Erbsünde, die Allen anklebt. Was Ihr da sagt, kann eben so gut Folge eines physischen Triebes sein, wie man das bei den sogenannten unvernünftigen Thieren als ausgemacht annimmt. Man hat Beispiele, daß ein Marder oder eine Ratte, die mit einem Fuß in der Falle gefangen waren, sich mit den eigenen Zähnen den Fuß abbissen und davon liefen. Mir fällt noch ein deutlicheres Beispiel ein: auf meinen Reisen in Unteritalien sah

ich oft, wie sich die Bauern das grausame Vergnügen machten, daß sie in die Mitte eines ziemlich großen Kreises von glühenden Kohlen einen Skorpion warfen. Das arme Thier wollte fliehen und schoß hastig nach allen Seiten umher, aber überall war es von dem brennenden Ringe gefangen; wie um Gnade flehend richtete es seinen Kopf zu den Umstehenden empor, aber alle lachten und jauchzten, und Niemand öffnete ihm einen Ausweg; da schoß es wüthend im Kreise umher, Angst und Verzweiflung jagte es, es wagte mit seinen Scheeren die glühenden Kohlen zu berühren, aber schnell zuckte es zurück und schüttelte seinen ganzen Körper. Als es keinen Ausweg mehr sah, kroch es langsam bis in die Mitte des Kreises, weit weg von der Gluth. Ohne Bewegung wie todt lag es da, aber plötzlich hob es den Stachel an seinem Schweife empor, es bäumte sich aus aller Macht, durchbohrte sich selber und war todt. Sagt mir nun einmal: fühlte sich der Skorpion auch als unabhängige geistige Einheit?"

Baruch wollte dieß gerade zugestehen und somit in allen Kreisen der Natur ein freies Walten des Geistes annehmen; aber er fühlte, daß er die bloße Kraft seines eigenen Nachdenkens nicht in die Wagschale legen konnte gegen einen reichen Schatz von Erfahrungen, wo ihm stets Ungewohntes vor die Augen geführt wurde, das er im Augenblick nicht bewältigen konnte. Eine innere Stimme widersprach der ihm hier gebotenen Anschauungsweise, aber er vermochte nicht diese Stimme nach außen zu bekräftigen. Er schwieg. Der Lehrer zweifelte nicht, hier einen Proselyten gewonnen zu haben und bedeutete Baruch des andern Abends zu ihm zu kommen, er wollte ihm die Geheimnisse einer Lehre offenbaren, die ihm Staunen und Bewunderung abnöthigen würden.

Baruch fand sich zur bestimmten Stunde ein. Van den Ende führte ihn in sein Studierzimmer, verriegelte die Thüre sorgfältig hinter sich, zog die Fenstergardinen herunter und lauschte ob sich Niemand dem Zimmer nahe. Baruch mußte fast lachen über die komisch ernste Miene des Arztes, der ein brennendes Licht zwischen die Fingerknochen des Skelettes steckte.

„Kennt Ihr die Legende von dem Prior bei St. Dominicus zu Tiel?“ fragte der Arzt während er in einem Schranke nach Etwas suchte.

„Nein!“ antwortete Baruch.

„Hört“ fuhr jener fort, „der fromme Prior wurde einst vom Teufel heimgesucht, während er gerade mit dem Lesen eines heiligen Buches beschäftigt war. Der Teufel wollte den Frommen von seinem heiligen Geschäfte abbringen, sprang auf den Tisch und machte allerlei Schnörkel vor ihm; aber der Prior zwang den Teufel, ihm die Kerze zu halten, bis sie abgebrannt war, worauf er ihn dann gnädig entließ. Seht, der Domine dort, der soll uns jetzt leuchten, während wir des Teufels Testament lesen. So, da ist der Schlüssel. Betrachtet einmal das Beinhaus da genauer: das ganze Gebälke war einst mit Fett ausgefüllt, da war ein Wanst, der viel Leckerbissen von der Tafel des Prinzen Moritz von Oranien beherbergt hat, jene Backen- und Stirnknochen hatten einen karfunkelrothen Ueberzug, dort in den Höhlen saßen gehorsame Augen, die den menschlichen Vorzug sich himmelwärts zu kehren oft in Anwendung brachten, über jenen Zähnen war ein Lippenpaar das viel gegen die Remonstranten geiferte, und bei'm Schlürfen köstlichen Rheinweines sich in der Enthaltsamkeit übte; das war ehedem der dicke Domine, der am meisten gegen den edlen Oldenbarnevelt wüthete

und ihn auf's Schaffot geleitete. Er war prädestinirt, daß er einst als Leiche von mir gestohlen werden sollte; ich habe Todesgefahr bei dem Unternehmen ausgestanden, es ist das eine schöne Geschichte, ich will sie Euch ein andermal erzählen. Heiliger Laurentius! hier ist wieder ein Jünger, der zu Euch wallfahret, um aus Eurem weisen Haupte Lehre zu empfahen. Freut Euch, denn bald ist die Schaar gleich dem Sand am Meer und den Sternen am Himmelszelt." Bei diesen letzten Worten kreuzte der Arzt seine Arme auf der Brust über einander, und verbeugte sich dreimal vor dem Skelett; „ha ha ha!" unterbrach er sich, „es ist zum Todtlachen, ich werde ja noch ganz biblisch, aber ich will Euch weiter keinen Hokus Pokus vormachen." Er stieg nun auf einen Stuhl, öffnete mit dem Schlüsselchen die obere Schale des Schädels, nahm eine Schrift heraus, und sagte im Heruntersteigen: „So lang der da gelebt hat, ist nichts so gescheites dort beherbergt worden, als ich ihm jetzt zum Aufbewahren gebe; schwört mir, daß Ihr Niemanden verrathen wollt, daß Ihr das Buch bei mir gesehen; meine bürgerliche Stellung wäre dadurch gefährdet."

„Wie soll ich schwören?" fragte Baruch, indem er den Vorsatz faßte, lieber Nichts zu erfahren, als nochmals einen so gräßlichen Eid zu leisten wie bei dem Rabbi. Der Arzt verstand es anders.

„Ihr habt Recht," sagte er, „könntet Ihr schwören, so dürftet Ihr das nicht vernehmen. Seht diese runden gemächlich gezeichneten Schriftzüge, so schön schreibt man in des Teufels Canzellei; das Buch ist ein Erbstück von einem Frater Dominikaner, der es aus Augsburg mitgebracht hat, ein deutscher Kaiser, Friedrich der zweite von Hohenstaufen, ist der Verfasser; den Titel

werdet Ihr wol verſtehen, er heißt: De tribus impostoribus, es ſind nur neun und zwanzig Paragraphen. Da ſetzt Euch her, ich will's Euch holländiſch vorleſen."

Baruch ſchauderte vor der verzweifelten Gottverlaſſenheit und kaltblütigen Section alles Glaubens, die hier vor ſeinem Geiſtesauge vorging, und als er die Stelle des 21. §. hörte, wo es heißt: Quid enim Deus sit, in revelatione qualicunque obscurius longe est quam antea, war's ihm als ob man mit glühenden Zangen den Kern alles religiöſen Bewußtſeins ausreißen wollte.

„Junger Freund, wenn Ihr das Leben näher kennen gelernt haben werdet," ſagte der Arzt als er aufſtand, „werdet Ihr einſehen, daß die Moral, die ſich auf dem Markt des Lebens umhertummelt, eigentlich nicht aus Tintenfäſſern geſchöpft wird. Euer Judenthum und unſer Judenthum taugt nichts mehr, Euer Judenthum iſt längſt nur eine Mumie, die bei einem Luftzuge in Staub zerfällt; das unſrige war bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts eitel Barbarei, es hat den Geiſt des Claſſicismus in ſich aufgenommen, und dieſer Geiſt wird es auseinanderſprengen. Tretet nur ein in die luftigen lichten Hallen claſſiſcher Weisheit, Ihr werdet genießen, ſpotten und ſchweigen lernen."

Gräßliches Labyrinth! ſprach Baruch im Herzen als er wegging, aber ich fühl's, ein Ausweg muß gefunden werden.

10. Benedictus sit.

Es sollt' eine Jungfrau früh aufsteh'n,
Und ihren Liebsten suchen geh'n;
Sie sucht ihn unter den Linden
Und konnt' ihren Liebsten nicht finden.

So sang Olympia van den Ende, und sie jagte die langathmenden Töne ihrer kleinen Orgel mit mächtigem Gebrause durcheinander, als ihr Vater zu ihr in's Zimmer trat.

„Du hast dich ja heute wieder ganz in deinen Liederhimmel verstiegen," sagte er, „und weißt gar nichts von dem, was unten auf der unmusikalischen Welt vorgeht; schon vor einer Stunde sind wir an deinem Zimmer vorübergegangen. Hier habe ich endlich den vielbesprochenen Herrn de Spinoza mitgebracht; hiemit stelle ich Euch meine Tochter vor, sie ist beständiger Ministrant bei meinem heiligen Lehramte, Ihr müßt Euch in gutes Vernehmen mit ihr setzen."

„Mein Vater hat mir, so oft er aus Eurem Hause kam, von Euch erzählt," sagte Olympia, „und ich freue mich endlich meinen Wunsch erfüllt zu sehen. So viel ich aber von Euch gehört habe, sehe ich doch jetzt, daß ich mir wieder eine falsche Vorstellung von Eurer persönlichen Erscheinung gemacht hatte. Sagt mir nun, Ihr seid ja ein Philosoph, darf ich das nicht als einen Beweis annehmen, daß alle unsere Vorstellungen von Dingen

und Perſonen die über unſere unmittelbare Sphäre hinausliegen, unrichtig ſind?"

Welch eine Begegnung war das, die ihm ſogleich ein Problem entgegen warf und ihn zum erſtenmale einen Philoſophen nannte?

Baruch ſchlug die Augen nieder, er glaubte das Forſchen ihrer Blicke in ſeinen Geſichtszügen zu verſpüren; er machte eine ſtumme Verbeugung, er wußte nicht, was er antworten ſollte.

„An meiner Tochter findet Ihr eine halbe Philoſophin, mit der Ihr viel disputiren könnt," ſagte der Arzt, um Baruch aus der Verlegenheit zu bringen; er aber wurde deſſen nicht gewahr.

„Da hat mir Oldenburg heute ein anmuthiges Lied geſchickt," ſagte Olympia zu ihrem Vater, reichte ihm das Blatt und fuhr zu Baruch gewendet fort: „ſind Sie auch muſikaliſch, Herr von Spinoza?"

„Nein!"

„Aber Sie ſingen doch gewiß die Pſalmen? Sie müſſen mir einmal einen ebräiſchen Pſalm ſingen, ich möchte doch auch hören wie das lautet. Hat man noch die Melodieen von König David?"

„Wir haben noch viel ältere, denn faſt alle unſere Synagogen-Melodieen ſtammen nach der Tradition vom Berge Sinai; obgleich die Gebete erſt viel ſpäter abgefaßt wurden, ſo gingen die Melodieen einſtweilen wortlos von Mund zu Munde."

„Das iſt poſſierlich, das wäre ja gerade, wie wenn Kleider ohne Leib ſpazieren gehen, oder ein Arſenal ohne Soldaten eine Schlacht liefern wollte."

„Ich ſprach blos von der herkömmlichen Annahme," antwortete Baruch.

„O, es ist doch eine schöne Tradition. Das muß herrlich gewesen sein," fuhr Olympia fort, „das Rollen des Donners und das Schmettern der zahllosen Posaunen war ein grandioses Accompagnement, bedeutend furioso, aber so mußte es sein; o singen Sie mir doch etwas aus dem Sinai-Oratorium, wenn's meine christlichen Ohren hören dürfen."

Baruch entschuldigte sich, da er nicht singen könne; aber Olympia ward immer dringender, so daß Baruch vor Verlegenheit sich nicht zu helfen und zu rathen wußte.

„Das ist ein musikalischer Fanatismus," sagte van den Ende. „So warte doch, bis Herr von Spinoza von selbst dir die Scala seines Glaubens angiebt; du bringst ja durch deine sonderbaren Launen jeden, der dich nicht kennt, in die peinlichste Verlegenheit."

Olympia bat Baruch um Entschuldigung wegen ihres Ungestüms, sie sei eben in aufgeregter Stimmung, er solle nicht ungünstig von ihr urtheilen. — Baruch ging nach kurzem Verweilen in nie gekannter Beklommenheit weg, er glaubte Olympia habe ihn verspottet, und nicht sowohl ihn persönlich als den Juden überhaupt. Diese Wahrnehmung verletzt den aus dem abgeschlossenen Lebenskreise Heraustretenden noch weit mehr und selbst da noch, wenn er sich in Denken und Thun von der Genossenschaft getrennt weiß.

So war das erste Zusammentreffen mit Olympia an jenem Tage, an welchem ihn van den Ende zuerst in sein Haus gebracht hatte. Seitdem war er ihr noch oft begegnet, hatte flüchtige Worte mit ihr gewechselt, sonst aber kümmerte er sich wenig um sie; er konnte mit Hiob sagen: Ich hatte einen Bund geschlossen mit meinen Augen, auf daß ich nicht achtete auf eine

Jungfrau (Hiob 31, 1.). Nun aber war die Zeit gekommen, wo er achten mußte auf eine Jungfrau, und wo er mit gespannter Aufmerksamkeit auf jedes ihrer Worte lauschte. Der Arzt war verreist, und hatte die Fortsetzung des Unterrichts seiner Tochter übergeben, auch Baruch ward ihr Schüler.

Gleich ihrer Namensschwester Olympia Morata aus Ferrara, die im vergangenen Jahrhunderte durch ihre griechischen und lateinischen Dichtungen die Bewunderung ihrer Zeitgenossen erregte, war Olympia van den Ende ebenfalls in der klassischen Welt heimisch, neigte aber mehr zu gelehrten Forschungen, so daß sie es hätte wohl erreichen können, mit dem philosophischen Doktorhut gekrönt zu werden; aber sie wußte, daß das schwarze Sammethäubchen, mit den feinen Brüsseler Spitzen eingerändert, zu der Fülle ihrer blonden Locken und der Lilienweiße ihrer Haut weit besser kleidete, als der rothsammetne spitze Doktorhut. Tullia, Cicero's eigne Tochter, hätte die Briefe, die ihr schönredender Vater an sie gerichtet, nicht in eleganterem Latein beantwortet, als die Tochter des Amsterdamer Arztes; darum befleckte sie auch ihre zarte weiße Hand, die ihre schönste Zierde war, sehr häufig mit gelehrter Tinte, denn sie übte bei ihren Schülern ein scharfes Censoren-Amt gegen jegliche Ausdrucksweise, die sich nicht das römische Bürgerrecht erworben hatte; darum zog sich ihre schneeweiße glatte Stirne in Falten, wenn ihr Barbarismen vorkamen, ihr helles blaues Auge leuchtete freundlich, und ihr Mund, der durch Hervorragen des Unterkiefers ihrem Gesichte einen gewissen Ausdruck der Herbheit gab, lächelte so mild und einnehmend, wenn sie bemerkte, daß ihre Schüler in den lateinischen Versen keine Masche hatten fallen lassen.

Mißmuthig saß Baruch die ersten Stunden vor seiner Lehrerin, die an dem Periodenbau des Curtius in seiner Geschichte Alexanders die Feinheiten der lateinischen Syntax demonstrirte. Olympia ärgerte sich über den linkischen Juden, der mit der augenscheinlichsten Befangenheit auf jede ihrer Fragen antwortete; sie stand auf und ging nachdenklich das Zimmer auf und ab. Baruch betrachtete die hohe schlanke Gestalt mit dem majestätischen Gange, und statt den Kriegszügen Alexanders zu folgen, forschte er in den Zügen Olympia's, deren Syntax von schwärmerischer Gutmüthigkeit und herber Schärfe des Verstandes er eben so wenig entziffern konnte, als die verschlungenen Perioden des Curtius. Der Unterricht war hier fast wieder eben so unerquicklich, wie bei dem alten Magister Nigritius, denn Baruch hatte sich seit seinem ersten Zusammentreffen nur mit innerem Mißbehagen Olympien genähert. Diese aber verstand es bald, Beziehungen zwischen ihrer beiderseitigen so verschiedenen Geistesrichtung aufzufinden, die Baruch ihren Umgang immer angenehmer machten. Er war wieder so glücklich, daß von Allem mehr als von lateinischer Grammatik die Rede war. Er sprach mit Olympia über den in der Geschichte waltenden Weltgeist, über Menschen- und Staatenschicksale; sie fand die Ideen Baruchs hierüber höchst originell, ja oft barock, denn er war gewohnt, Alles gewissermaßen vom Standpunkte der jüdischen Geschichte aus zu betrachten und nach seinen Beziehungen zu dieser zu beurtheilen; hieraus ergab sich für Olympia oft die ergötzlichste Wendung, aber Alles was Baruch mit ihr sprach, war so ungewöhnlich, bezeugte eine so tiefe innerliche Rührigkeit, daß Olympia sich die Pflichtvergessenheit zu Schulden kommen ließ, den Unterricht mehr als billig hintanzusetzen. Bis

zu den entfernteſten Zonen und Zeiten ſtieg der Geiſt Beider hinan, und dort fanden ſie ſich wieder, denn Beide beſeelte der gleiche Drang bis zum Urſprung des Weltgeſchicks und des Weltdaſeins hinanzudringen. — Mit Sehnſucht harrte Baruch von nun an jedesmal der Unterrichtsſtunde, und er machte ſich ſchon lange vor dem Glockenſchlage auf den Weg; es war nicht ſelten, daß dann gerade Olympia aus dem Fenſter ſah und ihn ſchon von ferne freundlich grüßte.

Sie hatten eines Tages im achten Kapitel des ſiebenten Buches jene bekannte Rede der ſcythiſchen Geſandten an Alexander geleſen. Olympia bemerkte: „Es iſt charakteriſtiſch, daß Valerius Maximus erzählt: Ariſtarchus habe einſt zu dem Könige geſagt, es gebe nach Demokrit zahlloſe Welten. Wehe! rief der König aus, ich Unglücklicher habe noch nicht einmal Eine erobert.“

„Im Thalmud finden ſich auch die abenteuerlichſten Legenden über den „macedoniſchen Alexander,“ dem die Welt zu enge war,“ entgegnete Baruch.

„O erzählen Sie, erzählen Sie,“ bat Olympia. „Solche Blumen, die in der heißen Gluth des Orients üppig aufgeſchoſſen ſind, die liebe ich ſehr.“

Es klopfte an, Olympia rief: „herein!“ ein großer ſtattlicher Mann mit einem feingeſchnittenen Profil trat in das Zimmer. Mit ruhigem Anſtand näherte er ſich Olympien, hob ihre Hand auf und drückte ſie an ſeine Lippen. „Ich freue mich,“ ſagte er, „dieſe Hand küſſen zu dürfen, die das Plectrum wie den Griffel der Geſchichte mit gleicher Kunſt führt, und ſchon ſo Manchem den Weg nach Attika's und Latium's herrlichen Gefilden gezeigt hat.“

„Es wäre ſchade, wenn Sie nicht in die diplomatiſche Laufbahn gerathen wären," entgegnete Olympia.

„Sonſt könnte ich auch nicht das Vergnügen haben, Ihnen zu ſagen, daß heute die Nachricht einging, daß Ihr Günſtling, der fromme General Oliver Cromwell, von der Armee zum Lordprotektor Englands ernannt worden iſt. Er hat das Parlament nicht umſonſt mit der hohen redneriſchen Formel: Ihr Trunkenbolde! auseinander gejagt."

„Lachen Sie immerhin über ſein Rednertalent, er iſt kein Demoſthenes," ſagte Olympia, „aber ein ſtarker Charakter mit tiefdringendem Scharfblick; es freut mich, daß er ſo hoch geſtiegen iſt. Doch, wie ſieht's bei uns aus? Können Sie mir nicht ſagen, ob jetzt die beſtimmten Nachrichten eingegangen ſind, wie viele Menſchen bei dem letzten Sturme verunglückt ſind?"

„Nein! aber da hat ſich der Humor wieder in's Tragiſche gemiſcht. Ich habe Ihnen ſchon oft geſagt, daß meine Niederſächſiſche Heimath in Lebensgewohnheit und Denkweiſe auffallende Aehnlichkeit mit Ihrem Vaterlande hat; in Einem aber ſind ſie grundverſchieden, und das iſt ihr Verhältniß zu den Juden. In meiner frommen Vaterſtadt hätte man's nie geduldet, daß die Kinder Abrahams ein Schiff ausrüſten, um es mit dem Namen „der Jude" in See ſtechen zu laſſen; iſt die Nordſee nicht ein chriſtliches Meer? Darum hat die See auch den Juden zuerſt verſchluckt. Ich habe heute Morgen von meinem Fenſter aus zugehört, wie ein alter Matroſe ſeinem Kameraden das ganze Unglück aus der Gemeinſchaft mit dem Juden ableitete."

Baruch war, ſobald der Fremde eingetreten war, aufgeſtanden, er hatte ſein Buch unter den Arm genommen und

wollte sich bei Olympia verabschieden; schon zweimal hatte er den Ansatz zu einer Verbeugung gemacht, aber immer war er durch den Fremden nicht bemerkt worden, er trat jetzt vor, aber der Fremde stellte sich wieder zwischen ihn und Olympien.

„Ich muß Ihnen doch auch noch erklären," fuhr der Fremde fort, „warum ich so zur ungewöhnlichen Stunde zu Ihnen komme. Sie gehen doch gewiß heute Abend in die Rhederjecken Kammer*); ich wollte Sie darauf aufmerksam machen, vorher in den Garten der natura artis magistra zu gehen, Sie sehen dort, was Sie vielleicht noch nie gesehen haben: einen blühenden Palmbaum; es sind Blumen daran, so groß, daß zehn ganze Elfenfamilien bequem darin wohnen könnten."

Hier trat wieder eine Pause ein, und endlich gelang es Baruch, eine Verbeugung vor Olympien zu machen und einige Worte herauszustottern.

„Sie dürfen noch nicht gehen, Herr von Spinoza," sagte diese, „Sie müssen mir noch die Legende erzählen, und wenn ich dann die Lilien des Südens beaugenscheinige, kann ich ihnen auch etwas von ihrem Heimathlande erzählen."

„Der Matrosenglaube könnte der richtige sein, ich will mich daher lieber entfernen," sagte Baruch mit einem Seitenblicke auf den Fremden.

„Ah!" sagte dieser aufstehend, „mein alter Freund Caspar Barläus hatte doch Recht, er hatte viel Umgang mit Juden gehabt und war eher vorurtheilsvoll für sie eingenommen, weil er sie alle für geistreich hielt; über einen ihrer Fehler hat er sich aber oft beklagt, es ist die Empfindlichkeit; der unschuldigste

*) Rhederkammer, zugleich auch eine Art von Theater.

Blick, der harmloseste Scherz wird von ihnen als Spott mißdeutet. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß es nicht im Entferntesten meine Absicht war, zu beleidigen, und Jufrow Olympia kann mir meine unchristlichen Gesinnungen in Bezug auf die Juden bezeugen."

„Ja," sagte diese, „und ich bin eigentlich schuld an der ganzen Verwirrung, da ich Sie nicht vorgestellt habe; Herrn von Spinoza kennen Sie nun, und das ist Herr Oldenburg, so ein Stück von der Bremer Gesandtschaft. Ich bitte, erzählen Sie nun die Legende, sonst sehe ich mich als die Ursache eines Mißverhältnisses an, das mich sehr betrüben würde." Baruch sträubte sich.

„Ich will Ihnen eine Lehre geben," sagte Oldenburg, „prägen Sie sich ein, daß Jufrow Olympia täglich betet: Mein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden. Drum erzählen Sie nur frischweg, Sie müßten am Ende doch."

Baruch erzählte nun die bekannte Legende, wie Alexander bis zum Eingange des Edens mit seinem Heere vorgedrungen war; Oldenburg erzählte dann aus den alten Gedichten des Pfaffen Lamprecht und Ulrichs von Eschenbach jene herrlichen Sagen, mit denen der deutsche Dichtergeist die Großthaten Alexanders verklärt hat. Im Meinungsaustausch über den größten Helden des Alterthums, der zwar keinen Homer gefunden, dem aber der Dichtergenius aller Völker im Orient und Occident die farbigsten Blüthen geboten, schwand den Dreien eine schöne Stunde dahin. Der Fremde und Olympia sahen staunend auf Baruch, als dieser mit der gelassensten Ruhe und Bestimmtheit die Furcht als die einzige Ursache bezeichnete, aus welcher der Aberglaube entsteht und besteht; Alexander stellte sich hiefür als

auffälliges Beispiel dar, denn so oft ihn die Ungunst der Verhältnisse in Schrecken versetzte, rief er Opfer und allerlei Aberglaube zu Hülfe. Wie nun Baruch die betreffenden Stellen bei Curtius aus Buch 4, Cap. 10 und wieder aus Buch 5, Cap. 4 u. s. w. rasch zusammenfügte, erkannten die beiden Hörer, daß hier ein eigenthümlicher Geist mit neuer Betrachtungsweise die Vergangenheit durchforschte.

Oldenburg kam fortan öfter, wenn er wußte, daß Baruch bei Olympia zu treffen war, und diese freute sich, da sie sah, wie sich die beiden jungen Männer täglich mehr befreundeten. Sie fand einen gerechten Stolz darin, die Mittlerin zwischen so ungleichartigen Persönlichkeiten zu sein, und sie verstand es stets, Beziehungen zwischen der reichen Welterfahrung und Belesenheit Oldenburgs und dem tiefen Forschergeiste Baruchs zu Tage zu fördern. Neben allen einnehmenden Eigenschaften eines feinen Weltmannes besaß Oldenburg noch einen Vorzug, der zwar selten beachtet wird, der aber, ohne daß wir es wissen, häufig den bedeutungsvollen Eindruck des ersten Bekanntwerdens bestimmt; es ist dieß eine klangvolle, aller Modulationen fähige Stimme. Alles, was Oldenburg sprach, gewann durch diesen Wohllaut eine Fülle und Rundung, die unmittelbar und unwillkürlich für ihn einnehmen mußte. Baruch und Oldenburg wären Freunde, ohne daß sie es einander sagten.

„Sie haben nun bald den lateinischen Cursus absolvirt," sagte eines Tages Olympia zu Baruch, „wie wär's, wenn Sie zum Ersatz mich in der ebräischen Sprache unterrichteten?"

„Ich empfehle Ihnen dann die Polyglotte des Kirchenvaters Origenes," sagte Oldenburg lachend, „da können Sie herüber und hinüber springen von einer Sprache in die andere, wie's

Ihrem unruhigen Geiſte beliebt. Wenden Sie ſich an mich, ich verſchaffe Ihnen dann den Lehrſtuhl des Caſaubonus oder des Skaliger. Ich ſehe ſchon, wie die Studioſi in's Colleg ſtrömen, denn die hochgelahrte Olympia van den Ende exegeſirt das Hohe Lied in der Urſprache."

„Bedenken Sie," ſetzte Baruch hinzu, „es iſt die heilige Sprache, die Sie lernen wollen."

„Sind Sie denn ein Heiliger?" entgegnete die Gereizte; „Sie haben ja gewiß einen ebräiſchen Namen, wie heißt er?"

„Baruch."

„Bahruch!" wiederholte Olympia, die ſich vor Lachen kaum halten konnte, „Bahruch, hu! es wird mir ganz angſt und bange, das klingt ja wie Geiſterruf; der Name paßte nur für das lugubre in der Muſik, ich würde ihn immer aus f moll accompagniren, hören Sie ſo." Sie ging an ihre Orgel und ſang immer Bahruhch! und begleitete ihren Geſang mit den düſterſten Tönen. „Um's Himmels willen, den Namen müſſen Sie aufgeben, ſonſt kann's Ihnen ſchlimm gehen," fuhr ſie fort. „Ich hatte eine gute Freundin, deren Geliebter Balthaſer Prompronius hieß, die war ſehr unglücklich. Lieber Balthaſar! nein, das geht nicht, das kann kein fühlendes Weſen ſagen, das will ja gar nicht aus dem Mund heraus und zerreißt ja das Ohr; meine Freundin war ſehr unglücklich, ſie ſagte immer nur: Lieber! und meinte am Ende einen Andern damit. Der abgeſchmackte Name war viel an ihrem Unglück ſchuld, das iſt mein feſter Glaube."

„Sie ſind alſo doch nicht ſo ungläubig, wie Sie ſich geben," ſagte Baruch.

„Bahruhch," wiederholte Olympia immer, und ſammelte den ganzen Umfang ihrer tiefſten Töne, um alles Unheimliche

in den Namen zu legen. „Bahruhch! nein, das geht nicht, es ist mir um Ihre künftige Frau, geben Sie acht, daß es ihr nicht geht wie meiner armen Mathilde; darum folgen Sie meinem Rath und nehmen Sie einen andern Namen an. Hat denn das Uhugekrächz eine Bedeutung?"

„O ja, es bedeutet: Gesegneter."

„Bravo! herrlich!" jauchzte Olympia und schlug freudig die Hände zusammen, „also Benediktus? das ist ja ein herrlicher Name. Wenn Sie Papst werden, so sind Sie jetzt gerade der XIV., fünf und siebenzig Jahre nach Ihrem Tode werden Sie kanonisirt und man wallfahrtet zum wunderthätigen Grabe des St. Benediktus; „„lieber Benediktus"" hören Sie nur, wie weich und innig das klingt, aber Bahruch, brrr! geben Sie mir Ihre Hand, und versprechen Sie mir, fortan den Namen Benediktus zu führen. Sie sind ja ein Gelehrter, darum müssen Sie auch einen lateinischen Namen haben; Sie werden einst großen Ruhm erwerben, und dann habe ich doch auch einen Namen auf die Nachwelt gebracht. Man muß auch seinen Gegnern nicht alle Gelegenheit zum Witz abschneiden. Ich sehe schon, wie ein Anathema gegen Sie damit beginnt: Benedictus est Spinoza, quem rectius maledictum dixeris*). Die Römer haben aus der Stadt Malevent in Unteritalien Benevent gemacht, und der wohlweise Magister, der Sie auf diese Weise so witzig umtauft, hat gewissermaßen nur ein Plagiat begangen; ich sehe ihn aber doch vor mir, wie er sich das Kinn streichelt, das schwarze Käppchen aus der gelahrten Stirne rückt und zufrieden darüber schmunzelt, daß er Sie mit Einem Worte gebrandmarkt. Ach! und das

*) Der Gebenedeite wird Spinoza genannt, er sollte richtiger der Vermaledeite heißen.

große Verdienst wird nicht anerkannt, Ich bin die Urheberin solcher sublimen Einfälle, ohne mich hießen Sie ewig Baruch, darüber könnte Aristophanes selber nur lachen, aber keinen Witz machen."

So sprach Olympia, alle Gegengründe und Einsprüche Baruchs blieben fruchtlos.

„Wenn Sie nicht gutwillig meinem Rathe folgen," fuhr Olympia fort, „so nenne ich Sie von dieser Stunde an nie mehr anders, als Rabbi Bahruhch, ja, ich kaufe mir einen Papagei, dem will ich die Worte: Rabbi Bahruhch, so oft vorsagen, bis er sie ganz geläufig nachspricht, ich hänge ihn unter das Fenster, und wenn Sie gegen das Haus kommen, soll er Ihnen immer zurufen: Rabbi Bahruhch! Rabbi Bahruhch! Ich sehe schon, wie die Leute vor dem Haus stehen bleiben und sehen wollen, wie denn das Individuum aussieht, das einen Namen hat, der wie Rabengekrächze lautet. Ich frage Sie nun zum letzten Male, wollen Sie meinem Rathe folgen?"

„Sagte ich es Ihnen nicht gleich am ersten Tage als wir uns sahen", sprach Oldenburg, „Jufrow Olympia ist der jungfraugewordene Eigensinn? Gehorchen Sie nur ohne Zögern. Sie werden sich doch nicht solchen raffinirten Qualen aussetzen?"

Baruch willigte ein und reichte Olympia die Hand; sie drückte sie warm.

„Setzen Sie sich," sagte sie, „und Sie, Herr Oldenburg, treten Sie hieher, Sie sollen Taufzeuge sein." Sie legte nun ihre beiden Hände auf das Haupt Baruchs und sprach: „Im Namen des Aristoteles, Bacon und Carteſius gebe ich Dir den Namen Benediktus; auf daß der Name groß werde und daure für und für, und stets, wenn Du Deinen Namen schreibest, so

gedenke deren, von welcher das Wort ausging. Benedicite! In saecula saeculorum Amen!" Die Schlußworte sang sie in feierlichem Kirchentone. „Hab' ich's recht gemacht?" fragte sie dann, indem sie ihre Hände aufhob und wie unwillkürlich mit ihrer Rechten über die Wange Benedikts streifte.

„So brav," sagte Oldenburg, „daß, wenn Sie meinen Namen Heinrich — oder Hendrik, wie er hier zu Lande heißt — unmusikalisch finden sollten, ich mir auch noch einen andern von Ihnen geben lasse, ohne zu fürchten, daß man uns der Blasphemie beschuldigen wird. Ich möchte gar zu gerne erfahren, wie es einem zu Muthe ist unter Ihrer segnenden Hand."

Olympia erröthete, fuhr sich aber mit der Hand über die Stirne, um ihre Betroffenheit zu verbergen.

11. Ein neuer Menſch.

Aus der lichten freundlichen Sphäre, wo er Benediktus genannt wurde, mußte er wieder hinüber in die düſtere und abgeſchiedene Umgebung, wo er Baruch hieß und als ſolcher handeln und denken ſollte.

Warum iſt der Name Benediktus wohllautender als der Name Baruch? Es iſt nichts als Vorurtheil der Weltkinder, denen die heilige Sprache fremd und mißtönend klingt. Und doch, iſt dieſe Namengebung nicht ein Zeichen, fortan in Wort und Weiſe der geſammten denkenden Welt zu leben und zu denken? Iſt es nicht tiefdeutig, daß die Erzväter Abram und Jakob ihre Namen änderten, nachdem eine neue Sendung an ſie ergangen war? Darfſt du aus der Bibel eine Begründung für dich ſchöpfen? Und immer die Bibel? . . .

In ſolchen Erwägungen hatte unſer junger Freund — den wir nun auch bei ſeinem Familiennamen Spinoza nennen müſſen — das Haus van den Ende's verlaſſen. Der Familienname war geblieben und mit ihm die unlöslichen Beziehungen zu ſeiner Vergangenheit und Herkunft; innerhalb dieſer und ihrer wartend iſt es Niemanden gegeben, rein und frei dem Rufe eines Gedankens zu folgen. Die Krone, die er einſt durch den Titel Rabbi empfangen, war von ſeinem Haupte genommen, eine zarte

weihende Hand hatte seine Stirne berührt und ihm einen andern Namen gegeben.

Unmittelbar von Olympia ging er in die Schule „Gesetzeskrone." Es däuchte ihm wie Ironie, daß man hier in dieser Niedergedrücktheit mit Kronen prunke; Alles erschien ihm so freudlos und trübe, noch weit mehr, als es eigentlich war. Noch klangen die munteren Scherze und die zarte Stimme Olympia's in seiner Erinnerung wieder, die Litanei der hier zerstreut an den Tischen sitzenden Schüler zerriß wie schrillender Mißlaut sein Ohr. Er hatte sich in einen Winkel gesetzt, um ungestört über einem offenen Buche seinen Gedanken nachzuhängen, als Chisdai zu ihm kam, und ihn über den Sinn einer schwierigen Thalmudstelle befragte. Baruch brauchte sich nicht lange darüber zu besinnen.

„Ich hab's schon längst gesagt," begann Chisdai, „du wirst ein zweiter Simson an Geist und Kenntnissen; wenn man dich irgendwo nicht aus- und einlassen will, nimmst du das Thor sammt Schloß und Riegel auf den Rücken und trägst es fort — aber ich bitte dich um Gottes und seiner Barmherzigkeit willen, laß dich nicht kirren durch die Delila, zu der du jetzt wandelst; ich selber habe sie nie gesehen, Gott bewahre! aber wie ich von den Leuten höre, ist sie nicht mehr jung und sie soll auch nicht schön sein."

„Ich weiß nicht was du willst, laß mich," sagte Baruch unmuthig.

„Was ich will?" entgegnete jener, „wie du dich doch verstellen kannst! Die Tochter des Arztes mein ich', nun, wie heißt sie doch? ja, Olympia van den Ende, die soll ja so geschickt sein, daß sie sieben Sprachen spricht. Ich bitte dich, folge mir: wenn

die drüben recht meinen, sie haben dich ganz und gar, mach's wie Simson, fang' die Füchse, bind' ihnen die Schwänze zusammen, zünd' sie an und jag' sie unter die reifen Kornfelder der Philister. Du verstehst mich doch, wie ich's mein'? aber ich fürcht', ich fürcht', sie stechen dir — Gott bewahre — die Augen aus, nehmen dir deine Kraft und machen dich zum Gespötte."

„Es ist schade," antwortete Baruch, „daß du diese neue Anwendung der Geschichte Simsons auf Religionsstreitigkeiten nicht auf deine morgende Predigt verspart hast. Um es aber zu Ende zu führen, will ich dir doch sagen, daß, wenn sie das, was du meinst, könnten oder wollten, ich auch den Muth hätte, wie Simson auszurufen: Meine Seele sterbe mit den Philistern! und auch darnach zu handeln."

Es war ihm ein peinliches Gefühl, denn es däuchte ihm wie Entweihung, den Namen Olympia's hier von Chisdai's Mund ausgesprochen und ihre holdselige Gestalt in diese trübe Umgebung hereingezerrt zu sehen. Seine Abneigung gegen Chisdai steigerte sich immer mehr, denn er sah deutlich, wie er allen Bewegungen seines Geistes nachzuspüren und ihre Wirkungen zu belauern trachtete; er mußte besondere Absichten dabei haben, da er selbst durch die ausgesuchteste Schroffheit des Benehmens nicht ferne zu halten war.

Chisdai hatte am Sabbath darauf die erste öffentliche Probe seines Rednertalents abgelegt. Der Versuch mißlang völlig.

„Ich war den Bewerbungen Chisdai's um deine Schwester Miriam nicht abgeneigt," sagte der Vater zu Baruch, als sie aus der Synagoge gingen, „Chisdai hat ein schönes Vermögen und bekommt noch einst ein schönes dazu, er ist auch nicht so häßlich, und ich begreife nicht, wie die Miriam dazu kommt, daß

ſie ſagt, ſie habe einen unüberwindlichen Ekel vor ihm. Wie ich aber jetzt ſehe, wird er der bedeutende Mann nicht, den man in ihm erwartet hat, und ſoll ich nun einmal nicht die Freude erleben, daß meine Tochter einen berühmten Schriftgelehrten zum Manne hat, ſo gebe ich ſie lieber dem Samuel Carceres.“ Baruch bejahte. „Ich glaube, es iſt nun Zeit,“ fuhr der Vater fort, „daß du dich endlich auch hören läßſt; unſerer ganzen Familie wird es einen Glanz geben. Ich möchte doch auch mit meinen alten Augen noch ſehen, wie du da oben ſtehſt, wer weiß, wie lang ich noch die Freude haben kann.“

Baruch antwortete nicht, ein gräßlicher Schwindel, glaubte er, müſſe ihn packen, wenn er da oben ſtehen müßte wie die Anderen, die mit ſo entſchiedener Zuverſicht ſprechen, als ob ſie dem lieben Herrgott in die Karten geſchaut hätten und genau wüßten, warum er dieſen oder jenen Trumpf ausgeſpielt, und was er künftig ausſpielen werde oder müſſe.

„Was biſt du ſo nachdenklich?“ begann der Vater wieder, „ich glaube gar, du biſt ſchüchtern; ſchäme dich, du warſt doch ſonſt ſo muthig. Denkſt du noch daran, wie du es als höchſte Glückſeligkeit geprieſen haſt, da oben zu ſtehen, und im lebendigen Worte den Geiſt Gottes auszugießen über die ganze Gemeinde?“

„Ich bin krank, ich habe unaufhörlich Herzklopfen, du weißt ja, daß ich unlängſt Blut geſpieen habe.“

„Pah, pah, das ſind Ausflüchte; ich habe ſchon mit unſerm Chacham Aboab geſprochen, er will dir's gern erlauben, von heut über vierzehn Tagen zu predigen; ich will auch mit Silva, unſerm Arzt, ſprechen, wenn er's erlaubt mußt du mir meinen Wunſch erfüllen, oder ich verzeihe dir's auf meinem Todtenbette nicht.“

Was war hierauf zu erwiedern? — Silva erlaubte es, und Baruch mußte sich auf seine Predigt vorbereiten. — Wer vermag all den widerstreitenden Gefühlen nachzuspüren, die ihn bei der Abfassung dieses Sermons beschlichen? Wer möchte all die neckischen Gedanken zählen, die ihm folgten, wenn er zu Olympia ging und mit ihr die Darstellung von dem heitern Lebensgenusse der Heiden las, wenn er sich an Oldenburgs lebemännischer Laune ergötzte, und dann wieder an die Ausarbeitung seiner Predigt ging?

Der jugendliche Prediger hatte viele Bücher vor sich aufgeschlagen, Beweisstellen, Gleichnisse und Fragen aus ihnen zu entnehmen. Seine Hand ruhte auf einem offenen Buche des Maimonides und sein Blick haftete an der Bücherreihe, die längs der Wand aufgestellt war: Da drinnen leben die Worte und Gedanken entschwundener Geister, gewiß haben auch sie gerungen, gezweifelt, getrauert, und doch am Ende den Frieden wieder gefunden. Ist es nicht Frevelmuth, ihr Leben und Lehren zum Wahn zu machen? Tausende waren weiser vor dir. Beuge deinen stolzen Sinn in Demuth und du wirst wieder eingehen in die Gottseligkeit und du bist Erbe der Gottseligkeit, die die längst Dahingegangenen beglückte. Du willst es und du kannst es, du mußt. Wie willst du Kraft finden auf einsamen Wegen, wo Niemand dir folgt, als dein eigenes Bewußtsein? Die Geister der Vorfahren steigen herauf und segnen dich und schließen dich in ihren Kreis ....

Es giebt einen geschichtlichen Trost, der die wankende Strebekraft wieder wie mit einem wunderbaren Halt ausrüstet; längst entschwundene Kräfte helfen und stützen und richten empor.

Eine strahlende Begeisterung leuchtete aus dem Auge des

Dreinſchauenden und ſeine linke Hand legte ſich auf die Bruſt, in die neue Ruhe einzog. Wird dieſe geſchichtliche Tröſtung und Entſagung, die das ſtürmende Drängen beſchwichtigt, es immerdar zur Ruhe bringen, oder wird das Verlangen der Seele wieder erwachen, das nur aus ſich ſelbſt Befriedigung ſchöpft?

Der anberaumte Sabbath kam. Erwartungsvolle Stille herrſchte in der ganzen Synagoge, als Baruch die Stufen des Altars hinanſtieg. Welch ein Dämon zauberte ihm gerade jetzt das Bild Olympia's vor die Seele, daß er ſie mit neckiſchem Tone: Rabbi Baruch! Rabbi Baruch! ſpotten hörte? Die äußerſte Kraft ſeines Willens ſtrengte er an, um dieſes Bild jetzt, an dieſer Stelle, ſpurlos wegzutilgen. Leichenblaß ſtand er oben, er trocknete ſich den kalten Schweiß von der Stirne, aller Augen waren auf ihn gerichtet, er begann mit bebender Stimme: „Der Herr iſt nahe Allen, die ihn anrufen, Allen, die ihn in Wahrheit anrufen.“ (Pſ. 145, 18.) Er ſchilderte mit grellen Farben die Qualen des Zweiflers, der keinen Gott im Himmel, und keinen im Herzen hat. Er war zum zweiten Theile ſeiner Predigt übergegangen, wo er die Seligkeiten des allen Menſchen eingebornen Glaubens pries; er ſchilderte jene Gottſeligkeit, ſchon bei Lebzeiten verſammelt zu ſein zu ſeinen Vätern, einig mit ihnen im Erhalten und Weiterbauen des von ihnen Gegründeten, darinnen die Kraft ihres irdiſchen Daſeins ruht; ſeine Rede ward feuriger, ſeine Stimme erſcholl mächtig, da fühlte er plötzlich eine heftige Beklemmung, er hielt inne, und Blut floß aus ſeinem Munde in das ſchweißdurchnäßte Taſchentuch.

Die Stille eines Friedhofes herrſchte in der ganzen Verſammlung, die Leute ſahen einander an und ſchauten wieder mit-

leidsvoll auf den kranken Jüngling. Der Vater hatte schon den Mund geöffnet, um seinen Sohn zu bitten herabzusteigen, als sich dieser wieder aufrichtete und mit einem kleinen Gebete schloß. Wie aus Einem Munde rief die ganze Gemeinde: „Jejaſcher Coach!“ (der Herr stärke deine Kraft), welches das in den Synagogen übliche Bravo ist.

Baruch und sein Vater verließen alsbald die Synagoge. Als sie vor dem Stuhle Chisdai's vorüberkamen, fragte dieser freundlich, ob er sie begleiten dürfe. Baruch dankte. Aller Orten war der Unfall Baruchs der Gegenstand des Sabbathgespräch; alte Weiber und Superkluge wollten Gräßliches daraus prophezeien. Nur Chisdai, der sonst nicht lange auf sein Urtheil warten ließ, zuckte die Achseln, wenn man ihn darüber fragte. Er hatte Ursache sich nicht bestimmt auszusprechen.

Baruch durfte schon nach drei Tagen wieder das Bett verlassen. Er wollte zu Olympia gehen. „Du darfst mir dieses Haus nicht mehr betreten,“ wehrte der Vater in offenbarem Mißmuth. „Schöne Geschichten, die ich von dem kleinen Doktor gehört habe. Das soll ja der leibhaftige Satan sein. Der Sohn des Indigohändlers Grönhof, der vor acht Tagen gestorben ist, hat noch vor seinem Tode gebeichtet: daß er bis jetzt gar keinen Glauben gehabt, der Doktor habe ihn dazu gebracht, er stifte eine ganze Sekte, ich hab' den Namen gewußt, ei wie heißt es doch? Nun, kurz und gut, du darfst mir seine Schwelle nicht mehr betreten.“

Baruch suchte seinen Vater auf andere Ansichten zu bringen, dieser aber fuhr fort: „Und schlimmer als der Vater soll seine Tochter sein, die soll in sieben Sprachen dem Teufel ein Ohr wegschwatzen. Ich lasse mich von dem Gerede der Menschen

nicht ſo leicht beſtimmen, aber dieſe Dame ſoll ja von einem ganzen gelehrten Männerſchwarm, der ihr huldigt, umgeben ſein. Glaube mir, ich kenne die Welt beſſer als Du; da wird geſcherzt, gelacht, geſungen, mit Begeiſterung disputirt, mit ſchön geputzten Empfindungen und zierlichen Redewendungen getändelt. Ein reiner Sinn wie Du findet darin nichts als die geprieſene freie Heiterkeit der klaſſiſchen Welt, ich hab' es auch ſo nennen hören, es iſt aber genau betrachtet nur vermummte Leichtfertigkeit, die kein Geſetz und keine Schranke mehr kennen will. — Haben deine Eltern darum ihr ſchönes Heimathland verlaſſen, allen Glanz und allen Stolz von ſich gethan und nur froh geduldet zu werden — damit nun die Kinder leichtfertiger Tändelei mit dem Heiligſten verfallen? Du kennſt die Schriften unſerer Religion beſſer als ich, in der Welt aber bin ich erfahrener; laß mich's nicht umſonſt ſein. Glaube mir, du wirſt öde und verarmt, wenn du Dich den lockenden Verſuchungen der Welt hingiebſt. Bleibe Du im ſtillen Tempel der heiligen Wiſſenſchaften, freue Dich, daß Du ungeſtört darin leben kannſt, wie Du heute ja ſelbſt laut verkündet haſt."

Die Stimme des Vaters war tief bewegt, wer weiß, wie viel Unausgeſprochenes noch hinter dieſen haſtigen Worten lag; er hatte, in fremden Boden verſetzt, früh gealtert, es ſchien, als ob noch ein Kummer in ihm waltete, daß das ſchöne Heimathland mit ſeiner ſtolzen Luſt auf ewig entſchwunden war, vielleicht klammerte er ſich eben deshalb um ſo feſter an die nun gewonnene Himmelsfreude und ſuchte den Sohn allein darin zu bergen.

Das Weſen des Vaters ſtellte ſich als ein zwiefaches dar. Jene gehobene Empfindung, die ihn damals beſeelte, als Baruch die rabbiniſche Würde erlangt hatte, war in ſich von religiöſer

Begeisterung und weltlichem Stolze gemischt. Er war an jenem Sabbathe ein anderer als an den Werkeltagen, er hatte noch immer mit Erinnerungen aus der Vergangenheit zu kämpfen, und das um so mehr, seitdem ihm die Gattin entrissen war; er zwang sich allzeit und mehr als erforderlich schien, sich in die jetzige Lebensweise zu finden und äußere Noth und Sorge beugte ihn tief. Um so eifriger wollte er darüber wachen, daß sein Sohn nicht gleich ihm durch fremde Erinnerungen in dem Frieden seines Lebens gestört werde. Der Jüngling, dem vom Arzte jedes heftige Sprechen verwehrt war, suchte in leisem Tone und mit bedachtsam gemäßigten Worten den Vater über Olympia und ihre Freunde anders zu belehren; da klopfte es an und Oldenburg trat ein, noch ein Fremder folgte ihm. Oldenburg ging auf Baruch zu und reichte ihm die Hand.

„Das ist brav," sagte er, „daß Sie sich noch nicht als Candidat der Unterwelt einschreiben ließen; wir waren sehr besorgt, weil Sie gar nichts von sich hören ließen. Jufrow Olympia läßt Sie herzlich grüßen, sie behauptet schon seit längerer Zeit an Ihnen bemerkt zu haben, daß Sie unwohl seien. Erst auf ihre Bitten war ich so frei, Sie zu besuchen, und weil wir glaubten Sie seien schwerkrank, habe ich hier meinen Freund, den Doktor Ludwig Meyer, der ohnedieß schon längst wünschte, Ihre Bekanntschaft zu machen."

„Ja, ich hatte große Angst um meinen Sohn," sagte der Vater, und Oldenburg verneigte sich gegen den Sprechenden.

„Also Sie sind der Vater unseres jungen Philosophen? Waren Sie nicht vor kurzer Zeit bei mir wegen einer Anforderung an das Haus Trosten?"

„Ja."

„Entſchuldigen Sie, daß ich damals ſo einſylbig war, ich hatte gerade eine dringende Arbeit vor mir. Es that mir leid, Ihnen das nicht geſagt zu haben. Ihre Sache blieb indeß nicht vergeſſen, ich habe deshalb nach Bremen geſchrieben und darauf angetragen, daß, wenn Sie nicht binnen vier Wochen bezahlt werden, Exekution eingelegt werden müſſe.“

„Ich danke für Ihre gütige Bemühung und für die Ehre, die Sie meinem Hauſe durch Ihren Beſuch ſchenken.“

Oldenburg unterredete ſich nun eifrig mit dem Vater, und dieſer ſah ſich zu ſeiner Ueberraſchung von dem treuherzigen Weſen Oldenburgs gefangen genommen. Man kann faſt ſagen, das ganze Behaben Oldenburgs war in Ton und Charakter dem Ausdruck ſeiner Stimme entſprechend, voll und ruhig und vertrauenerweckend. Er erzählte dem Vater, daß Baruch der erſte Jude ſei, den er näher kennen gelernt habe, er bewundere nicht nur ſeine Geiſteskraft und liebe ſeinen edeln Sinn, er ſei ihm auch noch außerdem zu Dank verpflichtet, denn er habe ihn von einem Vorurtheile bekehrt, das durch Jugenderziehung und Gewohnheit doch noch unbewußt in ihm gelebt habe. Die ganze Gemüthsinnigkeit Oldenburgs und ſeine bewundernde Liebe zu Baruch, die ſich dieſem nie in Worten kundgeben konnte, wurde jetzt dem Vater erſchloſſen und machte deſſen Antlitz in Freude erleuchten. Die ritterliche Erſcheinung Oldenburgs, mit ſo offenbarem Wohlwollen ausgeſtattet, erquickte das Herz des alten Spaniers und muthete ihn an wie eine Jugenderinnerung.

Meyer unterhielt ſich während deſſen mit Baruch über ſeinen Unfall vom letzten Sabbath.

„Sie hätten es unſerm grobkörnigen und braven Doktor

Luther nachthun ſollen," ſagte der junge Arzt mit dem dunkelbraunen Geſichte und den feurigen ſchwarzen Augen.

„Wie machte es denn der?" fragte Baruch.

„Er ſagte einſt: wenn ich auf den Predigerſtuhl ſteige, ſehe ich keinen Menſchen an, ſondern denke, es ſeien eitel Klötze, die da vor mir ſtehen, und rede Gottes Wort dahin. In gewiſſer Beziehung, wie er es aber nicht gemeint hat, bin ich vollkommen mit ihm einverſtanden. Sie müſſen den Mann ſtudiren, er hat eine ziemliche Portion Glauben, die mir fehlt, iſt aber eine grundehrliche Natur; ich beſchäftige mich viel mit ihm."

„Das freut mich, daß Sie auch Theologica treiben."

„Ich führe eigentlich ein Amphibienleben zwiſchen der Theologie und der Medicin."

„Ja, Herr von Spinoza," ſagte Oldenburg, ſich in das Geſpräch miſchend, „Meyer hat die Medicin zur Frau und die Theologie zur Geliebten, mit dem können ſie ſich oft ſtreiten, er kennt die Bibel auswendig."

Der Vater begleitete Oldenburg und Meyer als ſie weggingen, bis unter die Hausthüre, und es ſchien ihm nicht unlieb, daß manche Vorübergehende ſahen, wer ihn beſucht hatte. Noch ſtrahlte die Freude auf ſeinem Angeſichte als er zu dem Sohne zurückgekehrt ſagte: „Dieſer Herr Oldenburg hält große Stücke auf Dich. Ich weiß wohl zu unterſcheiden zwiſchen vornehm herablaſſender Gönnerſchaft und wahrhafter Treuherzigkeit. Du darfſt Dich wohl freuen, ſolch einen wackern biedern Mann zum Freunde zu haben."

„Und doch ſoll ich ihn und ſeinen Lebenskreis fortan meiden?" fragte Baruch.

„Ich habe Dich gewarnt," ſchloß der Vater, „vor verdecktem

Spiel; Du haſt klaren Blick genug, um ſolches nun zu durchſchauen. Ich habe nichts dagegen, Dich im Umgange mit Oldenburg zu wiſſen."

Spinoza ſetzte ſeine Beſuche bei Olympia ungehindert fort. Mit Oldenburg befreundete er ſich ſtets näher, während er mit Meyer in eine geiſtige Wechſelwirkung trat, die durch eifrige Studien jenen vertraulich kameradſchaftlichen Charakter annahm, wie ihn in anderer Weiſe gemeinſame Reiſen mit ſich bringen, wo man im Anſchauen des Neuen und Fremden doch ſich in trautem und lieb gewonnenem Geleite weiß. Meyer war, wenn auch theilweiſe nur flüchtig, bekannt in den neuen Gebieten. Die Völkergeſchichte, die damals mit neuem Eifer betriebenen Studien der Phyſik, und vor Allem die Carteſianiſche Philoſophie eröffneten ganz neue Regionen der Erkenntniß, in denen ſich Spinoza mit dem Freunde heimiſch machte.

Das Wiſſen und Forſchen unſeres jungen Freundes war bisher nur an jene Grenzen gedrängt, die hier das Geweſene abſchließen, dort die Markſcheide des Gebietes bezeichnen, das ſich dem erloſchenen Sinnenleben aufthut. Jetzt war ſein Geiſt auf die Regungen der bewegten Welt hingewendet. Die eigene Menſchennatur und das weite Reich der vielgeſtaltigen Natur um uns her muß erkannt und in ihren Geſetzen begriffen werden. Iſt es nicht möglich und muß es nicht ſein, die Bewegungen der unwandelbaren Menſchennatur unter gleichen ſtetigen Geſetzen zu erkennen wie das Naturleben um uns her? Iſt unſer Wiſſen nur ein Wiſſen vom Todten, vom Todten vor uns und hinter uns, iſt es nicht allein ein Wiſſen vom Leben? . . .

Das waren Fragen, die unſern jungen Freund in ſeinen neuen Studien geleiteten, eine Ahnung erhob ſich in ihm, daß

er einer der ersten sein sollte, die das Wissen vom Leben feststellen mußten.

Die Freunde staunten, da er einst in diesem Sinne darlegte, wie der zum bewußten und wahren Leben Erweckte wiederum Alles aus der lebendigen Kraft in ihm und um ihn her gewinnen müsse, und dahin den sonst unverständlichen Ausspruch Christi (Matthäi 8, 22) „Laß die Todten ihre Todten begraben" deutete. In Gedanken- und Ausdrucksweise hatten die Darlegungen Spinoza's etwas Weihevolles, Biblisches, und dieser Charakter wird dem Geiste unmittelbar, der sich wieder zum Urgrunde alles Lebens hindurchringt, die ewigen Worte sind wiederum die seinen, wenn sie auch in neuer Art und mit theilweise neuem Inhalte wieder in ihm erstehen.

Sowohl Oldenburg als Meyer waren dabei oft überrascht von der „philosophischen Naivetät" Spinoza's, wie es ersterer bezeichnete, während Meyer es eine „geistig unbelegte Zunge" nannte. Es scheint ein Widerspruch darin zu liegen, von philosophischer Naivetät zu reden, und doch läßt sich damit das eigentliche Grundwesen des freien Denkens, zumal wie es in Spinoza heraustrat, bestimmen. Er kannte und wollte in nichts eine gewohnte herkömmliche Anschauung, seine innerste Kraft war rein verblieben unter all der Lehre, die man auf ihn übertrug, in ursprünglich unbefangener Weise erfaßte er die Dinge der Erscheinungswelt wie die in sich erzeugten Gedanken, als wäre er der erste, der die gegebene äußere Welt wie das innere Gedankenleben erfaßte.

12. Carteſianer.

Spinoza und Oldenburg ſtanden lächelnd vor Meyer, der in einem länglichen Glaſe voll Waſſers eine fratzenhafte gläſerne Teufelsgeſtalt auf und nieder ſchweben, ſich drehen und verbeugen machte, indem er auf den elaſtiſchen Stöpſel drückte und dabei allerlei Beſchwörungsformeln der Magie deklamirte; bald ging er aber von dem Spiel auf die Bemerkung über:

„Iſt die ganze Philoſophie eigentlich mehr als der eingefangene hohle Begriff, das gläſerne Teufelchen im Glaſe?“ Niemand antwortete darauf und er fuhr an Spinoza allein gewendet fort: „Wie gefällt Dir das Carteſianiſche Teufelchen? Vor zweitauſend Jahren hätte der Schöpfer eines ſolchen Wunders ein Religionsſtifter werden können, und im verborgenſten Winkel der Erde würden ihm noch heute Loblieder geſungen und ſeine Hülfe angerufen.“

„Das iſt ſehr zu bezweifeln,“ war die Antwort; „ohne eine neue weltbewegende Idee hat kein ſogenannter Wundermann ſich im Andenken erhalten; das Carteſianiſche Teufelchen iſt winzig gegen die Wunder, welche jüdiſche Kabbaliſten verrichtet haben ſollen.“

„Erzähle doch,“ bat Meyer, und Oldenburg machte ein ſaures Geſicht als Spinoza begann.

„In meines Vaters Hauſe iſt eine alte Magd, Namens

Chaje, die hat mir einſt erklärt, warum man zu Prag das Lied am Freitag Abend, worin Iſrael eine myſtiſche Ehe mit dem Sabbath ſchließt, zweimal ſingt. Es lebte vor Zeiten in Prag ein großer Kabbaliſt, der hohe Rabbi Löw genannt, dieſer formte ſich aus Lehm eine menſchliche Geſtalt, hinten am kleinen Gehirn ließ er eine Oeffnung, in welche er ein Pergament legte, worauf der unausſprechliche Name Gottes geſchrieben war. Sogleich erhob ſich der Kloß und ward ein Menſch; er verrichtete ſeinem Schöpfer alle Dienſte eines Knechtes, er holte Waſſer, ſpaltete Holz und dergleichen mehr; man kannte ihn in der ganzen Judengaſſe unter dem Namen: der Golem des hohen Rabbi Löw. Jedesmal am Freitag Abend nahm ihm ſein Herr das Pergament aus dem Kopfe, dann war er wieder Lehm bis Sonntag Morgens. Einſt hatte der Rabbi dieſe Verrichtung vergeſſen, Alles war in der Synagoge, man hatte ſo eben das ſabbathliche Minnelied begonnen, da ſtürzten Frauen und Kinder in die Verſammlung und ſchrien: der Golem, der Golem zerſtört Alles. Sogleich befahl der Rabbi dem Vorſänger, mit dem Schluſſe des Gebetes inne zu halten, jetzt ſei noch Rettung möglich, ſpäter aber könne er nicht wehren, daß die ganze Welt zerſtört würde. Er eilte nach Hauſe und ſah wie der Golem eben die Pfoſten ſeines Hauſes erfaßt hatte, um das ganze Gebäude einzureißen; er ſprang hinzu, nahm ihm das Pergament und todter Lehm lag wieder vor ſeinen Füßen. Von dieſer Zeit an ſingt man in Prag das ſabbathliche Brautlied ſtets zweimal. Der hohe Rabbi Löw hat gewiß nicht an Carteſius gedacht, und doch hatte ſein Golem ſo viel Leben als alle Menſchen, wenn man ſich mit der neuen Anſicht vereinigt: der Zuſammenhang zwiſchen Seele und Körper ſei ſo locker, daß er

jeden Augenblick aufgehoben und wieder hergestellt werden könne.„

Meyer schien die polemische Schlußwendung nicht zu beachten denn er sagte:

„Wenn ich meinen Briefwechsel zwischen Adam und Eva herausgebe, soll dein Golem einen Ehrenplatz darin bekommen.“

Mit offenbarem Mißmuthe wendete sich Oldenburg an Spinoza:

„Meyer mag immerhin auf derlei seltsame Geschichten Jagd machen, die er wie seine Schmetterlinge und Käfer anspießt und systematisch ordnet; für meinen Geschmack liegt in der von dir erzählten Legende etwas jüdisch vergrämtes. In der Judengasse einen von der Kabbala geschaffenen Weltzerstörer auftreten lassen! Hätte man ihn noch nach der freispielenden Weise der Volkssagen eine Liebschaft mit einem Mädchen anknüpfen lassen, die jedesmal am Sabbath vergebens seiner harrt, oder hätte man ihn zum Großvezier oder zu einem andern Minister avanciren lassen, den sein Meister buchstäblich jeden Augenblick in Staub verwandeln und wieder zum großen Herrn erheben kann, da wäre doch auch noch Poesie oder Ironie bei der Sache; so aber gefällt mir der Golem unsers Herrn und Meisters dort viel besser; sieh nur, seine Complimente sind so graziös, daß ihn keine Dame am Hofe des XIV. Ludwig darin übertrifft.“

„Herr und Meister,“ wiederholte Spinoza „das ist zu viel, ich bin weder sein Knecht noch sein Lehrjunge.“

„Was muß ich hören?“ fragte Meyer verwundert, „wie lange ist es her, daß du mit mir begonnen hast sein System zu erforschen, und du willst schon darüber hinaus, während ich noch froh bin ihn zu verstehen?“

„Mir wird's bange um unſre Freundſchaft," ſetzte Oldenburg hinzu, „du haſt ja oft geſagt, zwiſchen Freunden müſſe eine Gleichheit der geiſtigen Mittel vorhanden ſein, und ich konnte es noch nicht einmal dahin bringen, das Syſtem ganz zu faſſen. Allerdings waren es Anfangs hauptſächlich die poſſierlichen Aeußerlichkeiten, die mich zu der neuen Lehre des Carteſius hinzogen; ich forſchte gerne mit ihm in den Eingeweiden eines Kalbes, die er ſeine Bibliothek nannte, es gab da allerlei intereſſante Erſcheinungen; aber bis zum Lebenspunkt ſeines philoſophiſchen Syſtems konnte ich nie hinandringen. Ich verriegelte meine Thüre, ich verhing meine Fenſter, ſetzte mich in einen einſamen Winkel und bannte meinen Geiſt auf das Buch; durch zwei drei Sätze, eine halbe Stunde, ja auch eine Stunde folgte ich ihm ganz, da hüpfte, ohne daß ich es wußte, ein fremder Gedanke zwiſchen den Zeilen herum, ein früheres Erlebniß, ein Wunſch, beſonders aber die Erinnerung an ein Mädchen, das ich damals heiß und innig liebte, hatte ſich zwiſchen die Propoſitionen, Axiome und Corollarien hineinverirrt, und ich merkte erſt ſpät, daß ich den letzten Grund der Dinge hatte erforſchen wollen, und nicht von den Alltäglichkeiten weg konnte. Ich legte dann das Buch weg, griff nach einem andern oder ging fort und zerſtreute meinen Aerger und meine Grillen."

„Wie kommt es aber, daß du für einen ſo enthuſiaſtiſchen Anhänger des Carteſius giltſt und mitunter auch ein ſolcher biſt?"

„Da muß ich etwas weit ausholen. Eigentlich bin ich dadurch am meiſten Carteſianer, daß ich faſt denſelben Wirrwar durchgemacht habe, wie der Stifter dieſer Schule ſelbſt. Mein Vater war Paſtor in meinem Geburtsorte; von meiner Kindheit an ſaß ich in ſeiner Bibliothek und las alles durcheinander,

Hexengeſchichten, wirkliche Hiſtorien, anatomiſche, alchymiſtiſche und theologiſche Werke, es war mir Alles gleich, wenn ich nur etwas zu leſen hatte. Als ich älter wurde, gerieth das durcheinandergeſchüttete Wiſſen in eine furchtbare Gährung, Religionszweifel kamen dazu, ich hatte an keinem Dinge und an keiner Beſchäftigung mehr ein wahres Behagen. Nach meines Vaters Tode führte ich einige Zeit, zum großen Aerger der ehrſamen Bürger meiner Vaterſtadt, ein ziemlich lockeres Leben, aber auch das gefiel mir nicht mehr; ich ſchnürte mein Bündel und ging als Freiwilliger unter die Fahne Guſtav Adolphs. Bei der Contribution, die das ſchwediſche Heer von meiner Vaterſtadt eintreiben wollte, ward ich als Vermittler gebraucht, und erlangte hiedurch ein ziemliches Anſehen bei meinen Mitbürgern. Das Kriegshandwerk — denn ſonſt war es nichts — entleidete mir auch bald. Mitten im Lager wie auf dem Marſche überraſchte mich wieder der Zweifel an allem Glauben, für deſſen Unterſchiede man hier ſo blutig kämpfte. Das war ein ewiges Morden, man wußte zuletzt gar nicht mehr für was; der aberwitzigſte aller Gemeinbegriffe, die Bravour, machte ſich allein und ganz für ſich geltend. Man ſah, wie Hugo Grotius ſagt, Städte und Länder als Leichen, auf daß man ſich nicht mehr über den Tod eines Einzelnen grämen ſollte. — Ich zweifelte lange, ob ich recht thäte, ein geringfügiger Umſtand entſchied endlich; ich nahm meinen Abſchied und ging auf die Univerſität nach Utrecht. Studenten und Profeſſoren waren damals auch in zwei Heereshaufen getheilt; du kannſt dir denken, daß ich nicht lange ſchwankte und mich gegen den frommen Pfaffen Bötius für die Partei des Regius entſchied. Dieſer lehrte die neue Philoſophie des Carteſius. Ich war damals erſt ein

und zwanzig Jahre alt, voll Uebermuth und abenteuerlichen Sinnes, und da ich auch als ehemaliger Offizier eine ziemlich gute Klinge führte, gewann ich bald unter den Studenten eine gewisse Autorität."

„Ja, ich darf wohl sagen," fiel hier Meyer ein, „ich habe Oldenburg getreulich darin sekundirt, den Bötianern den Glauben beizubringen, daß sie prädestinirt seien, sich von uns Circumflexe und allerlei andere Kainszeichen in's Gesicht schreiben zu lassen."

„Wie hattet ihr doch eine weit lebendigere Jugend als ich!" schaltete Spinoza mit einem Seufzer ein. „Das ist die Frage," erwiederte Meyer und Oldenburg fuhr in seiner Erzählung fort:

„Als Regius stets bitterer von Bötius Vater und Sohn ohne Geist verfolgt wurde, zogen wir eines Abends vor das Haus seiner Magnificenz und führten dort eine Katzenmusik auf. Ich wurde als einer der Rädelsführer relegirt, Meyer schlüpfte mit heiler Haut durch, und so war ich nun der Märtyrer einer Lehre, die, wie ich später einsah, Regius selber nicht recht verstanden hatte. Ich trieb mich noch einige Zeit in Holland herum, hielt mich mehrere Monate bei Cartesius selber auf, ich kenne fast alle einzelnen Sätze seiner Lehre, aber die erforderliche innere Beschaulichkeit, um das Keimen dieses an den Gittern der Mathematik sich hinaufrankenden Getriebes zu belauschen, die konnte ich mir nie recht aneignen."

„Mir ging es auch oft so," sagte Meyer, „daß ich von meiner philosophischen Kreuzfahrt, auf welcher ich das heilige Grab hatte erobern wollen, unverrichteter Sache, oder wie unser Sprüchwort sagt, mit dem Strumpf auf dem Kopfe zurückkam."

„Oldenburg hat das Streben besser als ein Streben nach

Beſchaulichkeit bezeichnet", entgegnete Spinoza. „Blick umher, bald hier bald dort erkennſt du Täuſchung, Wahn und Irrthum; was bürgt dir dafür, daß nicht Alles, was ſich dir darſtellt, was du mit freiem Bewußtſein in dich aufgenommen, und was deine Seele von jeher erfüllt, nichts als Wahn und Täuſchung iſt? Was iſt ſo feſt und tief eingeſenkt, das nicht der Zweifel auflockern könnte? Darum ſchließe die Augen, ſage dich los von Allem, was um und an dir iſt, und jetzt, ſo zurückverſenkt in dein bloſes eigenes Selbſt, die ganze Welt der Erſcheinungen in's Nichts zurückgeſchleudert — biſt du vielleicht ſelber auch ein Nichts? Woher weißt du, daß du wirklich exiſtirſt? . . . Hier biſt du an dem äußerſten Endpunkt des Zweifels und hier ruft dir eine innere Stimme zu: ich, ich bin, denn ich denke, ich bezweifle mein Sein, ich, das Denkende, das Bezweifelnde in mir, ich bin — und wenn Alles um mich her in Wahn und Schatten zerfließt. Haſt du mit dem Zweifel begonnen, ſo darfſt du an keinem willkürlichen Ruhepunkte innehalten; warum denn nur an den höheren geiſtigen Dingen zweifeln, giebt dir die Körperwelt eine feſtere Gewißheit, weil ſie ſich deinen Sinnen darſtellt? Sind denn die Sinnentäuſchungen nicht noch zahlreicher als die Täuſchungen unſeres Herzens und unſerer Phantaſie? Kannſt du dich nicht als ein rein geiſtiges körperloſes Weſen denken, kannſt du nicht Alles, was dir vorher Gewißheit war, wie z. B. daß dein Körper wirklich exiſtire, als Vorurtheil ablegen, ſo wirſt du vergebens nach unumſtößlicher Wahrheit ringen. Kannſt du es aber, und haſt du ſo den Mittelpunkt deines Selbſtbewußtſeins erfaßt, nun wohlan! ſo öffne die Augen, laß ſie herantreten all die Dinge, die ſich ehedem in deinen Gedanken befeſtigt hatten, nichts laß ungeprüft beharren, du haſt einen Maßſtab für die

Wahrheit und Existenz eines jeglichen derselben: was sich dir so unumstößlich herausstellt wie das Bewußtsein deines eigenen Selbst, das allein ist Wahrheit."

„Ich verstehe dich," sagte Meyer, „du kommst auf den Grundsatz der Alten hinaus: der Mensch ist das Maaß der Dinge; der innere Mensch wie der äußere ist Maaßstab, wie man ja auch in die Bilder Menschenfiguren setzt, um an ihnen die Verkleinerung der Gegenstände zu bestimmen. Der Mensch ist das ideale allgemein giltige Ellenmaaß der Welt."

„Wenn aber einer in fortgesetztem Zweifel spräche," fiel hier Oldenburg ein, „noch habe ich keine vollkommene Gewißheit von jener Grundwahrheit, die mir als Norm dienen soll, und ich weiß noch immer nicht, ob mir wirklich ein Erkenntnißvermögen inne wohnt."

„Der spräche entweder gegen sein eigenes Bewußtsein, oder wir müssen annehmen, daß es Menschen gäbe, die innerlich von Geburt oder durch Vorurtheil, d. h. also durch irgend einen äußern Grund geistig erblindet sind. Denn diese denken sich selber nicht; bejahen oder bezweifeln sie etwas, so wissen sie nicht, daß sie dies thun, sie sagen sie wüßten nichts, und das selbst, daß sie nichts wüßten, wüßten sie wiederum nicht; sie sagen das nicht so absolut, denn sie fürchten zu bekennen, daß sie als Nichtwissende existiren, so daß sie am Ende schweigen müssen, wenn sie nicht etwas anerkennen wollen, das doch Wahrheit in sich schließt. Kurz, mit solchen kann man von Wissenschaft nicht reden, denn im täglichen Leben und Verkehr zwingt sie die Nothwendigkeit anzuerkennen, daß sie sind, daß sie ihren Vortheil suchen, und sogar eidlich das eine bezeugen und das andere nicht. Beweist man ihnen aber sonst etwas, so wissen sie nicht, ob der

Beweis da ist; verneinen, bejahen oder streiten sie, so wissen sie von alle dem nichts, sie sind also seelenlose Automaten."

„Du wirst ja ganz eifrig," sagte Meyer, „Lucian hat das Ganze mit einem Scherze abgemacht, indem er einen radikalen Zweifler als Sklave verkauft werden läßt und dieser noch unter der Peitsche seine Sklaverei bezweifelt."

„Wozu aber bei Cartesius," fragte Oldenburg wieder, „dieses unerquickliche Würfeln mit Vierecken, Dreiecken und allen Teufelsecken?"

„Nur die mathematische Beweisführung," entgegnete Meyer, „ist die einzig richtige. Die Definitionen sind die genauen Darlegungen dessen, was mit dem Namen und den Eigenschaften eines Gegenstandes bezeichnet wird; die Postulate und Axiome, mit denen der Beweis geführt wird, sind solche Gemeinbegriffe, daß, wer nur das A B C weiß, übereinstimmen muß."

„Die mathematischen Wahrheiten," ergänzte Spinoza, „diese allein haben dieselbe innere Nothwendigkeit und äußere Evidenz wie das Bewußtsein unsrer selbst. Auf dieselbe Weise, wie ich bestimmt weiß, daß ich bin, weiß ich auch, daß die drei Winkel eines Dreiecks gleich seien zweien rechten. Das Verwickelte der höheren mathematischen Beweise ändert an der Sache nichts, da sie alle auf denselben einfachen und unumstößlichen Prinzipien beruhen, und jedes Mittelglied ihres nothwendigen Fortschritts so unumstößlich ist, als das Princip an sich. Die Zahl als solche ist erste und feste Begriffsbildung, sie sieht von den Besonderheiten der Dinge ab und faßt nur ihr Bestehen: Aepfel, Bäume, Menschen, Thiere, lassen sich darunter fassen. Dem weiter schreitenden Aufbau reicht die Zahl nicht mehr aus und er macht aus der einen Begriffsabstraction eine zweite, er setzt Buchstaben statt

Zahlen. Wie weit ab liegen nun die Einzelgegenstände, und doch muß man wieder jeden Augenblick zu ihnen zurückgreifen können, in der Aufstellung des Gesammtdenkens aber wären sie hinderlich, hier ist man nur mit dem reinen Gedanken — "

„Und wem da oben schwindelt, der bleibe auf dem Boden," schaltete Meyer scherzend ein, und Oldenburg näher eingehend fragte:

„Glaubst du, daß es eine mathematische Psychologie geben kann?"

„Nenne es immerhin so," nahm Spinoza wiederum auf, „die Bedingungen und Bewegungen unseres Denkens und Empfindens haben eben so feste Normen wie alles Naturdasein; sie sind ebenso berechenbar, sie müssen es sein; nur hindert uns, daß wir selbst es sind — "

„Und Gewohnheit und Affekte uns einen Strich durch die Rechnung machen," ergänzte Meyer. „In dir ist Tartesius zum zweitenmale Renatus *). Hat der Meister die Eingeweide eines Kalbes seine Bibliothek genannt, so hast du eine viel bessere. Ich sehe noch, wie du wie unser Admiral Tromp mit einem Besen auf dem Hauptmast durch das Weltmeer segelst, zum Zeichen, daß du das Lebenselement von herrschsüchtigen Vorurtheilen gesäubert hast."

Spinoza ging leicht auf diese neckische Art des Freundes ein und suchte bei dem Gegenstande bleibend nur noch zu erklären, daß eben jener Strich durch die Rechnung gewissermaßen Gegenstand derselben sein, daß die Affekte nicht verworfen, sondern als Naturgesetze erkannt werden müssen.

*) Wiedergeboren. Tartesius hieß mit dem Vornamen Renatus und dieses Wortspiel findet sich in einem Gedichte vor dem ersten Werke Spinoza's.

Meyer verſuchte es auf alle Weiſe, das Geiſtesgetriebe Spinoza's ſich zu zerlegen, er kam deshalb oft auf ſeinen Studiengang mit ihm zu ſprechen. „Ich habe über das nachgedacht," ſagte er eines Tages zu ihm, „was du mir unlängſt über das Studium des Thalmuds geſagt haſt und glaube darin den Grund zu finden, warum ihr Juden ſo leicht jedwelche Begriffsleiter hinauf- und hinabklettern könnt; überſpringt ihr auch zwei oder drei Sproſſen, ihr tretet doch nie fehl. Das kommt gewiß vom Thalmudſtudium, das euch ſchon früh an ungebundene Geiſtesgymnaſtik gewöhnt. Wir aber, ich darf nur mich zum Beiſpiel nehmen, wir werden ganz anders traktirt; ſoll ein in uns liegender Gedanke zur Welt gebracht werden, da kommen die katechetiſchen Hebammen, legen die Zangen an und nach den eingelernten Künſten und Handgriffen wird der Embryo zu Tage gefördert, darauf legt man ihn in Baumwolle und bindet ihn in ein Kiſſen, damit er ja nicht erfriere, und wenn er größer wird, lernt er am Laufbande gehen."

„Ich kenne eure Unterrichtsweiſe zu wenig," entgegnete Spinoza, „und kann auch nicht recht begreifen, wie eine Religion mit dogmatiſch-hiſtoriſcher Baſis auf ſokratiſche Weiſe entwickelt werden kann; in dem, was du aber von den Juden ſagſt, magſt du wol Recht haben. Es iſt ihnen ſchon oft gelungen, gleich David mit einem aus freier Hand geworfenen Schleuderſtein einen gepanzerten und im regelrechten Fechten geübten Kämpen niederzuſtrecken; aber dieſer Mangel an Disciplin ertödtete auch meiſt alle wahre ſtreng geordnete Wiſſenſchaftlichkeit unter den Juden. Mein Beſtreben iſt, mich von jenem vagabundariſchen Geiſtesleben zurückzuziehen und den Bau einer Wiſſenſchaft von Punkt zu Punkt zu verfolgen. Carteſius iſt hiebei mein verläſſiger Geleitsmann."

Wie wunderſam iſt es, daß an einem Baume die tauſend Blüthen allzumal aufbrechen, ſie ſind nur Ein Blüthenkelch und die zahlloſen Bäume nur Ein Blüthenbaum, dem Menſchenauge aber als tauſende ſich darſtellend. So auch erſchließen ſich im Menſchengeiſte die Blüthen allzumal, es iſt ein einziger Trieb, der die Erkenntniß, die Thatkraft, die Güte und die Liebe erſchließt, und wir vermögen ſie nur vereinzelt wahrzunehmen.

Das Reich der Erkenntniß und das Glück der Freundſchaft erſchloß ſich Spinoza zugleich, ja ſie waren eins, denn Erkenntniß iſt das freudige Erfaſſen der Geſetze außer uns, das Beſtreben und Bewußtſein der Uebereinſtimmung mit ihnen, und Freundſchaft iſt die lebendige Bethätigung deſſelben in feſter Erſcheinung und mit gleichem Drange uns zuſtrebend.

Noch ein mächtiges Drittes regte ſich in Spinoza, das er nicht zu nennen wagte.

13. Der neue Alliirte.

Olympia ſaß am Fenſter und ſchaute in den Fenſterſpiegel, den ſogenannten Spion, der ein ſtändiges Zeichen holländiſcher Gemächlichkeit und Schauluſt iſt. Ein junger Mann ſtand neben der Jungfrau. Er war von mittlerer Größe, ſein längliches Geſicht, das, beſonders im Profil betrachtet, ſchön genannt werden konnte, hatte eine gewiſſe Aehnlichkeit mit dem Olympia's, nur war in ſeinem Auge nichts von jener unruhigen Flamme zu entdecken, die aus den Augen Olympia's leuchtete. Die linke Hand war auf den vergoldeten Griff ſeines Galantriedegens geſtützt und mit der Rechten ſtreichelte er ſeinen blonden Stutzbart; bisweilen drückte er auch ſeine Augenwimpern zuſammen und muſterte ſeinen Anzug nach allen Seiten, es war nichts daran zu tadeln: die weiße Halskrauſe war in der erforderlichen Lage, der ſchwarze Mantel von dem feinſten venetianiſchen Sammet warf majeſtätiſche Falten und die aus Mattgold gewirkte Troddel ſpielte bei jeder Bewegung anmuthig auf der Bruſt, die bauſchigen atlaſſenen Beinkleider waren an den Knieen kunſtreich geknüpft, die ſeidenen Strümpfe, die Schuhe mit goldenen Schnallen, alles war untadelhaft.

„Sehen Sie," ſagte Olympia und der Schöngekleidete blickte

freundlich auf, „ſehen Sie den jungen Mann dort, der ſo nachdenklich die Straße heraufkommt?“

Schnell hatte der Angeredete ein rothſaffianenes Futteral aus der Taſche, aus dem er ein mit Brillanten eingelegtes Perſpektiv nahm.

„Meinen Sie den dort?“ ſagte er dann, „er iſt von mittlerer Statur und hat einen bräunlichen Teint; iſt das nicht ein Jude?“

„Allerdings,“ erwiederte Olympia, „er ſtammt aus einem vornehmen ſpaniſchen Geſchlechte. Mein Vater hält große Stücke auf ihn, und ich — ich liebe ihn als einen meiner beſten Freunde. Gerade weil er als Jude geboren iſt, dem ſich die ganze Welt widerſacheriſch gegenüber ſtellt, hat er ſich zu einer Vorurtheilsloſigkeit und Gewiſſenhaftigkeit des Denkens, zu einer milden Gerechtigkeitsliebe erhoben, die man bewundern muß, und oft zu eigener innerer Beſchämung.“

„Was ſagen Sie aber zu meiner phyſiognomiſchen Routine?“ fuhr der Fremde fort, indem er ſeinen Knebelbart um den Zeigefinger wickelte und den wohlgefälligen Blick über die Fenſterſcheibe ſtreifen ließ, die ihm ſein Bild zurückſtrahlte. „Ich finde die Juden auch recht intereſſant, ſie ſind ſo eine Art hiſtoriſcher Reliquie; und den Sinn für das Hiſtoriſche verdanke ich ja Ihnen. Ich betrachte die Juden als Splitter eines aſiatiſchen Stammes, die uns durch ihre ſeltſamen Formen bisweilen unterhalten können.“

„Hatten Sie in Hamburg viel Umgang mit Juden? fragte Olympia.“

„Sie ſcherzen,“ war die Antwort, „aber ich kenne die Juden doch gründlich. En detail mag es manchen ehrlichen Mann

unter ihnen geben. Ich hatte in meiner Vaterstadt einen alten Schmul, dem ich meine nicht mehr moderne Garderobe verkaufte; ich hatte manchen Spaß mit ihm, er ließ sich Alles gefallen, wenn er nur einen guten Massematten machte, aber so geldgierig er auch war, so habe ich doch verschiedene Beweise seiner Ehrlichkeit; en gros betrachtet sind aber alle Juden Beutelschneider und eine schmutzige, widerliche Rasse, die leider, mein seliger Vater hat es oft gesagt, auch den Handel unserer Stadt an sich reißen wird. Denken Sie nur, ich hatte zu Hause einen Freund, der die noble Passion hatte, in ein Judenmädchen verliebt zu sein, und das so sehr, daß er an eine wirkliche Verbindung mit seiner schönen Rahel dachte. Es ist mir noch jetzt unbegreiflich, wie ein Mann von guter Familie nur den Gedanken ertragen kann, den Mausche und den Itzig zum Schwager zu haben, die alle nach Knoblauch riechen. Das Mädchen scheint allerdings über die Bildungsstufe der gänseschmalztriefenden Locken hinaus gewesen zu sein. Eines Morgens war mein Freund draußen in Cuxhaven, man zog einen Leichnam aus dem Wasser, er erkannte ihn, es war Rahel; man mußte ihn gewaltsam zurückhalten, daß er nicht augenblicklich sich selbst ein Leid anthat. Ich hatte inniges Mitleid mit dem Schmerze meines Freundes, er schwur hoch und heilig, nie einer andern anzugehören, aber man kennt ja diese Schwüre: er war schneller geheilt als man vermuthete; nach einem Jahre war er glücklicher Gatte der Tochter eines Senators, und wenn man ihn an seine frühere Schwärmerei erinnert, lächelt er nur still. — Gewiß, Jufrow Olympia scherzt oder gefällt sich in der Paradoxie, wenn sie einen Juden mit dem beneidenswerthen Titel ihres besten Freundes beehrt."

Olympia hatte sich während dieser Rede an ihre Orgel ge-

ſtellt und leiſe darauf präludirt, ſie blickte ruhig nach dem Fremden um, der jedes ſeiner Worte nachdrucksvoll betonte und dabei mit dem Zeigefinger und Daumen, die er in einen Ring geſchloſſen hatte, gemeſſen tactirte.

„Sie haben ja große Lebenserfahrung geſammelt," ſagte ſie endlich, „aber Sie vergeſſen, daß Sie in Holland ſind, wo man die Religionen nicht in herrſchende und beherrſchte eintheilt. Ich glaube, Amſterdam darf ſich's zum Ruhm anrechnen, die einzige Stadt in der Welt zu ſein, welche die Religionsfreiheit ſo weit ausdehnt, daß ſie auch den Uebertritt vom Chriſtenthum zum Judenthum geſtattet. Sie müſſen den Herrn von Spinoza kennen lernen, glauben Sie mir, es iſt ein merkwürdiger Menſch. Sie haben doch ſonſt kein böſes Herz, begegnen Sie ihm freundlich, mir zu liebe; doch ſtill! er kommt."

Spinoza trat ein.

„Da iſt nun endlich Herr Kerkering," ſagte Olympia, „von dem ich Ihnen ſchon erzählt habe, daß er vor Jahren mein Schüler war und durch den Tod ſeines Vaters bis jetzt abgehalten wurde, zu uns zurück zu kehren."

„Sie werden gewiß meinen Entſchluß vollkommen billigen, Herr de Spinoza," fiel Kerkering ein, „daß ich mich wieder zu Jufrow Olympia gewendet habe, um von ihren Honiglippen die Weisheit des Alterthums zu hören."

„Eine mißrathene Artigkeit," entgegnete Olympia, „Sie ſagen ich hätte gelbe Lippen und rücken mir mein Alter vor." Kerkering ſtutzte, Spinoza half ihm aus der Verlegenheit, indem er ihm ſagte:

„Sie haben wahrſcheinlich vergeſſen, Herr Kerkering, daß Jufrow Olympia gleich dem höchſten Weſen verlangt, man ſolle

kein Bildniß von ihr machen von Allem was im Himmel und auf der Erde ist."

„O Sie Ketzer!" sagte Olympia und ihr feuriges Auge schien es in der That auf ein Autodafe abgesehen zu haben. „Sie werden wohl gestatten," fuhr sie nach einer Pause fort, „daß Herr Kerkering an unsern lateinischen Unterhaltungen, Unterricht darf ich es nicht mehr nennen, Theil nimmt?"

Spinoza bejahte, und während er sprach, trat Oldenburg ein. Er musterte Kerkering, den ihm Olympia vorstellte, mit einem flüchtigen Blicke.

„Ich hätte mir's denken sollen," sagte er zu Spinoza gewendet, „daß ich dich hier treffe, und hätte mir den Weg nach deinem Hause ersparen können."

„Du?" fragte Olympia, „o das herzige Du! Wie glücklich sind doch die Männer, daß sie die, denen sie zugethan sind, ohne Umstände mit dem traulichen Worte benennen dürfen. Die Römer wußten gar nicht, welchen Vorzug sie besaßen, daß sie einander nur mit Du anreden konnten. Ich bin stolz darauf, daß Sie beide sich so bald und so innig befreundet haben, denn ich war ja die Mittlerin."

„Zwei Größen, die einer dritten gleichen, gleichen sich untereinander," scherzte Spinoza.

„Einer vierten nicht auch?" fragte Olympia. „Wir sind hier als die Repräsentanten von den vier großen Mächten, wir wollen eine Quadrupel-Allianz schließen. Sie Herr von Spinoza müssen den Moses vertreten, Sie Herr Oldenburg Ihren Calvin, Herr Kerkering muß für seinen Luther einstehen und ich — ich will den Papst repräsentiren; er kann's nicht zurückweisen, denn ich heiße ja Olympia Maria Honoria. Herr Kerkering, geben Sie den

beiden Herren die Hand, wir unter uns haben uns schon längst geeint; wir Vier wollen den Kreis bilden, der alle Religionsunterschiede in sich aufnimmt und versöhnt."

„Ich fürchte, das ist das umgekehrte Problem von der Quadratur des Kreises," sagte Oldenburg und setzte hinzu: „Sie gehen ja noch weiter als Hugo Grotius, der auch von einem ewigen Frieden der Religionen träumte, und nur die Juden bei seiner projektirten Union vergessen hatte."

Olympia faßte die Hand Kerkerings und legte sie in die Hände der beiden Freunde. —

„Ewige Extravaganzen und Gewaltsamkeiten!" sagte Oldenburg zu Spinoza als er mit ihm wegging. „Frauen können es nicht lassen, Bündnisse zu knüpfen; sind sie verheirathet, wollen sie anderen schnell auch ein gleiches Glück bereiten, haben sie einen Freund, muß der andere auch mit ihm befreundet sein, und ginge es noch so gewaltsam. Was soll uns dieser Kerkering, den sie doch nur wie einen Automaten behandelt?"

„Du solltest nicht so unwillig über solche Verknüpfungen sein," entgegnete Spinoza, „denn hier hätte ja dein Herr und Meister Carteſius wieder ein Beispiel, daß ohne unaufhörliche äußere Vermittlung eines höheren Dritten keine wirkliche Existenz gedacht werden könne und Alles in sich zerfallen müßte."

14. Die Hantierung.

Während Spinoza über die wirkliche Existenz der Dinge, über den in ihnen selbst ruhenden Grund ihres Daseins, über ihre nothwendigen und zufälligen Bestimmungen sich in tiefes Nachdenken versenkte und die hierauf bezüglichen mathematischen Beweisführungen des Cartesius genau revidirte, hatte auch sein Vater über den zureichenden Grund der wirklichen Existenz nachgedacht und seine Demonstrationen waren nicht minder auf Ziffern und Zahlen gebaut als die des Philosophen. „Beharrst du noch immer dabei," sagte er eines Tages zu seinem Sohne, „nicht Rabbine werden zu wollen? Hast du bedacht, was du mir und dir dadurch thust? Ich sehe leider noch meine höchste Freude vor mir in's Grab dahin sinken." —

„In den Sprüchen der Väter heißt es," entgegnete Baruch mit gepreßter Stimme, „Rabbi Zadok sagt: mache aus deiner Kenntniß vom heiligen Gesetz keine Krone, um damit groß zu thun, und mache auch keinen Spaten daraus, um damit zu ackern. Es steht schlimm um jede Religion, so lange ihre Verkündiger einen klingenden Lohn erhalten."

„Gut, ich bin mit Rabbi Zadok einverstanden, wie aber, wenn man keinen andern Spaten hat? Sieh, ich rede stets offen mit dir: unsere Miriam ist jetzt Braut mit Samuel Carceres, er

will mit dem Manne der Rebecca die Diamantmühle vergrößern, er will neue Geheimnisse besitzen; meine Töchter wären nun mit Gottes Hülfe versorgt, nur du allein bist noch da. Soll ich dir's verhehlen? Mein Rechtsstreit steht schlimm, und was ich dir nach meinem Tode hinterlassen kann, ist so blutwenig, daß du davon nicht leben kannst; Gott soll aber mich und meine Kinder und Kindeskinder davor bewahren, daß sie nicht ohne Trauer im täglichen Gebete sagen könnten: Herr, laß uns nicht bedürftig werden der Gaben derer, die aus Fleisch und Blut geschaffen sind. Drum sage, was ist zu thun?"

„Soll ich ein Handelsmann werden?"

„Nein, das würde ich selber nicht zugeben, du hast von Kindheit auf keinen Handelsgeist gehabt. Zwar giebt es jetzt wieder neue Wege für den Handel, und wir brauchen nicht mehr alle so zusammengedrängt zu sein wie hier in Holland, wo einer dem andern den Vortheil vor der Nase wegschnappt. Nach Batavia zu gehen, das ist nichts, denn die dort sind, denen geht es herzlich schlecht und viele wollen wieder zurückkehren; aber es ist Nachricht eingegangen, daß Rabbi Menasse ben Israel, der mit dem Lordprotektor unterhandelt, es wahrscheinlich dahin bringen wird, daß die Juden wieder nach England ziehen dürfen."

„Ich habe davon gehört," erwiederte Baruch, „Rabbi Menasse soll dadurch am meisten Stimmen für sich gewonnen haben, daß er sagte, die wahre Erscheinung des Messias könne nicht vor sich gehen, wenn nicht vorher die Verheißung in Erfüllung gegangen wäre, daß Israel in alle Lande zerstreut sein würde. Das war eine unredliche Spitzfindigkeit."

„Laß das gut sein," sagte der Vater, „ein großer Theil

des Volkes thut's nicht anders als er muß betrogen sein, und da thut man ihm den Gefallen; aber das sind Dinge, die uns jetzt nichts angehen; bedenke du jetzt, womit du künftig deine Existenz sichern willst."

„Rabbi Gamaliel lehrt: schön ist das Studium des Gesetzes verbunden mit einem bürgerlichen Gewerbe, beiden obzuliegen macht des Lasters vergessen; das Studium ohne Arbeit ist am Ende ein müssiges und verleitet zu Sünden." Baruch führte noch mehrere Beispiele an, daß die größten Väter der Synagoge Handwerker waren, und er schloß mit den Worten: „Ich möchte ein Handwerk lernen."

„Du brauchst nicht so viele Stellen aus dem Thalmud anzuwenden, ich habe gar nichts dagegen, wenn du ein ehrbares Handwerk lernen willst."

Spinoza war froh, daß sein Vater nicht durch die angeführten Beispiele allein bewogen wurde, in sein Vorhaben einzuwilligen, denn er hatte sich gewissermaßen des vielbekannten „frommen Betrugs" hiebei bedient. Er war fest entschlossen, nie und nimmer in den gewöhnlichen Schlendrian einzutreten, und Wissen und Gewissen für das tägliche Brod zu verkaufen; konnte er mit dem Werke seiner Hände sich seinen Lebensunterhalt verschaffen, so blieb ihm seine Ueberzeugung frei und er durfte sie in keiner Weise den Erfordernissen und Bedürfnissen der Alltäglichkeit anbequemen. — Oder findet sich auch bei den Geistern ersten Ranges jene Leere, jene unbefriedigte Sehnsucht, die uns so oft überkommt, wenn wir immer und immer nur die Feder zu führen, das todte Wort zu beleben, neue Gedanken und Gefühle auszugraben und zu meißeln angewiesen sind? Erfaßt auch sie jener unbezwingbare Drang nach einer materiellen Beschäftigung, welche gewisser-

maßen auch das durch einseitige Nerventhätigkeit gestörte Gleichmaaß wieder herstellen soll?

Es war für unsern jungen Freund ein fruchtreiches Nachdenken, als er überlegen mußte, welchem Gewerbe er sich widmen sollte. Jetzt erinnerte er sich, wie oft er bei den Diamantmühlen stehen geblieben war und die Pferde in der untern Roßmühle beobachtet hatte, die vermittelst des Rades die Werkzeuge in den oberen Stockwerken in Bewegung setzen. Das Schleifen und Schneiden der Diamanten war ein Geheimniß seiner Glaubensgenossen, und sowohl dieses zog den Knaben mächtig an als auch die vertrauliche Kunde, daß der Diamant nur durch Diamantensplitter geschliffen und geschnitten werden könne. Wie oft, erinnerte er sich auch, war er beim Gange in die Thalmudschule und zu Magister Nigritius selbstvergessen an den offenen Werkstätten und den Fenstern stehen geblieben, innerhalb deren die Menschen in ihrem Gewerbe sich mühten. Wie war der betrachtende Blick des Knaben von diesen Hantierungen gebannt und wie tief hatte sich in sein Herz ein Verlangen nach gleicher Thätigkeit eingesenkt! Jetzt zum erstenmale stieg die Erkenntniß vor ihm auf, wie das, was man freien Willensentschluß nennt, in seinem Grunde nur das Ergebniß eines empfangenen Eindruckes ist, der sich selbst seine oft kaum bemerkbare Folgenreihe entwickelt. Er verweilte bei diesem in die Tiefe führenden Gedanken nur flüchtig, denn vor seiner Phantasie eröffneten sich die zahllosen Werkstätten, darin die Menschenkraft die Erzeugnisse der Natur baut und bildet und aufs Neue umschafft. Nur wer die Gebilde des Lebens neu formt und bindet, nur der hat das wirkliche Leben empfangen. Welch ein tausendfältiger Segen liegt in der Arbeit selbst wie in ihren Hervorbringungen! Und eine Hand

faßt die andere und ein Denken strömt in das andere in dem geschaffenen Gebilde. Die ganze Menschenthätigkeit ist eine unermeßliche brüderschaftliche Werkstätte. Aber auch hier hat einer den andern gewaltsam von sich geschieden, und wie die Kirchen im Reiche des Denkens und Empfindens, so hatten die Zünfte in der Arbeit der Hände ihre erwählten Genossen. Es bestand zwar kein gesetzliches Hinderniß, das den Juden von irgend einem Gewerbe ausschloß, aber Gewohnheit und bequemes Herkommen machte die Meister der Zünfte widerwillig und ausschließend.

Wieder war es Carteſius, von welchem die Entſchließungen Spinozas einen Anſtoß erhielten, der zu eigenen Zielen führte. Spinoza ſtudirte die Dioptrica von Carteſius und lernte hier zum erſtenmale das Geſetz der Refraction, ſowie die erſte richtige Erklärung des Regenbogens kennen. Der von Huygens damals mit allgemeiner Parteinahme begründete Vorwurf, daß Carteſius jenes Geſetz aus dem in Holland verbreiteten Manuſkripte von Snellius entnommen habe und die Erklärung des Regenbogens von Antonio de Dominis und Kepler gekannt haben müſſe, ohne weder dieſen noch jenen zu nennen; alles das ſchien für den jungen Forſcher jetzt von minderer Bedeutung, und doch bewegte es ihn ſeltſam, daß es auch im Reiche des Geiſtes eine Veruntreuung geben ſolle. Der ſonſt dunkle Ausſpruch des Thalmuds: „Wer ein Wort, einen Gedanken, im Namen ſeines Urhebers vorbringt, der bringt die Erlöſung über die Welt,“ ging ihm jetzt als Geſetz der Wahrhaftigkeit auf.

Das Verfahren von Carteſius war, wenn auch nicht zu entſchuldigen, doch daraus zu erklären, daß er als Hofmann und in leichter Anbequemung gewohnt war, ſich in Fremdes und Aeußerliches zu finden und es leicht als Eigenes und Inneres anzuſehen.

Es war eine reine Andacht, als in Spinoza der Entſchluß eine feſte Geſtalt gewann, ſein Leben nur durch eigene Thätigkeit und durch nichts Ererbtes zu friſten und gleicherweiſe im Denken die Wahrheit in ſich zu finden.

Eines Tages erklärte Spinoza ſeinem Vater, daß er die Kunſt optiſche Gläſer zu ſchleifen, erlernen wollte.

„Aber das iſt ja ein Handwerk, das nur kümmerlich einen Menſchen ernährt," entgegnete der Vater, „wie willſt du einſt mit einer ganzen Familie davon leben? Oder ſoll gar mit dir der ruhmvolle Name unſerer Ahnen erlöſchen?"

Spinoza antwortete nicht unmittelbar auf dieſe Mahnung; er hoffte und ahnte vielleicht auf andere Weiſe dieſem Namen ewige Dauer zu verſchaffen. Er berührte indeß bald eine in dem Vater ſchmerzlich wiederklingende Saite, indem er ſeinen Trieb nach Unabhängigkeit darlegte und wie ein Rabbi durch den empfangenen Sold wie durch unweigerliche Ehrengeſchenke doch nur ein Diener der Einzelnen ſei. Eine mit Wehmuth gemiſchte Heiterkeit ſprach bei dieſer Darlegung aus dem Antlitze des Vaters, der oft beifällig nickte. Der alte Spanier ſah in ſeinem Sohne den gleichen ſtolzen Sinn, der in ihm ſelber noch nicht erſtorben war. Kann man die Welt nicht durch Anſehen und Macht zwingen, iſt es wohlgethan, ſich von ihr abzuwenden und in der Abgeſchiedenheit ihrer nicht zu achten. So regte ſich's in den Gedanken des Vaters und immer wieder erwies ſich der aufgelockerte Boden und die eigenthümliche Miſchung ſeiner Beſtandtheile, daraus die Lebenskraft Spinoza's zu freier Blüthe erwuchs.

„Nun meinetwegen, es ſei," ließ ſich endlich der Vater vernehmen, „wenn ich mir alle Gewerbe betrachte, finde ich nirgends etwas beſſeres, wenn man kein großes Kapital einzuſetzen hat."

Vater und Sohn gingen nun zu dem als tüchtig bekannten Meister Christian Huygens, der ein Oheim des gleichnamigen Mathematikers war, aber wie es schien, weder mit dem dichterischen Genie seines Bruders noch mit dem seines Neffen eine Verwandtschaft hatte.

Spinoza erklärte dem Meister im Verlaufe der Rede, daß er die Gesetze der Optik schon kenne, und auch ziemlich mathematische Kenntnisse habe; er fragte nun, ob er vielleicht in einem halben Jahre das Handwerk erlernen könne. Der Meister, der alle Anträge bis jetzt ruhig angehört hatte, sprang bei diesen Worten so entrüstet auf, daß ihm seine Brille bis auf die Nasenspitze herabfiel.

„Daß dich der — —, da möcht' man katholisch werden, was die Jugend jetzt für Knirps im Kopf hat," rief er, „ich bin sieben und vierzig Jahre bei dem Geschäft, ich darf sagen, daß ich's versteh, und daß ich's auch Jemand lehren kann, und doch hab' ich drüben in der Werkstatt Gesellen, die schon fünf und sieben Jahr dabei sind, ich will das Mikroskop da auseinander legen, ich will's, wie es da ist, auffressen, wenn mir's einer wieder zusammenlegen kann wie sich's gehört. Da meinen sie nur, aus den Büchern könnt' man Alles lernen, ich geb' keinen Pfifferling für all' die Geschichten; das Papier ist geduldig, das läßt drauf drucken, was man will. Ich hab' auch einmal ein Mikroskop gemacht nach der Vorschrift, wie es in einem Buch gestanden ist, aber es war gerad' für nichts. Wer nicht selber bei dem Geschäft ist, der kann sein Lebtag nicht wissen, wie man nur die rechte Blende in's Glas hineinbringt. Bleibt mir vom Leib mit euren gelehrten Geschichten."

Auch die Frau Meisterin trat hinzu, sie hatte den Nasen-

Klemmer in die Hand genommen und agirte nun heftig mit dem Instrumente.

„Ja“, rief sie, „wenn man das nur so mir nichts dir nichts lernen könnte, möchte jeder Weißnichtwas herkommen, und will nur auch schnell Optikus werden.“

Nur mit Mühe wurden die guten Leute wieder beruhigt.

„Ich bin ein Mensch wie ein Lamm,“ sagte dann der Meister, „wer mit mir nicht auskommt, kann mit Niemand in der Welt auskommen.“

„Ja, er ist nur zu gut gegen alle Welt,“ fiel die Frau Meisterin ein, „und was er dann bei anderen verschüttet hat, will er mit mir wieder einbringen.“

„Laß gut sein,“ sagte der Meister, „du läßt dir nichts geschehen; aber ich will ehrlich und offen mit Euch reden, Ihr sollt nicht hinten drein sagen können, das hätt' ich Euch vorher sagen sollen. Erstens, ist es ein ungesundes Geschäft; seht mich an, wie ich da bin hab' ich schon mehr als drei Centner Glas geschluckt; ich weiß wohl, ich treib's nicht mehr lang, nun in Gottes Namen.“

„Versündige dich nicht, Christian,“ fiel die Frau Meisterin ein, „wenn's mit den Sechzigen so stark bergab geht, und man in drei Jahren dem Doktor und dem Apotheker keinen Deut gegeben hat, mein' ich, dürft' man Gott danken. Ihr müßt nicht Alles so genau nehmen, was er sagt.“

„Jetzt laß Mich reden, ich weiß, was ich red',“ entgegnete der Meister, und suchte sich ein Ansehen zu geben; er bog nun nächst dem kleinen Finger auch den Ringfinger an der linken Hand und sprach: „zweitens, ist es ein schlechtes Geschäft, es kommt nichts dabei heraus.“

„Ja, da hat er Recht," commentirte die Meisterin, „als wir unser Gewerbe eröffneten, da waren wir und der verstorbene Greenwond, der bei dem abgebrannten Rathhause gewohnt hat, die zwei einzigen, und jetzt sind dreiundzwanzig in der Stadt; man verdient kaum mehr das Wasser zu der Suppe, und Ehr' und Schande halber kann man doch das Geschäft nicht aufgeben. Wir sind zwei alte Leute, wir brauchen wenig, und mit Sparen und Hausen schlagen wir uns so durch, daß, wenn das Jahr herum ist, man mit knapper Noth sein bischen Sach noch bei einander hat; ich weiß nicht, wie's die Leute machen, die einen Haufen Kinder bei einander haben und von dem kleinen Verdienst leben."

Der Vater wollte, durch solche Vorstellungen bewogen, seine Einwilligung zurücknehmen, aber Spinoza blieb standhaft, und so kam man mit dem Meister überein, daß Spinoza gegen eine mäßige Entschädigung so lange lernen dürfe, als es ihm behage.

Es war nun abermals eine neue Atmosphäre, und zwar eine mit Pechgeruch und Glasstaub erfüllte, in welche Spinoza eintrat. Einen großen Theil des Tages brachte er fortan in der Werkstätte zu. Er lernte den scharfen Diamant handhaben, der in den einen Schenkel des Zirkels eingesetzt war, um aus den Scheiben Stücke von beliebiger Größe herauszuschneiden, aber noch nahmen diese Stücke beim Bruche willkürlich krystallisirte Formationen an. Spinoza trat nun in den ersten Grad der edeln Schleifkunst ein. Das ausgeschnittene Stück wurde mit Pech auf eine Schraubenmutter aufgesetzt, diese an einen Hebel befestigt und nun mit dem rechten Fuße das Rad gedreht, um welches ein Riemen gespannt war, der in eine Spindel eingriff, worauf ein ganz flacher bleierner Teller aufgesetzt war; der Teller

drehte ſich und mit der linken Hand wurde der Glasſcherben darauf gedrückt, der ſo lange Kreiſe auf demſelben beſchrieb, bis das Glas die beabſichtigte Form erhalten hatte. Stets mußte naſſer Flugſand aufgeſchüttet werden, um die Entzündung der ſich reibenden harten Stoffe zu verhüten, und die Rauhheit des Blei's zu vermehren. Das erſte Stadium war hiemit beendigt. Spinoza mochte ſich wol das Handwerk weniger mühſam und vor Allem reinlicher gedacht haben; aber gerade dieſe Beigaben der Arbeit wurden ſeiner Denkerweiſe wieder zu einer nothwendigen Durchdringung des Weſens. Die Menſchen ſind leicht geneigt, rauh und abſtoßend erſcheinende Thätigkeiten als niedrige herabzuſetzen; Spinoza gewöhnte ſich immer ſtetiger daran, die Vorkommniſſe des Lebens nicht nach gewohnten Eindrücken zu erfaſſen, ſondern in ihrem Weſen zu ergründen. Auch dieſe Arbeit iſt nur ihrer einſeitigen Erſcheinung nach unreinlich, nur der Arbeitende wird während ſeines Thuns von Sand und Staub bedeckt, die Arbeit an ſich aber hat die höchſte Sauberkeit und Reinheit zum Zweck. — Im zweiten Stadium entſchied ſich's nun, ob das flache Glas eine hohle oder erhabene Form erhalten ſollte, und je nachdem wurde eine hohle oder erhabene meſſingene Platte auf die Walze geſetzt; mit Pech wurde wechſelsweiſe auf der einen Seite des Glaſes eine Schraube aufgeklebt, und dieſe in der Mutter vermittelſt eines Stiftes auf der meſſingenen Platte herumgedreht, dieſelbe Bewegung wie im erſten Stadium begann. Zwiſchen drein mußte immer der durchgeſchliffene Schleifſand, nun zum Glättſand verdünnt, mittelſt eines Pinſels auf die Platte übertragen und dazwiſchen aus dem daneben ſtehenden zinnernen Becher ein Schluck Waſſer in den Mund genommen und auf die Platte geſpritzt werden.

Nachdem beide Seiten so zubereitet waren, ging es an das dritte Stadium. Der Messingteller wurde heiß gemacht, ein runder Drillfleck der auf der Kehrseite mit Kitt bestrichen war, wurde auf der Vorderseite mit sogenanntem Caput mortuum (Eisenoxyd) bestrichen, wiederum immerwährend Wasser aufgetröpfelt und so das Glas polirt. Hatte das Glas die drei Stadien, Schleifen, Glätten und Poliren durchlaufen und konnte man mit der Lupe weder Riß noch Fuge entdecken, so war es vollendet.

Spinoza hatte die handwerksmäßigen Schwierigkeiten bald überwunden, und das erste Glas, das er von der ersten Verarbeitung an ohne fremde Beihülfe zur vollen Zufriedenheit des Meisters vollendet hatte, machte auch sein Auge hell erleuchten. Dieses Anschauen der vollendeten Arbeit war wie wechselseitiger Dank: Dank aus dem todten Stoffe, der zu seiner Bestimmung verklärt war, und Dank aus der Seele des Arbeitenden, daß der rohe Stoff das Gepräge seines Willens trug.

Die mathematische Berechnung und Zusammensetzung der Gläser begriff er schneller, als der Meister vermuthet hatte. Die Bücher mußten doch nicht lauter Unnützes enthalten haben. —

Während Spinoza hier ein Glas schliff, um den Kurz- und Schwachsichtigen das Ferne nah und das Nahe näher zu bringen, arbeitete er im Geiste die feinsten Oculavien aus, um die Geistespupillen der Mit- und Nachwelt zu unterstützen und zu schärfen. — Er freute sich, daß das immerwährende Geraspel nur kurze Besprechungen unter seinen Nebengesellen zuließ. Er konnte um so ungestörter seinen Gedanken folgen.

In der Werkstätte war ein lustiger Geselle, mit einer zarten und edlen Gesichtsbildung und kunstlos herabfallenden braunen Locken; mit Singen und Jubeln stelzte er jedesmal zur Thüre

herein, denn er ging an Krücken, da er krumme und rückwärts gewachsene Füße hatte. So lange er seine Krücken neben sich hinstellte, und die Hemdermel aufstreifend seine Werkbank in Ordnung brachte, die er in eigner Weise nur mit dem Knie drehte, gab er fast regelmäßig eine Volksrede zum Besten. Einst sagte er: „Bin ich nicht viel besser daran als der König Nebukadnezar? der hat, glaub' ich, irdene Füße gehabt, und hätte nicht über unser schlechtes Pflaster holpern können. Ich hab' doch noch einem Baum seine Arme ausgerissen, und hab' mir Füße daraus gemacht; der nächste beste Adler, der mir zwischen die Beine kömmt, dem rupf' ich seine Flügel aus, und näh' mir sie an; ich kann's von unserm Herrgott schon verlangen, daß er mir Flügel giebt, warum hat er mir Füße gegeben, die ich nicht brauchen kann? Brüder! dann ist's aus, dann könnt ihr fünf Tage in der Woche blauen Montag halten; man braucht keine Fernröhre mehr. Will so ein gelehrter Herr wissen, wie einer von den Sternen aussieht, da bin ich, der Peter Blyning, da, für ein gutes Trinkgeld flieg' ich hinauf und spionir' Alles aus, vielleicht bleib' ich aber auch droben und komm' gar nicht mehr herunter; wenn mich so ein schönes Mondmädchen heirathen will, ich bin gleich dabei, da unten muß ich doch ledig sterben."

Ein schallendes Gelächter lohnte statt des Bravo stets seine Rede, und er ergriff jede Gelegenheit, um seine Redekunst zum besten zu geben. „Eigentlich sind wir Alle, wie wir da sind," sagte er ein andermal, „wir sind lauter Krückenfabrikanten; was unser Herrgott verpfuscht hat, müssen wir wieder gut machen; hätt' er der Welt bessere Augen in's Gesicht gesteckt, braucht' man keine Fernröhre und keine Brillen. Gott verzeih' mir's, aber ich bin manchmal martialisch bös auf ihn. Was hab' ich

ihm gethan, daß er mich halb fertig in die Welt geſchickt hat? Wenn er mir drüben keine beſſeren Füße giebt, ſo kann er ſein ewiges Leben für ſich behalten, ich nehm's nicht.“ Alle glotzten ihn mit blöden Geſichtern an, wenn er ſo ſprach, nur Spinoza ſuchte ihn zu überzeugen, daß körperlicher Schmerz und Mangel kein wirklicher, und daß es der höchſte Beruf des Menſchen ſei, den ihm von Gott zugetheilten Beſtimmungen gemäß zu leben, und nicht nach einer Kraft zu verlangen, die uns von der Natur verweigert iſt, ſonſt kämen wir nie zur wahren Befriedigung.

„Ja, Ihr habt gut reden,“ ſagte Peter, und ſeine Stimme hatte einen wehmüthig zitternden Klang. „Ihr habt gut reden, verlang' ich denn etwas mehr, als was mir als Menſch gehört? Seht, nur ein einzigmal in meinem Leben möcht' ich tanzen, ich ſchwör' Euch, ich würde mich gleich darauf gern in's Grab legen. Wenn ich Tanzmuſik höre, ja in dieſem Augenblicke, wo ich nur dran denke, mein' ich, ich müßt' vor Zorn aus der Haut fahren; ich möcht' mir die Augen auskratzen, ſo ſchäm' ich mich oft, ich hab' mir ſchon mehr als einen Rauſch getrunken, blos weil ich gefürchtet hab', ich könnte vor aller Welt weinen.“

Spinoza ſuchte beſänftigend auf Peter einzuwirken, er gewann ihn dadurch beſonders für ſich, daß er ſich bisweilen Handgriffe von ihm zeigen ließ; aber unſer Philoſoph wurde bei ſeinen Einreden oft gewahr, wie unendlich ſchwer es iſt, von der ſteilen Höhe des allgemeinen Idealismus herunter zu ſteigen bis zu den alltäglichen Bedürfniſſen und Fragen der gewöhnlichen Menſchen.

Auch in die Werkſtätte war die Kunde gedrungen, daß Spinoza ein großer Gelehrter ſei, und die Geſellen waren ſtolz auf ſolch einen Lehrling und rühmten ſich deſſen in den Schenken; in ihrem Benehmen gegen ihn ſelbſt aber ließen ſie

ihn unverhohlen merken, daß er doch nur ein Jude ſei und hatten einen gewiſſen Adelsſtolz und eine zutrauliche Herablaſſung gegen ihn. Mit Bekämpfung jeglicher Empfindlichkeit hielt ſich Spinoza nur an die letztere Wahrnehmung, ſein mildes und doch gehaltenes Weſen entwaffnete jede Rohheit und die Geſellen hatten bald eine gewiſſe wie verabredete Hochachtung vor Spinoza; auch Meiſter Huygens und ſeine Frau liebten den beſcheidenen und ſtillen jungen Mann ſehr. Spinoza war heiter und zufrieden.

Nicht ſo ganz zufrieden war Olympia, als er ihr ſeine begonnene Lebensweiſe erzählte:

„Es freut mich zwar, daß wir auch hierin übereinſtimmen,“ ſagte ſie, „den ganzen lieben langen Tag blos eigenen oder fremden Gedanken nachhängen, iſt zu viel oder zu wenig Arbeit; ich komme dann meiſt ſo weit, daß mir's peinlich wird und ich froh bin, wieder die Stiche zählen zu müſſen. Wenn ich ſticke, da hab' ich meine beſten Gedanken. Sehen Sie die Roſenguirlande dort? Geſchichten, toller und umfangreicher als die Gesta Romanorum ſind dort unter den Nähten gefangen — ach! wie froh war ich damals, daß ich eine Handarbeit kannte.“

„Ich arbeite aber nicht bloß, um meinen Händen etwas zu thun, ſondern auch um meinen Zähnen etwas zu kauen geben zu können.“

„Ich bemerke ſeit geraumer Zeit,“ erwiederte Olympia, „die Lectüre des Tacitus bewirkt einen ganz beſondern Humor bei Ihnen.“

„Daß ich nicht wüßte, es iſt mein völliger Ernſt, ich will durch mein Handwerk künftig für meine Nahrung ſorgen.“

„Wozu hätten Sie denn aber ſo viele Kenntniſſe geſammelt?

Ich will nicht hoffen, daß es bloßer Egoismus war. Mein Vater will sein Institut erweitern und da sollen Sie ein Hauptlehrer werden; wollen Sie nicht mein Collega sein?"

„Ich muß leider Nein sagen. Nennen Sie es immerhin Egoismus, ich habe die nächsten Pflichten gegen mich, und muß erst mit mir im Reinen sein; kann ich dann Etwas lehren, was den Menschen nützlich ist, werde ich's bedenken, aber nie und nimmer werde ich die kleinste Ueberzeugung für ein vergängliches Gut verhandeln."

„Sie erscheinen doch stets wie der Deus ex machina," sagte Olympia zu dem eintretenden Oldenburg, „wissen Sie schon, Ihr Taufpathe bereitet sich vor, erbgesessener Meister eines Handwerks zu werden."

„Ein Apostel aller Lande, wollen Sie sagen", entgegnete Oldenburg.

„Wär's noch eine Beschäftigung," fuhr Olympia fort, „wie sie die großen Weisen und Staatsmänner des Alterthums hatten, der Feldbau, das ließe ich mir noch zur Noth gefallen; es liegt etwas Großes darin, so die Extreme zu vereinigen und mit dem gebildetsten Geiste die Arbeit des rohen Naturmenschen zu verrichten, selbst die des Fischers und Zimmermanns hat noch etwas Poetisches; aber in einem Winkelzimmer Gläser zu schleifen, da verdumpft und verkrüppelt Leib und Seele. Mir kitzelt's in der Vorstellung, wenn ich nur an Glasschleifen denke. Die Hand eines Philosophen, die das Rad einer Maschine dreht und sich mit dummem Handwerkszeug abmüht, das ist ein widerwärtiger Gedanke."

„Schelten Sie das Handwerkszeug nicht," entgegnete Spinoza mit besonderem Ernste „es ist ein Attribut der Menschennatur. Das Thier hat nur seine natürlich angeborenen Werk-

zeuge zum Bau seines Nestes, zu Erlangung seiner Nahrung, zu Vertheidigung und Angriff; der Mensch hat die außer ihm liegenden Erzeugnisse der Natur zu seinen Gliedmaßen gemacht: fehlt ihm die Flugkraft des Vogels, die Schnellfüßigkeit des Hirsches — Pfeil und Kugel überholen sie; seine Hände können nur schwer den Boden aufgraben, er schmelzt das Eisen und spitzt es zu Hacke und Pflug und jocht die Kraft der Thiere ein, und Baum und Stein zerschneidet und formt er. Die friedlich bildenden und schaffenden Werkzeuge sind das edelste Erbe der Menschheit, sind heilige Ueberlieferungen. Wer ein verbessertes Werkzeug den Nachkommen überläßt, reicht ihnen die helfende Hand, und hier giebt es Tausende unsterblicher Geister, die namenlos fortwirken. Könnte ich in Denken und Thun etwas hervorbringen, das den Menschen außer mir zur Erkenntniß und Verschönerung des Lebens dienen kann, ich wäre glücklich; nie aber darf man vergessen, daß alles Ueberlieferte nur Werkzeug zu eigenem Schaffen ist."

„Das ist alles schön und sinnreich," sagte Olympia, und nach Frauenart einen einzelnen Gedanken herausreißend fuhr sie fort, „das können Sie ja aber Alles denken ohne selbst Handwerker zu sein. Warum wollen Sie sich mit heiligen Aexten, heiligen Hacken und heiligen Feilen belasten?"

„Weil ich, um in Ihrer Weise zu antworten, mit einem heiligen Körper belastet bin, der sein Futter will, und an dem Handwerke, das ich gewählt habe, will ich Ihnen noch dazu alle Künste der Dialektik vordemonstriren: zwei hohlgeschliffene Gläser auf einander gelegt, zeigen einen durch sie betrachteten Gegenstand verkehrt, das Reflexionsglas dazwischen bringt ihn in seiner wahren Gestalt näher."

„Wann bist du geboren?" unterbrach ihn Oldenburg.

„Eine ſonderbare Frage, Herr Gevatter," erwiederte Spinoza, „wenn du's doch nicht weißt, im November des Jahres 1632."

„Das paßt vortrefflich", fuhr Oldenburg fort, „du haſt wol nie etwas von dem Görlitzer Apoſtel gehört, der ewig in apokalyptiſcher Ekſtaſe faſelte? Im November 24 hat er das Zeitliche geſegnet; er war ſeines Handwerks ein ehrſamer Schuſter, und ich werde nun aus der Apokalypſe beweiſen, daß 7 Jahre nach ſeinem Tode ein neuer Philoſoph geboren werden mußte, der auch ein Handwerker iſt.

„Ihr Beiſpiel hinkt," ſagte Olympia, „denn Ihr Jakob Böhme war ein Schuſter und wurde als ſolcher ein Philoſoph, während unſer Maledictus vom Philoſophen zum Handwerker wurde."

„Verzeihen Sie," ſagte Spinoza, „der Witz hinkt nicht, ſondern hat ein Ueberbein, denn es ſind 8 Jahre von 24 bis 32."

„Thut nichts," verſetzte Oldenburg, „ſo ein Jahr wird doch amputirt werden können. Aber ernſtlich, du beleidigſt deine Freunde durch den Zweck, den du mit deiner Lebensart erſtreben willſt; mir iſt die Sache ſo ſelbſtverſtändlich, daß ich nicht nur vor unſerer Freundin, ſondern vor jedem darüber ſprechen könnte. Haſt du mir nicht ſelbſt zugeſtanden, daß unter Freunden Alles gemeinſam ſein muß? Sind wir ſo ätheriſch, daß wir blos klingende Worte und Gefühle und nicht auch unſer klingendes Geld einander mittheilen dürfen?"

„Ich erkenne dein freies Herz und du weißt, wie ich dir dadurch am beſten danke," entgegnete Spinoza, „aber ich habe dir ſchon geſagt, daß ich nie ein Geſchenk von einem

Freunde annehme, ſo lange ich von meiner Hände Arbeit leben kann.

Spinoza ließ ſich durch nichts abhalten, ſein Handwerk emſig zu betreiben.

15. Das Unausgesprochene.

„Wie gefällt Ihnen Kerkering?“ fragte eines Tages Olympia, als dieser nicht zu dem Unterrichte gekommen war.

„Wie Ihnen,“ antwortete Spinoza.

„Sie bauen vielleicht doch zu viel darauf, daß wir uns so oft gegenseitig das Wort vom Munde wegnehmen,“ antwortete Olympia; „was haben Sie an ihm zu tadeln?“ Spinoza ward feuerroth, da er hierauf geradezu Antwort geben sollte; denn theils hatte er im Stillen einen ähnlichen Tadel schon auf Olympia ausgedehnt, theils fürchtete er auch, daß Olympia seine Worte als Eifersucht mißdeuten könnte. Im Nu waren diese widersprechenden Gedanken gekommen und gegangen, und nach einer kleinen Pause fuhr Olympia fort: „Kerkering hat ein von Grund aus gutes Herz; seine Redseligkeit ist ein Nationalfehler der deutschen Hanseſtädter.“

„Nun sehe ich doch,“ entgegnete Spinoza, „daß die Juden nicht allein das Schicksal haben, daß man vom ersten besten, der einem in den Wurf kommt, auf ihre Gesammtheit urtheilt; aber beachten Sie doch nur die Geschlossenheit und beständige Richtung nach dem Ethischen im Wesen unseres Oldenburg; warum machen Sie diese nicht zum Typus der deutschen Hanseſtädter?“

„Sie haben Recht,“ entgegnete Olympia, „aber Sie brin-

gen mich noch ſo weit, daß ich mir gar kein Urtheil mehr erlauben werde; ich laſſe mich ſtets zu ſehr von den nächſten Gegenſtänden afficiren, und Sie faſſen überall das Allgemeine ſo ſcharf.“

„Nennen Sie es nicht Männerſtolz,“ fiel Spinoza ein, „aber Sie beſtätigen mir eine Wahrnehmung, die mir ſchon bei meinen Schweſtern und ihren Freundinnen auffiel: die Frauen ſcheinen ſelten Freude an der lautern Gerechtigkeit zu haben, ſie urtheilen nicht über eine That, ſondern über den Thäter, und über dieſen mit Zuneigung oder Abneigung.“

„Immerhin. Wir ſind nicht für die Philoſophie auf der Welt. Darin ſind Sie alſo doch mit mir einig: Sie lieben auch nicht das prahleriſche Klimpern mit allzeit fertigen Gedankenmünzen; läßt man dieſe Rechenpfennige allſtündlich curſiren, ſo werden ſie abgegriffen, verlieren alles friſche Gepräge und behalten nur noch den einmal beſtimmten nominellen Werth. So geht's Kerkering, an wahrem innerem Reichthum fehlt es ihm.“

„Es iſt Alles gut ausgeglichen,“ ſagte Spinoza, „er hat deſto mehr von klingender Materie.“

Olympia ſchien nicht auf dieſe Wendung eingehen zu wollen, denn ſie fuhr jetzt ſeltſam mit den Augen zwinkernd fort:

„Unſer Freund Oldenburg will immer, ich ſolle mich auch gleich meiner Namensſchweſter Olympia Morata in Poeſien verſuchen; aber ich muß bekennen, daß ich die Dichter nicht minder verehre als bemitleide, weil ſie das Tiefinnerlichſte ihrer ganzen Perſönlichkeit vor den Augen der ganzen Welt darlegen können und müſſen. Ich meine, wenn ich mein Eigenſtens, das was den Kern meines Weſens bildet, hinausgegeben hätte an die Welt, ich hätte mich ſelbſt nicht mehr: die Welt hat mich, ich bleibe nur ein Schatten deſſen, was ich hergegeben, und ich

müßte dann urplötzlich vergehen. Da halte ich es lieber mit den Philoſophen des Alterthums, die machten nie ihr eigenſtes Gemüth zum Gegenſtand der Darſtellung, ſie hatten eine eſoteriſche Lehre, die nur in Symbolen, nie in Worten heraustrat."

„Mit der Idee, von der Sie ausgingen," ſagte Spinoza, „bin ich ziemlich einverſtanden; wäre ich Theologe, ſo könnte ich hier eine Allegorie daraus machen, daß der Hoheprieſter im Tempel zu Jeruſalem nur ein Mal des Jahrs mit Gefahr ſeines Lebens das Allerheiligſte betrat, von dort den unausſprechlichen Namen Jehovah's ausſprach, daß alles Volk, das draußen ſtand, auf das Antlitz niederfiel. Durch einen kleinen „frommen Betrug" könnte man der Sache die Idee unterſchieben, die Sie in anderer Weiſe ſo eben ausgeſprochen; aber ich liebe das Ausdeuteln nicht, es iſt meiſt Selbſttäuſchung oder noch Schlimmeres."

„Nehmen Sie doch die Sachen nicht ſo barbariſch genau, das iſt ja herrlich ausgedrückt: Nur ein Mal, wenn die Gottheit ſich mit der Menſchheit eint, darf das Allerheiligſte des Herzenstempels geöffnet werden und das Unausſprechliche im Worte ſich verkörpern. Ja, es gilt auch als Symbol für manche gewöhnliche Lebensverhältniſſe: im alltäglichen Umgange ſollen die, die uns nahe ſtehen, an einzelnen Ritzen, die ſich öffnen, ahnen, was drinnen im Herzen verſchloſſen ruht und nicht ausgeſprochen werden mag."

„Ahnung, auch die zuverſichtlichſte ſchließt doch Täuſchung in ſich."

„Nein, hier nicht, hier gewiß nicht. O! es iſt ein ſeliges Bewußtſein, das Wort verſchmähen zu können, und dennoch mit untrüglicher Zuverſicht zu wiſſen, daß alle Wurzeln unſerer

Seele tief, wo kein Auge hindringt, freundlich verschlungen sind mit einer andern. Was ist höher, als sich bei den tausend Begegnissen des Lebens so still in's Auge sehen zu können, und zu wissen: da drinnen lebt Alles in gleicher Kraft und unzerstörbarer Harmonie wie in dir selber?"

Es war ein Blick voll unaussprechlich innigen Verlangens, mit welchem Olympia auf Spinoza sah; ein dunkles Roth durchschoß ihre Wangen, ihre Lippen zuckten fieberhaft, ihr ganzes Wesen war Hingebung. — Spinoza schaute sie mit ruhiger Miene an. Sollte der Mann, der ein so feines Gefühl besaß, um den leisesten Regungen des Denkens und Empfindens nachzugehen, sollte er nicht einsehen, wie hier eine Seele nach bewußter Einigung mit ihm rang? Fühlte er Nichts für sie, oder kämpfte er mit starkem Willen eine Neigung nieder, die ihm und Olympien nur Kummer und Unglück bringen konnte? —

„Das Unausgesprochene, von dem Sie reden," sagte er nach einer peinlichen Pause, „muß, wie ich täglich mehr einsehe, bei dem, was wir über Gott und Natur denken, am ehesten ein solches bleiben; man wird meist nur halb verstanden oder mißverstanden."

Es ist klar, er hatte Olympia erkannt, und wollte ihre Gedanken nur auf einen andern Gegenstand lenken.

„Ich werde morgen nicht zu Ihnen kommen können," fuhr Spinoza fort, „meine Schwester Miriam verheirathet sich morgen mit dem jungen Carceres; wenn sie nur recht glücklich wird; sie versteht mich noch am meisten, wir plauderten oft halbe Nächte lang mit einander." Diese Ablenkung hatte den beabsichtigten Erfolg nicht.

„Sie sind doch um Vieles glücklicher als ich," entgegnete

Olympia, „ich ſtehe ſo ganz allein. Meine Mutter habe ich nie gekannt. Sie können nicht ermeſſen, was das für ein Mädchen heißt: ſeine Mutter nie gekannt zu haben; ich habe ſchon oft darüber nachgedacht, gewiß, es wäre was ganz Anderes aus mir geworden, wenn ich nicht unter Männern aufgewachſen und nur von meinem Vater erzogen worden wäre. Der gräßliche Krieg hat mir meinen einzigen Bruder geraubt; meine Couſine Cäcilie, die ſeit meines Vaters Abreiſe bei uns im Hauſe iſt, war ſeine Braut — ach! Sie hätten ſich mit meinem Cornelius gewiß innig befreundet, vielleicht mehr als mit mir.“

„Das gewiß nicht — aber es iſt eigen, daß Sie beide ſo heidniſche Namen haben.“ — Wollte Olympia auf dieſe Worte nicht eingehen oder überhörte ſie dieſelben wirklich? genug, ſie fuhr in gleichem Tone fort:

„Ich habe ſchon oft darüber nachgedacht, wenn doch Eines von uns ſterben mußte, wär's nicht beſſer geweſen, ich wäre geſtorben? Cornelius hätte der Welt nützen und ſie genießen können, aber ich, wozu ſoll ich leben?“

„Um ſelbſt an ſich die Freude zu empfinden, um zu erleuchten und zu entzücken durch Ihren Geiſt und Ihre anmuthsvolle Geſtalt,“ antwortete Spinoza, und er ſchalt ſich in ſeinem Innern, denn er glaubte einen Frevel begangen zu haben mit dieſer Rede.

„Sie ſcherzen,“ erwiederte Olympia mit Bitterkeit, „einſt, ich geſtehe es, war ich auch ſo eitel, das zu glauben, aber ich lernte einſehen, daß mich die Natur mit einem andern Lärvchen hätte ausſtatten und zu einer andern Zeit hätte in die Welt ſchicken müſſen.“

„Ich bitte,“ unterbrach ſie Spinoza, „ſündigen Sie nicht

gegen ſich ſelber; ich weiß gewiß, Sie denken beſſer von der Welt und von ſich ſelbſt. Ich darf Sie nicht loben, Sie ſagen ja immer, ich hätte keinen Schönheitsſinn.“

Cäcilie trat hier zu rechtem Zeitpunkte ein und befreite die Beiden von einer peinlichen Unterredung. Spinoza verabſchiedete ſich bald darauf. Mit dem befriedigenden Gefühle der Selbſtüberwindung ging er nach Hauſe, denn er glaubte mit männlicher Kraft die erſten Keime der Neigung Olympien's erſtickt zu haben; eines gewiſſen heimlichen Triumphs, ſich von einem ſolchen Mädchen ohne Werbung geliebt zu ſehen konnte er ſich jedoch nicht erwehren.

Olympia war den ganzen Abend verſtimmt, und als ſie ſich zu Bette legte, benetzte ſie ihr Kiſſen mit vielen Thränen. „So weit iſt es mit dir gekommen,“ ſprach ſie zu ſich, „daß du dich Einem an den Hals wirfſt, und er die Arme ſchlaff ſinken läßt!“ Sie ſeufzte tief, Cäcilie fragte ſie oft, was ihr denn fehle; ſie gab keine Antwort und that, als ob ſie nicht mehr wach wäre, in der That konnte ſie aber noch lange keine Ruhe finden. „Er iſt ein herzloſer, eigenſüchtiger Menſch mit froſtigem Verſtande.“ Nein, das konnte ſie doch nicht, ſo konnte ſie ihn nicht denken; ſeine göttliche Beſcheidenheit, ſeine über Alles gehende Wahrhaftigkeit, und vor Allem die unauslöſchlichen Zeugniſſe des Wohlwollens und der Menſchenliebe in ſeinen Zügen, das ſanfte Lächeln ſeines lieblichen Mundes, die unergründliche Glut ſeiner ſchwarzen Augen! — nein, ſie konnte ihn nicht zum Zerrbilde machen. — Singend und trillernd ſtand ſie des andern Morgens auf, und als ſie an den Spiegel trat, ſprach es aus ihren Mienen: „Nein, ſo weit iſt es noch nicht, und wär' er ein Gott, und dünkte er ſich erhaben über alle menſchlichen Leidenſchaften,

es gilt meine Ehre und meine Selbstschätzung, er soll vor mir knien, und hab' ich ihn dann gewonnen, nun denn, so will ich sehen, was ich beginne." Mit vergnüglicher Selbstgefälligkeit machte sie ihre Toilette.

Nicht so heiter legte Miriam von Spinoza ihre Hochzeitgewänder an, denn das religiöse Herkommen hat sich hiebei in gar wunderlichen und scharfen Contrasten gefallen. Unter den schimmernden Hochzeitskleidern muß die Braut das Hemde tragen, mit dem sie einst in den Schoos der Erde gelegt wird — das Sterbehemd; die schönen Locken Miriam's mußten von diesem Tage an unter Schleier und Haube begraben liegen, das große Gebet des Versöhnungstages mit dem langen Sündenregister mußte sie beten, weder Speise noch Trank durfte über ihre Lippen kommen, bis unter dem Trauungsbaldachin ihr der Gatte den Liebestrank im Hochzeitsglase reichte, sie daraus trinken ließ und dann das Glas an der Wand zerschellte.

Das Familienfest, seit ihrer Vertreibung unter alle Völker das einzige was den Juden verblieben war, erschloß die ganze Fülle seiner innerlich gehegten Lust. Aus der Rührung, die in den Vorbereitungen zur Trauung und in dieser selbst alle Herzen bewegt hatte, erhob man sich jetzt wie entlastet zu freier Heiterkeit. Die Gatten drückten einander die Hände und sagten sich damit, daß man im Anschauen des neuen Bundes den längst geschlossenen innerlich erneute; Jünglinge und Jungfrauen sahen sich erglühend an, und die einen wurden stille, die anderen desto übermüthig lauter, um ihre Regung zu verbergen. Ein lärmendes Stimmengewirre herrschte unter den Versammelten und doch klang es Jedem wie Harmonie; man drängte sich hin und her und jedes las die Freude aus dem Antlitze des andern. Man freute

sich endlich bei Tische des trauten Zusammenseins und der festen Angehörigkeit, man sprach es aus und trank dabei einander zu, und in diesem Aussprechen der Freude erwuchs dieselbe nur um so höher. Man lobte Braut und Bräutigam, ihre Schönheit, ihre Herzensgüte, ihr künftiges Glück, und empfand einen Abglanz von allem diesem in sich selber wieder.

Baruch war mitten in all der Gemeinsamkeit und Freudigkeit nur um so einsamer und trauriger. War es, weil er an Olympia denken mußte und sich dadurch fremd fühlte oder weil er durch sein Denken überhaupt von der gegebenen Gemeinschaft abgelöst war?

Die Mahlzeit war vorüber, die Cigarren dampften lustig, die Gesellschaft gruppirte sich nach Gutdünken und jetzt war das Stimmengewirre noch belebter, daraus oft ein helljauchzendes Lachen austönte.

Baruch war am Tische sitzen geblieben, sein Angesicht war glühend roth, denn auch er hatte nicht minder als die Andern wacker von dem „süßen Feuer" getrunken; stillträumend schaute er in den Grund seines Bechers.

Chisdai, der, um seine vormalige Werbung zu verbergen, hier beim Hochzeitsmahle Miriam's gesessen hatte, rückte jetzt Baruch mit Ephraim Cardoso näher. „Der Wein erfreut des Menschen Herz!" (Ps. 104, 15) recitirte er, mit lustigem Pathos den Becher schwingend.

„Darum wollen die Thalmudisten wahrscheinlich auch," erwiederte Baruch, „daß man keinen lebendigen Wein genieße, sondern ihn vorher schlachte durch das Hinzugießen von Wasser." Baruch sprach diese Worte in seinen Becher hinein, Chisdai mußte sie überhört haben.

„Ja," sagte Ephraim und trank Baruch zu, „unsere Vorfahren haben auch zu leben verstanden. Heißt es nicht im Thalmud: der Geist Gottes ruht auf dem Menschen nur in der Freudigkeit? Ich war einmal dabei, als der verstorbene Professor Barläus zu Rabbi Menasse ben Israel sagte: nur die Griechen allein, nicht einmal die Römer, hätten wahrhaft gewußt, wie man angenehm lebt; die Juden hätten sich nur ewig damit beschäftigt, zu ergründen, was Gott sei, wie er sei und wie man ihm dienen müsse; das hätten sie auch in ihrer Art so ziemlich herausgebracht, die wahre volle Lust des irdischen Lebensgenusses sei aber dabei zu Grunde gegangen. Jetzt sollt' er einmal herkommen und sehen, ob wir nicht auch lustig und guter Dinge sein können in aller Gottesfurcht."

„Du meinst es gut, Ephraim," sagte Baruch und trank ihm freundlich zu.

„Und wenn's auch wahr wäre, was der Christ gesagt hat," rief Chisdai und schlug dabei auf den Tisch, „darf man nicht alle Annehmlichkeiten, ja das Leben selbst hingeben für den Preis, daß wir allein die Offenbarung von dem wahren Wesen Gottes besitzen? Wir allein sind frei von jeglichem Wahn und Trug."

„Ho! ho!" sagte Baruch, „du nimmst den Mund zu voll. Weißt du denn nicht, daß im Tractat Sabbath (und er bemerkte dabei nach Art der Schriftgelehrten die S. 32) von dem Thalmudisten Rabbi Samuel erzählt wird, er sei nie über eine Brücke gegangen, wenn nicht Jemand von einem andern Glauben mitging, weil gegen zwei Religionen zumal der Satan keine Gewalt haben könne?"

Chisdai kraute sich in seinem jungen Barte und fragte dabei:

„Du ſtudirſt jetzt die Römer und Griechen, ſage mir: findet ſich im Judenthum nicht Alles und noch weit mehr, als alle Wiſſenſchaften aller Völker je ergründen konnten?"

„Betrachte die Sache recht," antwortete Baruch, „ſo ſteht in der Bibel eben ſo wenig oder eben ſo viel von der lauteren Wahrheit, als in anderen Büchern; betracht' es unparteiiſch, und nicht vom jüdiſchen Stolze befangen: iſt nach allen Stellen der Bibel Gott ein unkörperliches Weſen? Ich weiß wohl, die Bibel ſoll den Leuten die Sache mundgerecht gemacht haben, aber bedenke nur: Gott wird im Raume gedacht, denn er läßt ſich in Wolken und Feuer gehüllt auf den Sinai nieder; in der Viſion, wo Moſes ihn ſah, war ſein Fußgeſtell wie weißer Saphir, und das iſt die höchſte Wahrheitsidee von Gott? Es finden ſich mitunter erhabene und reine Ideen von Gott in der Bibel, aber wie er in den Dingen und über ihnen iſt, wie er ſie ſchafft und erhält, das finde ich ſtets nur als vorweg angenommen, nie aber erwieſen. Ja ſelbſt von dem Weſen der menſchlichen Seele finde ich nirgends eine richtige Anſicht, bald iſt ſie im Blute, bald im Odem ſteckend gedacht."

Chisdai ballte die Fauſt unter dem Tiſche. „Und die Propheten," fragte er, „die haben Alle nichts Rechtes gewußt?"

„Die Propheten," antwortete Spinoza, „waren große und rechtſchaffene Männer, theilweiſe mit einem Geiſte, der die Unendlichkeit und das All zu umfaſſen ſtrebte; es waren Männer, denen zwar zunächſt das Schickſal Iſraels, aber auch das der ganzen Welt am Herzen lag, wie Jeſaias (16, 9.) „um Jäſer weinte"; dabei waren es aber Menſchen wie wir, ja ſogar in manchen Dingen noch unwiſſender als wir, denn ſie kannten oft die erſten Grundſätze der Naturkunde nicht; wenn der Geiſt

Gottes ſtets unmittelbar aus ihnen geſprochen hätte, wie konnten ihnen ſo einfache Dinge verborgen bleiben?" Er ſprach noch weitläufig über dieſen Gegenſtand, und in Einzelheiten, die er anführte, wurde er immer ſchärfer und beſtimmter. Chisdai blieb ruhig und kalt, nur bisweilen knirſchte er die Zähne; als er endlich genug gehört hatte, entfernte er ſich mit Ephraim, ohne ein Wort zu reden. Spinoza blieb allein am Tiſch, er mochte nicht aufſtehen, ſo unbehaglich und zuwider war ihm Alles. Eben hatte er einen Becher Wein hinuntergeſtürzt, um ſeine Gedanken zu verſcheuchen, als ſeine Schweſter Miriam zu ihm trat:

„Was haſt du gethan?" ſagte ſie. „Der widerwärtige Chisdai ſpeit ja Feuer und Flamme gegen dich. Ich ſtand eben draußen bei der Chaje in der Küche, und erinnerte ſie daran, wie ſie einſt von meiner Hochzeit geträumt hatte, da hörte ich, wie Chisdai rief: Verflucht ſei die Luft, die dieſer Schändliche einathmet, du haſt es gehört Ephraim, wie der Baruch Gott und die Propheten geſchmäht hat; o! daß keine Hand vom Himmel herabreichte, und ihm ſeine Läſterzunge aus dem Rachen riß! aber ich will mein Haupt nicht ruhig niederlegen, bis er vertilgt iſt von der Erde. Ephraim ſuchte ihn zu beruhigen. Es iſt gut, daß du dabei warſt, fuhr Chisdai fort: Ein Zeuge iſt nicht beglaubigt, du mußt mit mir vor das Sanhedrin, wir wollen ihn anklagen, er muß in den großen Bann, ich ſetze noch meinen Fuß auf ſeinen Nacken. Ephraim ſagte: er trete nicht gegen dich auf, er habe nichts gehört. So? rief Chisdai, und packte ihn bei'm Arm, du willſt nicht? ſo mußt du ſchwören, daß du Nichts gehört haſt, und thuſt du's, dann kannſt du mit ihm zum Satan gehen. — Ich hab' Alles gehört, ſie haben mich nicht

bemerkt. Aber lieber Bruder, du bringst ja das fürchterlichste Unglück über uns, eher möcht' ich heut' an meinem Hochzeitstage sterben, als daß ich so etwas erleben sollte."

Spinoza beruhigte seine Schwester, sich selber konnte er aber nicht beruhigen. „Wie groß dünktest du dich gestern," sprach er zu sich, „als du zu Olympia sagtest: die Ansicht von den höchsten Dingen muß unausgesprochen in der Seele ruhen. Nun hast du dich erprobt." Er war den ganzen Tag in tiefes Leid versunken.

Chisdai's Bemühungen hatten den gehofften Erfolg nicht. Ueberall nahm man Rücksicht auf Binjamin Spinoza und seinen einflußreichen Anhang; auch' standen nur Worte, keine Thatsachen gegen Baruch da. Chisdai mußte sein Unternehmen auf gelegenere Zeit verschieben; er konnte diese leicht erwarten, denn Baruchs Vater lag bald nach der Hochzeit Miriams wieder schwer krank darnieder. Niemand wollte dem kranken Manne das Gerede, das über seinen Sohn herrschte, hinterbringen.

16. Pantheismus.

Olympia entfaltete immer freier von Tag zu Tage den Reichthum ihres Gedanken- und Gemüthslebens vor Spinoza, und dieſer fühlte ſich auf's Erfreulichſte angeregt von der Spannkraft und Lebendigkeit ihres geiſtigen Weſens. Sie hatte nicht nur den bei Frauen beſonders ſeltenen Muth, die rückhaltsloſe Wahrheit in Berichtigung ihres Denkens zu verlangen, ſondern auch die Ausführung dieſer Forderung unverletzt und frei entgegen zu nehmen. Dabei hatte ſie eine Art hausmütterlicher Wirthſchaftlichkeit, die alles Eingebrachte, auch das was ſie zunächſt nicht zu verwenden wußte, mit freundlicher Bereitwilligkeit in Verwahrung nahm. So kam es, daß ſie immer zu neuen Darbringungen reizte, und manches, was der Bringer ſelbſt vergeſſen hatte, holte ſie bei gelegener Zeit zur Ueberraſchung wohlverwahrt hervor und erregte dadurch ein doppelt freudiges Gefühl in dem Urheber, die Freude an dem unverſchleuderten Beſitze und an der treuen Hüterin deſſelben. So kam es, daß das Denken Spinoza's leicht eine Beziehung zu Olympia nahm, daß er gegen ſie noch mittheilſamer war, als gegen die Freunde.

War ſolche Hingebung nicht Liebe?

Spinoza wußte ſich frei von Verlangen nach dem Beſitze Olympia's, er hatte ſo manches an ihr zu tadeln, und kann die

Liebe an dem Gegenſtande ihrer Verehrung einen Tadel finden? Er durfte es aber doch mit Recht mißbilligen, daß Olympia ſo oft auf Reichthum und Hochgenuß ihrer früheren Erlebniſſe mit unverwüſtlicher Naivetät zurückdeutete; hätte mit ſeiner Erſcheinung ein neues Leben für ſie begonnen, wozu dann die Auferweckung des Todten? Mußte nicht alles Vergangene ſpurlos verſchwinden vor der beglückenden Gegenwart? Olympia hatte ſonderbarer Weiſe geglaubt, durch ihr hiſtoriſches Recht das ihr jetzt theilweiſe abgehende Naturrecht zu verſtärken, aber gerade, daß Spinoza's Tadel ſich hierauf wendete, konnte als Beweis dienen, daß er nicht ſo ganz frei war von Verlangen nach ihrem Beſitze, weil er ja nach Alleinherrſchaft bei ihr ſtrebte.

Spinoza und Oldenburg waren eines Tages bei Olympia.

„Der Himmel ſcheint uns heute nicht günſtig," ſagte Oldenburg, „denn er ſchneidet ein ſo weinerliches Geſicht, daß wir wol darauf verzichten müſſen, heute einen frohen Tag auf Ihrer freundlichen Buite (Landhaus) zu verleben."

„Der Himmel," wiederholte Olympia ſcherzend, „das war eine ſchöne Erfindung; ſehen Sie, der Wetterprophet dort (ſie deutete auf den Barometer) der gilt jetzt. Der Himmel kann nicht mehr thun, was er will, Toricelli hat ihm den Meiſter gezeigt. Iſt es nicht zum Verzweifeln, daß wir keinen Himmel und keine Hölle mehr haben? Kopernikus und Galiläi haben glücklicher als die Titanen den Himmel geſtürmt. Die Sterne ſind in der Nähe dunkle Körper wie die Erde, und die Erde iſt in der Ferne ſo leuchtend als die blinkenden Sternelein; der ſternbeſäte Fußteppich iſt weg, wo iſt nun der Thron Gottes aufgeſtellt? Die Hölle haben wir auch nicht mehr. Da meinte man immer, drunten, weit drunten, dort braten und ſieden die Gott-

losen, bis Columbus immer nach Westen steuerte, und jetzt wissen wir, daß da unten auch Leute sind, die gerade so leben wie wir; wo bringen wir nun unsere Frommen und unsere Gottlosen unter?"

„Jungfrow Olympia," antwortete Spinoza, „waren Sie nicht am letzten Freitag ganz mit mir einverstanden, als ich Ihnen erklärte, daß die Aeußerlichkeiten dieser Dinge mit Recht gefallen sind, und man doch den Begriff derselben festhalten kann? Jene Erhebung des Geistes, wo man aus der Harmonie seiner selbst übergeht und eingreift in die allgemeine Harmonie, in das Wesen Gottes, nennen Sie es, wenn Sie den Ausdruck so sehr lieben, meinetwegen den Himmel und seine Seligkeit; jenes Hinausgerissen-Sein aus sich selbst, nirgends in sich einen Halt und nirgends nach außen eine Handhabe, im Widerspruche mit den Gesetzen seiner naturgemäßen Bestimmung, von den kleinsten Schwankungen erschüttert, ohne jenes Bewußtsein eins zu sein mit dem All, giebt's eine schreckensvollere Hölle?"

„Wohl," entgegnete Olympia, „aber meine früheren Begriffe waren mir doch lieber."

„Das glaub' ich," sagte Oldenburg, „man kann sich solchen metaphysischen Begriffen nicht an den Hals werfen; daran ist aber Freund Spinoza nicht schuld."

Oldenburg hatte keinen Doppelsinn in seine Worte legen wollen, und doch machten sie fast einen solchen Eindruck. Olympia erröthete; eine kurze Pause trat ein, doch schnell suchte die Betroffene den Faden des Gesprächs wieder aufzunehmen.

„Sie glauben kaum," begann sie, „wie namenlos unglücklich ich war, da ich als Kind von zehn Jahren — ich verbitte mir, daß Sie nachrechnen, wie lange das her ist — zum ersten

Male erfuhr, daß es keinen Himmel gebe, und daß ſich die Erde ſtets im endloſen All herumdrehe; es war mir, als ob ich mein Leben auf Händen trüge und es jeden Augenblick könnte fallen laſſen. Ueber die Bewegung der Erde beruhigte mich mein Vater bald, aber den Himmel kann ich noch nicht verſchmerzen. Es war doch ſchön, als er noch ein feſtes Gewölbe war, und jetzt iſt das blaue Rund nichts als eine Lichtbrechung, das Blau des Himmels nichts anderes als das Blau ferner Berge, erzeugt durch die Beleuchtung von der einen und den Hintergrund dunkler Körper von der andern Seite. O unſer ſchöner blauer Himmel!"

Spinoza gedachte bei ſich jenes Schmerzes nach dem Tode ſeines Oheims Immanuel; es war ein eigen anſprechendes Gefühl für ihn, daß Olympia in ihrer Weiſe faſt die gleichen Kämpfe hatte beſtehen müſſen wie er. Oldenburg übernahm es für ihn zu antworten:

„Ich bedaure herzlich," ſagte er, „daß Sie der reizenden Hoffnung beraubt ſind, einſt Ihre metallvolle Stimme im Chore der Engel ertönen zu laſſen, und mit Flügelein auf dem Rücken, die in allen Farben des Regenbogens ſchillern, zur Kurzweil den lieben langen Tag Hoſianna und Halleluja zu ſingen."

„Die Botſchafter des Himmels bedienen ſich doch keiner ſolchen verbrauchten Schmeicheleien, wie die Geſandten der Hanſeſtädte," erwiederte Olympia raſch, und zu Spinoza gewendet fuhr ſie fort: „Sehen Sie, ich kann Ihnen aus der Nähe ein Beiſpiel anführen, welch eine gute Herberge der alte Himmel iſt. Meine Couſine Cäcilie — die heute ungewöhnlich lange in der Meſſe bleibt — war die Braut meines Bruders Cornelius, nun er todt iſt, ſieht ſie mit Freuden ihre Reize wegſterben, denn

ihr tägliches Gebet iſt, daß es Gott gefallen möge, ſie bald im Himmel mit ihrem Bräutigam zu einen. An ſeinem Geburtstage ſchreibt ſie jedesmal an ihn, erzählt ihm genau ihre Schickſale vom letzten Jahre, und freut ſich, daß nun wieder ein Jahr um iſt an der langen Friſt, bis zu ihrer endlichen Vereinigung. Es iſt mir oft unheimlich, mit ihr umzugehen, es iſt mir, als ob ich eine Schlafwandlerin vor mir hätte, die durch einen unvorſichtigen Ruf von mir plötzlich von ihrer ſichern Höhe herabſtürzen könnte."

Cäcilie trat ein, in tiefe Trauer gehüllt, die ſie ſeit dem Tode ihres Bräutigams nicht abgelegt hatte; aus der landesüblichen ſchwarzen Faille, die auf dem Scheitel befeſtigt, über den ganzen Körper herabhing, blickte ein blaſſes edel geformtes Geſicht hervor, auf welchem Kummer und Schmerz ſich heimiſch gemacht; die müden Augenlider ſenkten ſich über die blauen Augen, deren Feuer faſt erloſchen war. Jener peinliche Schreck, der ſich einer Geſellſchaft bemächtigt, wenn eine Perſon, von der gerade geſprochen wurde, plötzlich in dieſelbe tritt, ſteigerte ſich hier noch durch die Eigenthümlichkeit der Erſcheinung Cäciliens, die mit dem Roſenkranze in der Hand und der frommen Dulderſmiene im Angeſichte einer verklärten Büßerin ähnlich ſah. Olympia ärgerte ſich im Stillen — was die beiden Freunde bei ſich ſchon getadelt hatten — daß ſie die Geheimniſſe einer gebrochenen Seele hier ſo unverhohlen preisgegeben hatte. Niemand konnte das Wort finden, mit dem man das Geſpräch ſchnell wieder auffaſſen konnte; ſelbſt Oldenburg, ſonſt der abgeſagteſte Feind aller Gramverzehrungen, konnte ſich eines gewiſſen Schauers nicht erwehren, während er Cäcilie betrachtete. Dieſe fühlte indeß die veranlaßte Störung und entfernte ſich bald mit der Entſchuldigung, einen Beſuch vergeſſen zu haben.

„Ich beneide Cäcilie oft um die Seligkeit ihres Glaubens,“ sagte Olympia.

„Die könnten Sie sich auch aneignen,“ erwiederte Spinoza.

„Nein, ich kann nicht,“ entgegnete Olympia heftig, „ich klagte mein Unglück einst meinem Oheim Bonifacius, der hier Priester bei St. Johann war; er rieth mir die Bibel zu lesen, ich that's, und es half nichts. Er sagte mir stets, ich müßte sie mit gläubigem Sinne lesen, aber den suchte ich ja erst in ihr, und wenn ich ihn schon hätte, brauchte ich die Bibel gar nicht. Es ist mir oft so bang und schwer, wenn ich mir bewußt werde, wie ich den Zusammenhang und Gang der Welt so gar nicht begreifen kann.“

„Ich glaube, Carteſius könnte Sie von Ihren Zweifeln erlöſen.“

„Oldenburg, du wirſt ja ein eifriger Freiwerber für deinen philoſophiſchen Kriegsmann,“ ſagte Spinoza, „meinſt du, Jufrow Olympia könnte ſich mit der Anſicht vereinigen, daß Seele und Körper jedes ein ſelbſtändiges Weſen iſt, die einander nicht folgen würden, wenn nicht der unaufhörliche Beiſtand Gottes ſie zuſammenkoppelte und zum gegenſeitigen Gehorſam zwänge?“

„Das wäre ja ein zuſammengejochtes Paar, wie Frau Gertrui Ufmſand die unfreiwilligen Ehen nennt, die haſſ' ich für den Tod.“

„Sprich es unverhohlen aus, findeſt du denn Carteſius Lehre ſo durchaus ungenügend?“ fragte Oldenburg.

„Es iſt nicht meine Art, die Fehler Anderer aufzudecken.“

„So ſage uns einfach poſitiv deine Löſung des ewigen Problems.“

„Das ist nicht so leicht gethan; Regeln, die auf äußere Thaten abzwecken, lassen sich leichter in Positionen fassen als die Denkprozesse.“

Erst nach langem Widerstreben erklärte Spinoza:

„Der Zusammenhang, in welchen Cartesius seine beiden Substanzen durch eine verbindende dritte gebracht hat, ist nur ein äußerlicher; es kann aber nicht zwei vollkommen selbständige und unabhängige Wesen neben einander geben, denn wo das Eine aufhört, fängt das Andere an, sie treten in ein Verhältniß, in das bestimmte Verhältniß der Begrenzung und Negation zu einander, eines hebt somit die absolute Selbständigkeit des andern auf. Es kann aber auch nicht zwei gleich vollkommene Wesen neben einander geben, denn: sind sie total oder theilweise ungleich, so ist keines derselben vollkommen, weil jedem Einzelnen gewisse Vollkommenheiten des Andern abgehen, sind sie total gleich, so sind sie eines. Somit können wir als vollkommen und absolut selbständige Substanz nur Eine denken, und die ist: Gott — Geist und Materie, Denken und Ausdehnung im All sind nur zwei besondere Aeußerungsarten des einen und selben Wesens.“

„Ist also Gott?“ fragte Olympia.

„Nur Gott ist, der Begriff Gottes schließt das Sein eben so nothwendig in sich, als der Begriff eines Dreiecks in sich schließt, daß die Winkel gleich seien zweien rechten.“

„Können wir also von Gott einen eben so klaren Begriff haben, als von einem Dreieck?“

„Fragen Sie, ob wir von Gott einen so klaren Begriff haben können als von einem Dreieck, so antworte ich mit Ja; fragen Sie, ob wir ein so klares Bild von ihm haben können, so antworte ich mit Nein. Er ist die Unendlichkeit aller Eigen-

ſchaften als eines gedacht, wir erkennen ihn aber nur aus einzelnen Manifeſtationen, die wir auf ihn als den Mittelpunkt zurückführen; dieſen Mittelpunkt ſelber aber als ſolchen können wir nicht erfaſſen, und ihn nicht durch eine Vorſtellung vollkommen erſchöpfend darthun. Die Worte: einer und einzig, mit denen man Gott als die allein beſtehende Subſtanz bezeichnen könnte, ſind immer noch aus menſchlichen Vorſtellungsarten genommen. Gott iſt eine incommenſurable Größe, die keine Beziehung zu einer andern haben kann, weil nichts außer ihr iſt; „einer und einzig", wenn auch blos in ihrer Ausſchließlichkeit gefaßt, ſetzen doch noch immer ein Verhältniß zu einem andern voraus."

„Steht alſo Gott auch in keinem Verhältniß zu Natur und Geſchichte?"

„Nichts iſt, was nicht in ihm und aus ihm iſt, Alles was geſchieht, thut er, alles was iſt, iſt er; es wandelt nur die Form, das Ewige, Unendliche iſt ſtets daſſelbe."

„O das iſt herrlich," rief Olympia. „Die reine kindliche Freude an der Natur mit ihren verſteckten lachenden Gottheiten, wie ſie die Alten hatten, vermählt ſich hierin ſo ſchön mit jenem Schauerlichen, Kniebeugenden, das Juden und Chriſten bei ihrer Naturbetrachtung haben; in uns ſelbſt wohnt Gott, von den Purpurlippen der Roſe, aus den beſcheidenen Augen des Veilchens, in den ſchmelzenden Tönen der Nachtigall ſpricht derſelbe Geiſt, der auch in mir wohnt, ſie kennen und ſehen und hören mich, wie ich ſie ſehe, wir ſind eins. Ja ich glaube, daß auch die unbelebten Gegenſtände das haben was wir ein eigenes Leben, eine Seele nennen und nicht faſſen können. Ein ungeſchickter Stümper kann eine Flöte verblaſen, wie man es nennt, ſie giebt den Ton nicht mehr rein und man merkt auch nicht die kleinſte Veränderung an dem

Stoffe, ihre Pſyche iſt verletzt; nur ein geſchickter Meiſter kann durch bedachtſame gerechte Behandlung ihr wieder den rechten Ton entlocken, und man merkt wiederum keine Veränderung an dem Stoffe. Ach, und eine Menſchenſeele kann gerade ſo verſtimmt werden, und ſie freut ſich, wenn ihr wieder der rechte Ton entlockt wird."

Es war ſchwer, nach dieſer Abſchweifung, die doch ſchließlich ein beſtimmtes Ziel hatte, auf die gerade Bahn des allgemeinen Denkens zurück zu führen. Oldenburg wollte den ungewöhnlich mittheilſamen Freund dabei feſt halten, und nach ſeiner eigenthümlichen Weiſe ſuchte er ſich zuerſt des Bundesgenoſſen zu verſichern und ihn zu gleichem Schritthalten zu vermögen. Er wendete ſich deshalb an Olympia indem er ſagte: „Frauen wollen nicht gerne eine Darſtellung, die nicht in Bildern gegeben iſt, hierin ſind ſie oft den Kindern ähnlich. Wenn die Philoſophie aber mit einer Kunſt zu vergleichen iſt, ſo wäre es wol nicht die Muſik, ſondern eher die Plaſtik. Ja, lächeln Sie nur. Die Begriffe ſind kalt und farblos wie der Marmor, die Gebilde des Meißels wie des abſtrakten Denkens ſind nicht Porträts dieſer und jener beſondern Geſtaltung, ſie heben ſich um ſo höher, je mehr ſie typiſch werden, dort der ſchöne Menſch, hier der wahre Menſch. Der Philoſoph iſt Plaſtiker, ſo paradox das klingen mag."

Auch Olympia war bereit wieder einzulenken, ſie wendete ſich aber nicht an Oldenburg, ſondern an Spinoza und ſagte: „Verſchiedene Wege führen nach Rom, auch nach dem Rom des allein frei machenden Denkens. Jeder verarbeitet ſich das Gegebene nach Gewohnheit und Bedürfniß. Ich will Ihnen beweiſen, daß ich Sie verſtehe. Wenn Sie ſagen: wir hätten von

Gott einen ebenso klaren Begriff aber kein so klares Bild wie von einem Dreieck, so übersetzte ich mir das so: Es giebt keinen reinen Ton, in jedem einzelnen Ton sind verschiedene, nicht nur im Anschlag, Anschwellen und Ausklingen. Wir könnten den reinen Ton gar nicht vernehmen, er wäre uns zu fein, und ebenso können wir uns von der reinen Idee Gottes nur einen Begriff aber kein Bild machen."

Lächelnd sagte endlich Spinoza:

„Ich wollte nur noch ausführen, daß, obgleich wir uns eins fühlen mit dem All, so sind die Stufen des Bewußtseins von der innewohnenden göttlichen Kraft doch unendlich verschieden. Vor Allem müssen wir aber jenen Menschenstolz ablegen, der Alles um sich her als Mittel und sich allein als Selbstzweck ansehen will, der Allem nur so viel Geltung beimißt, als er Beziehungen zu ihm, dem vermeintlichen Mittelpunkte, daran entdeckt. Alles in der Welt ist Mittel und Selbstzweck zugleich."

„Ich aber bleibe bei der Fahne meines Generalissimus," unterbrach ihn Oldenburg, „und frage dich: ist das nicht blos ein verfeinerter Materialismus, auf den du zurückkehrst?" —

„Wäre er vernunftgemäß, so wäre er gerechtfertigt; aber ich komme zu ganz anderem. Die allein und ausschließlich bestehende Substanz, die mir als allein vernünftig denkbar bleibt, ist nicht der rohe Klumpen, der allerdings auch nicht aus ihr ausgestoßen ist, ich materialisire nicht den Geist, ich vergeistige nur die Materie."

„Wie erklärst du aber mit dieser ewig einen Substanz den Uranfang des Weltdaseins?"

„Der Begriff von Ursache und Wirkung ist der uns unmittelbar inwohnende und der mit äußerer Evidenz erkannte;

geh' nun in der Reihe von Wirkungen und Urſachen zurück, ſo mußt du am Ende bei einer erſten Halt machen, dieſe erſte kann nicht Folge einer andern ſein, ſie trägt den Grund ihres Daſeins in ſich, iſt Urſache und Wirkung in der urſprünglichſten Unmittelbarkeit, iſt Gott in ſeiner Offenbarung als Welt. Der Anfang der Welt iſt zugleich der Anfang Gottes ſelbſt, das eine iſt ohne das andere nicht denkbar, die Welt iſt die einzige Aeußerungsart des Gottesdaſeins. Hat Gott die Kraft in ſich, die Welt zu ſchaffen, ſo muß er ſie ſchaffen, denn in ihm wohnt keine Kraft, die nicht unmittelbar heraustrete als That; eine in ſich verſchloſſen ruhende Kraft wäre eine Unvollkommenheit, die wir Gott als dem Inbegriff aller Vollkommenheiten nicht zuſprechen können. Es kann weder ein zufällig oder willkürlich äußerer, noch auch ein derartiger innerer Beweggrund ſein, der dieſe Kraft in die Wirkung überſetzte; ein äußerer nicht, denn Gott, als Complex aller Vollkommenheiten, muß abſolut unabhängig und einer äußern Anregung nicht blosgeſtellt ſein, es kann aber auch kein innerer, als Act der bloſen Willkür ſein, denn könnte Gott etwas ſo oder anders wollen, ſo könnte er ja auch etwas Unvollkommenes wollen, was ſeinem Weſen widerſpricht; er kann nur das Vollkommene wollen, und ſein Wille iſt die That, ſomit iſt Alles in ihm ein nothwendiges. Gott hat die Welt in ſich und iſt in ihr, Gott und Welt ſind gleich ewig. Freilich, die ſich Gott als etwas über der Welt, im leeren Raume (den es gar nicht giebt) Schwebendes gedacht haben, denen war Gott vor der Welt, er ſchuf ſie aus dem Nichts und ſchwebt noch über ihr im Himmel; aber das ſah man längſt ein, daß aus dem Nichts nicht ein Etwas werden kann, und man mußte ſogar ſeine Zuflucht zu den abenteuerlichſten Emanationstheorien nehmen; da

bleibt aber die Welt stets nur Etwas, das Gott von sich losgeschält hat, das er überwacht und in das er von Zeit zu Zeit von Oben hereingreift, und so werden nach dieser Vorstellungsweise die Wunder, als Thaten, in denen Gott den einmal festgesetzten Gang der Natur aufhob, seine eigentlichen Manifestationen; Wunder gab es aber nur, so lange man daran glaubte, unsere Zeit hat keine mehr, und so wären wir denn von Gott verlassen? Das wären wir allerdings, wenn diese Ansicht die richtige wäre, sie ist es aber nicht, denn Gott ist nicht die äußerliche, sondern die der Welt selbst inwohnende Ursache des Weltdaseins, in ihm ist Alles ein Act der freien Nothwendigkeit, Alles." —

„Sehen Sie, ach sehen Sie, da fliegt ein weißer Rabe!" rief Olympia an's Fenster springend, auch Oldenburg stand auf, um zu sehen, was sie zu diesem unzeitigen Scherze veranlaßt hatte, nur Spinoza blieb sitzen, er lächelte ruhig, Olympia aber konnte sich vor Lachen kaum halten.

„O Staatsweisheit," sagte Spinoza, „die nicht merkt, daß ich hier einer Mißheirath zwischen zwei königlichen Begriffsfamilien angeschuldigt werde; aber setz' dich nur wieder, ich will dich rächen an der Spötterin. Ich habe jenen Ausdruck mit Bedacht gewählt; sagen Sie mir: was ist nothwendig?"

„Ich habe die Firmelung schon längst erhalten, und sollte also nicht so direct mir meinen Catechismus abfragen lassen; doch, nothwendig ist Alles, was sein muß."

„Nur halb gefaßt; Alles, was ohne innern Widerspruch mit seiner eigenen Natur nicht anders als sein muß, das ist nothwendig; daß in Gott keine schlummernde Kraft gedacht werden kann, habe ich Ihnen so eben gezeigt, und Alles, was er thut und ist, thut und ist er aus innerer Nothwendigkeit, aber auch

frei, denn frei iſt: aus ſich ſelbſt heraus, von keinem Dinge außer oder neben ihm, beſtimmt zu werden; Gott aber, außer dem Nichts iſt und der nur ſtets aus ſich ſelbſt heraus will, handelt ſtets nach vollkommener Freiheit; ja ſelbſt die Menſchen ſind nicht (wie man gewöhnlich glaubt) dann frei, wenn ſie gegen die Geſetze ihrer Natur handeln, denn hier iſt es immer nur ein Aeußeres und nicht ihre eigenſte Natur, der ſie gehorchen; nur dann ſind ſie wahrhaft frei, wenn ſie der Nothwendigkeit, oder nennen Sie es lieber den Geſetzen ihrer Natur, folgen, denn da ſind es wieder nur ſie ſelber, denen ſie gehorchen."

„Noch ſtellt ſich mir hier eine Frage auf," erwiederte Olympia, „Gott, der ſeine Geſetze oder ſeine Nothwendigkeiten aus ſich ſelber hat, der iſt in all' ſeinem Handeln frei, aber die Menſchen, die den Grund und die Geſetze ihres Handelns von Gott erhalten haben, die handeln nach dem allgemeinen Willen und wären alſo nicht frei?"

„Das einzelne Wollen iſt von dem allgemeinen Willen eben ſo verſchieden, wie der Peter und der Paul von der Menſchheit: ſie beſtehen und handeln für ſich im Einzelnen frei, obgleich ſie im Allgemeinen unter den Begriff und die Geſetze der Menſchheit fallen, von denen ſie ſich nicht anmaßen können, daß ſie in ihnen vollkommen repräſentirt werden. Wer es ſo weit gebracht hat, daß ſein einzles Wollen unmittelbar mit dem allgemeinen Vernunftgeſetze eins iſt, ſo daß er ſich ſelber dazu beſtimmt, zu was ihn ſeine Natur und ein nur ſcheinbar äußerliches Geſetz beſtimmt hat, der lebt in Gott und iſt der höchſten Glückſeligkeit theilhaftig."

„Dadurch, daß aber Alles innerhalb der Grenzen und nach den Geſetzen des allgemeinen oder göttlichen Willens geſchieht,

wäre ja das Böſe eben ſo nothwendig als das Gute, und die es üben, nicht zurechnungsfähig, alle müßten daher glückſelig werden. Es iſt alſo eine Lüge, wenn es in der Schrift heißt, Gott beſtrafe die Böſen? Das Böſe iſt ſomit ja auch nothwendig, und warum ſchuf es Gott?"

„Wenn es in der Schrift alſo heißt, ſo iſt es, weil ſie die Menſchen keine Philoſophie, ſondern nur Gehorſam und rechtſchaffenen Lebenswandel lehren will, und ſich daher der gewöhnlichen Ausdrucksweiſe anbequemt. Gott ſchuf aber das, was wir nach unſeren gewöhnlichen Begriffen Unvollkommenheiten nennen, weil er, mit einem Worte, den Stoff hatte, Alles zu ſchaffen, von der höchſten bis zur niedrigſten Stufe der Vollkommenheit, oder eigentlicher geſprochen, weil die Geſetze ſeiner Natur ſo umfaſſend ſind, daß ſie zur Schöpfung alles deſſen, was nur von einem unendlichen Verſtande begriffen werden kann, ausreichten. Die Menſchen können wegen ihrer Thaten entſchuldigt werden, und deßhalb doch der Glückſeligkeit ermangeln und mit vielem Kreuz und Elend heimgeſucht werden. Ich antworte mit Paulus," fuhr Spinoza mit herbem Tone fort, „Sie handeln ihrer Natur nach wie die Schlangen und müſſen dennoch ausgerottet werden wie die Schlangen. Wer durch einen Hundsbiß wüthend geworden iſt — iſt er nicht zu entſchuldigen? und doch thut man Recht daran, wenn man ihn brennt; wer ſeine Begierden nicht bezähmen und aus Achtung vor dem Geſetze bezwingen kann, iſt wegen ſeiner Schwäche zu entſchuldigen, und doch kann er jener Seelenruhe, jener Erkenntniß und Liebe Gottes — die allein die wahrhaften Güter ſind — ſich nicht erfreuen, es liegt in der Nothwendigkeit, daß er zu Grunde gehe."

„Du ſprichſt von der Liebe Gottes," fiel hier Oldenburg

ein, „von der, die wir zu ihm haben, und von der, die er uns angedeihen läßt; wenn, wie du gezeigt haſt, Gott Alles aus Nothwendigkeit thut, ſo thut er nichts aus Liebe, und weil er Alles thun muß, wenn er nicht ſein eignes Sein aufgeben will, kann er unſere Liebe nicht anſprechen und wir ſie ihm nicht bieten."

„Das iſt ein ſchöner Einwurf," entgegnete Spinoza, „muß denn die Liebe etwas der Natur Widerſprechendes oder Willkürliches ſein, um ſelbſt als ſolche gelten und Gegenliebe ernten zu können? War das keine Liebe, die dein Vater gegen dich hegte, und liebteſt du ihn weniger, weil er dich ſeiner innerſten Natur nach lieben mußte? Was man im gewöhnlichen Leben die Wunder der Liebe nennt, iſt hervorgegangen aus jener innern und ſomit an ſich freien Beſtimmung, aus jener höchſten Nothwendigkeit, die in unſere Natur geſetzt iſt, und das iſt die wahre Liebe mit dem unauslöſchlichen Stempel der Göttlichkeit. Jede äußere That, jede Arbeit, jedes Kunſtwerk iſt um ſo vollendeter und freier, je weniger Willkürlichkeit dabei vorwaltet, je durchſichtiger das innewohnende Geſetz geworden iſt und ſie als freies Naturprodukt erſcheinen läßt. Die Erkenntniß deſſen, was ein Jedes aus ſich heraus will oder eigentlich ſoll, das iſt Erlöſung, und darum iſt die Liebe zu Gott die höchſte Erlöſung, oder wie ich es nennen möchte, die höchſte Glückſeligkeit."

Olympia war den beiden Freunden nur äußerſt mühſam und ungerne bis zu jenen Eisregionen der metaphyſiſchen Betrachtung gefolgt, wo keine Blume mehr ſproßt, kein Vogel mehr ſingt, und Alles drunten in den Nebel der Allgemeinheit gehüllt iſt; ſie bewunderte und verehrte die Geiſtesmacht Spinoza's, der ſie bis hieher trug, und ſie einen Blick in die Un-

endlichkeit thun ließ, aber es war ihr doch unheimlich hier über den Wolken, denn der Weg bis zu ihrer Orgel, ihren schöngereihten Büchern und ihren munteren Kanarienvögeln lag so weit fernab; da trafen sie diese Worte Spinoza's wie ein Gruß aus freundlicher seliger Heimath. Jetzt bangte ihr nicht mehr vor diesem himmelstürmenden Heldengeiste, denn wer solche Worte spricht, der kennt die Liebe. Ihre Wangen glühten, ihr leuchtendes Auge blickte starr vor sich hin, ihre ganze Seele war tief erregt. Die beiden Freunde merkten es nicht, denn sie stritten über den ununterbrochenen und unauflöslichen Zusammenhang im ganzen All; endlich sah Spinoza auf Olympia, auch sie sah auf, ihre Blicke begegneten sich.

„Wo waren Sie jetzt wieder?" fragte Spinoza mit mildem Vorwurfe.

„Ach! überall," antwortete Olympia wie erwachend.

„Aber nur nicht bei uns," sagte Spinoza; er ahnte nicht, wie sehr diese Worte Olympia verwundeten.

„Hier habe ich wieder einen deutlichen Beweis", triumphirte Oldenburg, „daß Körper und Seele zwei vollkommen selbständige Wesen sind; Ihre Seele schweifte weit weg in entlegene Gebiete und vergaß ganz, daß Sie eigentlich hier bei uns sind."

„Wenn Sie alle Ereignisse des Moments so schnell für Ihr Interesse einfangen, so gratulire ich den Einwohnern der guten Stadt Bremen zu ihrem Gesandten."

„Beruhigen Sie sich," sagte Spinoza, „er wollte sich nur für den weißen Raben rächen, es ist ihm nicht Ernst."

„Allerdings ist mir's Ernst, solche aus der nächsten Umgebung gegriffene Beispiele wahren am besten gegen vage Spekulation."

„Die ſogenannten praktiſchen Beweiſe haben leicht etwas Zorniges, ja Fanatiſches,“ entgegnete Spinoza lächelnd. „Ich habe nur geſagt, daß Geiſt und Körper inſofern unzertrennlich und gegen einander unſelbſtändig ſind, daß ſie beide nur als verſchiedene Ausdrucksweiſen des einen und ſelben Weſens angeſehen werden können; der Geiſt wird weder durch den Körper noch dieſer durch jenen begrenzt. Noch Niemand hat erforſcht, was der Körper allein ohne den Geiſt vermöchte und durch welche Mittel der Geiſt den Körper in Bewegung ſetzt, ja es giebt eine große Anzahl von Ideen, von denen wir beſtimmt wiſſen, daß eine gewiſſe Anlage des Körpers dazu erforderlich iſt. Reden und Schweigen ſelbſt, die man als das Privilegium des Geiſtes anſehen und daraus ſeine unmittelbare Alleinherrſchaft darthun will, beweiſen nichts, denn im Schlafe und im Rauſche redet man ohne freie Willensbeſtimmung durch den Geiſt; ein freies Denken, weit über unſere bloſe körperliche Sphäre hinaus, findet immer ſtatt, ohne daß dadurch eine ſelbſtändige Trennung vom Körper eintrete.“

„Eigentlich ſollte ich mich nicht gegen deine Anſicht ſtemmen,“ ſagte Oldenburg, „dieſe gleiche Berechtigung, und ſo zu ſagen gleiche Göttlichkeit von Seele und Körper, trifft mit einer Lieblingsidee von mir zuſammen; es war mir ſtets zuwider, wenn ich die Phraſe hören mußte: das Fleiſch gelüſtet wider den Geiſt. Dieſer Helotenſtand unſers Körpers mit der gottgefälligen Abtödtung der Satansnatur unſeres Leibes, kann, conſequent durchgeführt, wie bei den Hindu's, den Selbſtmord nicht nur entſchuldigen, ſondern ſogar als höchſte Moralpflicht darſtellen.“

„Paradox, ſehr paradox,“ ſagte Spinoza: „der Selbſtmör-

der bleibt unter allen Umständen ein Geistesschwächling, da er sich von äußerlichen Dingen, die sich mit seiner Natur in Widerspruch gesetzt haben, so ganz und gar darniederdrücken läßt. Von der untersten Stufe des natürlichen Daseins bis höher hinauf ist das Grundbestreben eines jeglichen Wesens: sein Dasein zu erhalten, und dieß auf vernunftgemäße Weise, d. h. wie uns die Natur angewiesen, zu thun, das ist Tugend. Es ist dies kein egoistisches Prinzip, denn jenes Selbsterhalten ist nicht möglich ohne die entsprechende Erhaltung anderer. Was von außen unserer Natur und dem Selbsterhaltungstriebe entspricht, ist gut, um so mehr was in unserer Natur selbst liegt; man muß natürlich hiebei stets streng im Auge behalten, daß nur die wahre Erkenntniß Gottes und unserer Natur das wahre Gut ist, und daß wir hierauf unsern Lebenszweck richten müssen. Gut und böse an sich betrachtet ist nichts Positives an den Dingen (was ja auch gewissermaßen die Parole deines Generals ist), es sind nur verschiedene Arten des Denkens oder der Begriffe, die sich daraus bilden, weil wir die Dinge untereinander vergleichen. Ihre Lieblingsbeschäftigung z. B. Jufrow Olympia, die Musik, ist für einen Melancholischen gut, für den Traurigen böse, für den Tauben weder gut noch böse." Olympia wollte widersprechen, aber Spinoza fuhr eifrig fort; „Wir wollen aber bei dem Ideale des Menschen, das wir uns denken, den Ausdruck gut dennoch beibehalten für alles das, wovon wir gewiß wissen, daß es uns jenem Urbilde der menschlichen Natur nähere, und böse, von dem wir gewiß wissen, daß es von demselben entferne. Kein Mensch, der Dieb, der Mörder, der Wollüstling, Niemand will das Böse, weil es böse ist, sondern in dem Momente, als er eine Missethat begeht, hält er's als gut für seine

Selbsterhaltung, für Mehrung und Verbesserung seines eigenen Wohls, und ist nur in dieser Verirrung, da er seinen Leidenschaften folgt, den Gesetzen seiner Natur untreu geworden. Der freie Mensch, d. h. der, wie er unmittelbar aus der Hand Gottes oder der Natur hervorgegangen ist, kennt die Begriffe von gut und böse noch nicht; er handelt in Allem nach der unmittelbarsten Eingebung seines Naturgesetzes; erst dann, wenn der Zwiespalt zwischen Wünschen und Bedürfnissen mit den Forderungen seiner Natur eintritt, und wenn er durch den Hinzutritt anderer über diese hinaus will, tritt die Erkenntniß zwischen gut und böse und das Böse selber ein. Der Zwiespalt ist da, da er durch ein anderes, ihm von außen entgegengestelltes Wesen sich bestimmen läßt, und nicht mehr allwege in der Freiheit seiner eigenen Gesetze handelt; der Zwiespalt liegt auch darin, daß er zur Erfüllung seiner Naturgesetze einer Einigung mit dem äußern Gegenstande bedarf. Der freie, unabhängige Mensch als der uranfängliche, kennt den Unterschied von gut und böse nicht, er handelt stets nach innerer Einheit und Freiheit; mit der Gesellschaft trat der Zwiespalt, die Sünde und die Geschichte ein. Unser höchstes Ziel muß es bleiben, uns wieder rückwärts dieser Freiheit und Selbständigkeit einzuverleiben, ohne die einmal daseiende Gesellschaft aufzuheben; im Gegentheil, nicht in der Einsamkeit, sondern im Staate, wo man nach gemeinsamer Uebereinkunft lebt, sind wir mehr frei. Wir müssen uns wieder auf jenen Standpunkt der innern Freiheit zurückführen, wo es uns gegeben ist, die Gesetze Gottes d. h. unserer Natur zu kennen und aus innerer Nothwendigkeit ihnen zu folgen; das war auch das reine Streben Jesu Christi, die Menschheit wieder zurückzuführen zu der ursprünglichen Freiheit ihrer Gesetze, in die

natürliche Einheit mit denſelben. Darum war er, nach ſeinen Worten, nicht gekommen um das Geſetz aufzuheben, ſondern um es zu erfüllen."

Spinoza hatte abſichtlich alle Einzelheiten vermieden, die zu einer Ablenkung Veranlaſſung geben könnten, aber Olympia, die ſich wieder gezwungen hatte, der Erörterung zu folgen, fragte jetzt:

„Darf man von Ihren Ideen nicht auch verlangen, daß ſie die Schmerzen der Welt heilen, Kranke und Nothleidende geſund und froh machen?"

„Ich verſtehe nicht was Sie meinen."

„Ich frage Sie: wie erklären Sie nach Ihrer Anſicht das Daſein des phyſiſchen Uebels? das iſt doch etwas Poſitives? Sie haben von dem luſtigen Glasſchleifer Peter Blyning erzählt. Was hat der gute Menſch verſchuldet, daß er Klumpfüße nachſchleppen muß?"

„Sie mengen die Fragen ſo untereinander, daß ich mir erlauben muß, ſie zu trennen. Welchen Troſt hat denn die gewöhnliche Anſicht für den Blyning? etwa: wen Gott liebt, den züchtigt er, oder, wir ſind hier nur Candidaten einer höhern Laufbahn — die Frage bleibt: warum gerade ſeine Candidatur ſo ſehr erſchwert wird? Drüben werde ihm Alles erſetzt, ſagt man; bekäme er aber drüben auch gerade Füße, hier hatte er ſie nicht und hier war der Schmerz um ihren Mangel. Die leichteſte Art, ſich dieſe Fragen vom Halſe zu ſchaffen, iſt zu ſagen: Gottes Wege ſind unerforſchlich. Aber die Löſung dieſer Fragen liegt auf einem ganz andern Gebiete: alle die Begriffe von Vollkommenheit und Unvollkommenheit, von Schönheit und Häßlichkeit, ſind wie die Zweckbegriffe, die wir der Natur unterſchieben,

nicht unmittelbar in derſelben vorhanden, ſondern nur von uns auf ſie übertragen, da wir den Dingen Beziehungen geben, die ſie an ſich nicht haben. Alle dieſe Begriffe entſtehen nur dadurch, daß wir Dinge von derſelben Form und Gattung miteinander vergleichen, und dann Mängel und Fehler entdecken, wo nirgends ſolche ſind; Alles iſt vollkommen, denn jedes Ding darf nur mit ſich ſelber verglichen werden. Irrthum und Verwirrung kommt immer daraus, weil wir die Dinge gerne nach Idealen meſſen, d. h. nach allgemeinen Ideen, die wir überkommen oder uns gebildet haben. Das Ideal oder die reine Idee einer jeglichen Sache darf aber nur aus ihr ſelber, ihrer Weſenheit und ihren Eigenſchaften entnommen werden. Dann hört auch die Klage auf, daß die Welt nicht verwirkliche, was wir ihr zumuthen. Was nicht unmittelbar aus der nothwendigen Natur der wirkenden Urſache folgt, das kommt der Natur eines Dinges nicht zu, und Alles, was aus der nothwendigen Natur dieſer wirkenden Urſache folgt, das muß es nothwendig ſein. Darüber hinaus kann und darf es nicht verlangen, es hat weiter keine Berechtigung und keine Verpflichtung, und auch wir können keinen höhern Maßſtab an daſſelbe anlegen. Dieſer Peter Blyning iſt, an ſich betrachtet, eben ſo vollkommen als der vollendetſte Adonis. Er kann eben ſo wenig verlangen andere Füße zu haben, als er Flügel anſprechen kann, denn der zureichende Grund ſeines Daſeins gilt blos für dieſe Erſcheinung und für keine andere. Finden Sie es unvollkommen, daß der Ochſe ein Ochſe und kein Adler geworden iſt? Auf jeder Stufe des Daſeins iſt es gegeben, ſich zu fühlen und zu finden in der Einheit mit ſich ſelbſt und mit dem All und heiter von ihm getragen und gehoben zu werden, und je nach der Stufe der erlangten Vollkommenheit,

nach Ablegung dieſer Erſcheinung in eine höhere einzugehen. Die Erkenntniß der Uebereinſtimmung oder des Widerſpruchs mit unſerer gegebenen Natur, der Glaube, daß dieſe Erkenntniß uns gegeben iſt, die man als bloßes Naturgefühl Gewiſſen nennt — "

„Das Gewiſſen iſt ein Strumpf, der ſich nach dem Fuß zieht; der Wilde ſchlägt ſeinen Vater todt, wenn er alt und gebrechlich iſt, und hält das für Gewiſſenspflicht; den Juden klagt ſein Gewiſſen an, wenn er Schweinefleiſch genießt, und der Katholik ſchlägt ſich auf die Bruſt, wenn er die Meſſe verſäumt hat." So ſprach der alte van den Ende, der hier plötzlich eintrat. Spinoza antwortete mit Ruhe, daß man ein Gewiſſen nicht wegräſonniren könne; jenes unvermittelte, im bloßen Gefühl ruhende Gewiſſen, das man mit allerlei Aeußerlichkeiten überkleidet habe, müſſe oft Täuſchung zulaſſen, aber jene innere, zum Bewußtſein herausgetretene Stimme, die uns deutlich erkennen läßt, wenn wir den Geſetzen unſerer Natur und denen des allgemeinen Zuſammenhangs entgegengehandelt haben, ſei ſo unleugbar und zuverläſſig als das Wiſſen von unſerm Daſein ſelber.

„Ja, lieber Vater," ſagte Olympia, „ich werde Herrn von Spinoza ewig dankbar ſein für die vielen und großen Ideen, die er uns ſo eben mitgetheilt hat." Sie erklärte nun ihrem Vater die Grundzüge des eben Beſprochenen; Spinoza hatte hin und wieder einiges zu ergänzen, im Allgemeinen aber empfand er eine unnennbare Freude, als er erkannte wie Olympia ſo ganz in das Grundweſen ſeiner Anſchauungsweiſe eingegangen war; dieſe Freude blieb ihm jedoch nicht lange ungetrübt, denn das Lachen des alten van den Ende verdroß ihn ſehr.

„Erinnert Ihr Euch noch des heiligen Chriſtoph im Narren-

tempel zu Mailand, von dem ich Euch einst erzählte?“ sagte er, „der paßt ganz gut zu Euch, das war auch so ein Stück Gott, ha, ha, ha! das ist doch auch wieder einmal etwas Prächtiges zum Lachen.“

Spinoza's ganze Seele empörte sich bei diesen Worten. Spott ist die giftigste Natter, welche die Lebenskeime eines werdenden Charakters oder einer werdenden Idee tödten kann; unser Philosoph war aber schon genugsam erstarkt, um mit leichter Mühe alle die spitzen Pfeile, die van den Ende gegen seine Spekulationen losschnellte, unversehrt aufzufangen und hinweg zu schleudern.

Spinoza fühlte sich seltsam betroffen als ihm Olympia bei'm Abschiede sagte: „Ich bin nun doch dem Regen dankbar, daß er uns in die vier Wände bannte. Ich glaube, daß solche Gedankenverbindungen, wie Sie uns gaben, gar nicht in der freien Natur entstehen oder laut werden könnten; Farbe, Klang und Duft würden dagegen protestiren, da muß man allein in sich zu Hause sein. Die griechischen Weisen kamen auch nicht dahin, weil sie im Freien lebten und lehrten. Kommen Sie morgen auf unsere Buite, Sokrates und Plato in grünen Büschen warten auf Sie.“

Spinoza hatte nicht Zeit zu erklären, welch einen eigenthümlichen Wiederhall dieser Ausspruch in ihm erweckte, denn er erinnerte sich, wie auch die Rabbinen bestimmen: „Daferne zweie mit einander gehen und über die Offenbarung (der Thora) sprechen und einer sagt: siehe wie schön ist das Feld, wie schön ist dieser Baum — der hat eine Todesschuld begangen.“

Verlangt das höchste Denken ein Abschließen von der Welt?

Die beiden Freunde verließen schweigend das Haus; vor demselben begegnete ihnen Cäcilie. „Du mußt auch sagen: wer es fassen mag, der fasse es“ (Matth. 19, 12) sagte Oldenburg; Spinoza drückte ihm die Hand und trennte sich von ihm.

Er mußte, jetzt, nach solchen Erörterungen, in die Synagoge gehen.

17. Proſelyten.

De lagchlust hieß die Inſchrift über dem Eingange an dem Landhauſe van den Ende's mit den friſch angeſtrichenen Thüren und Fenſterläden vor dem Utrechter Thore; es war beſcheiden und anmuthig und zeigte im Anbau des Gartens, in Spaliergewächſen, reichen Blumenbeeten und ſchattigen Büſchen den Charakter der Holländer, die, bei der Entbehrung landſchaftlichen Reizes durch Gebirge, vermittelſt erhöhter Cultur dem Boden eine ſinnige Schönheit verleihen.

Wir treffen unſere bekannte Geſellſchaft endlich auch einmal hier im Freien, wo in dunklen Büſchen olympiſche Götter verſteckt waren und vor Allem eine Büſte Demokrits auf einer ſaftig grünen Wieſe den Blick auf ſich zog.

Heute ſchienen Garten und Haus ihrem Namen nicht zu entſprechen, es zeigte ſich nichts von Lachluſt, eine eigenthümlich befangene Stimmung ſchien Alle zu beherrſchen.

Kerkering und van den Ende entfernten ſich in eifrigem Geſpräche in einen abgelegenen Gang, die beiden Freunde gingen neben Olympia und Cäcilie.

Olympia bat Spinoza, nun alle Sorgen zu verſcheuchen, die Krankheit ſeines Vaters ſei ja gewiß unbedeutend, er ſolle ſich nur dem freudigen Naturgenuſſe hingeben. „Ihr König Sa-

lomo," fuhr sie fort, „muß doch recht glücklich gewesen sein, der verstand ja der Sage nach die Sprache aller Vögel und aller anderen Thiere, der muß in der Natur gut zu Hause gewesen sein."

„Vielleicht war er darin zu viel zu Hause, und darum sagte er: Alles ist eitel," fiel Oldenburg ein.

„Ich vermisse jenes Talent Salomo's beim Naturgenusse nicht," sagte Spinoza, „mir wäre die Natur zuwider, wenn sie mir ewig all ihr Thun und Lassen vorplauderte und mich nicht auch mir selber überließe." Er hatte diesen Worten durchaus keine entfernter liegende Beziehung geben wollen, und doch sahen sich Oldenburg und Cäcilie verlegen an, als sie dieselben hörten, denn Olympia hatte oft etwas von dem Cathedermäßigen der meisten Docirenden, die gewohnt sind, Lernende in stummer Aufmerksamkeit vor sich zu haben und daher das Erklären und Aufzeigen auch auf die Besprechung übertragen.

Olympia dachte aber nicht im Entferntesten an eine Nebenbeziehung jenes Ausspruches, sie leitete ihn vielmehr auf ihre gestrigen Abschiedsworte zurück. „Ich kann es nicht ertragen," sagte sie, „die Natur allein zu genießen; wenn ich oft im höchsten Genusse der reinen Anschauung mich in alle Welt hinausgetragen fühlte, griff ich oft unwillkürlich nach der Seite, um eine befreundete Hand in stummer Vergessenheit warm zu fassen."

Keine Antwort erfolgte, ein jeder heftete den Blick zu Boden. Oldenburg hatte ebenfalls seit einiger Zeit das Verhältniß, das sich zwischen Olympia und Spinoza gestaltete, aus einzelnen Blicken und Gesprächswendungen entziffert; er war Diplomat genug, um zu glauben, diese aufgefangenen geheimen Botschaf-

ten noch vor der offenen Erklärung zu einer gütlichen Ausgleichung benützen zu können.

„Was sagen Sie dazu," fragte er, „daß die Königin Christine von Schweden Krone und Scepter ihrem Vetter geschenkt hat, nicht um, wie man glaubte, blos mit dem Dichterlorbeer allein, sondern auch bald mit dem Myrthenkranze ihre Stirne zu zieren?"

„Was?" fragte Olympia, „will die Königin Christine heirathen?"

„Es sind gestern Handelsbriefe aus Rom eingegangen, worin auf's Bestimmteste versichert wird, die Tochter Gustav Adolphs werde in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückkehren, um ihren ersten Kämmerer Monaldeschi heirathen zu können."

„Gewiß, die Königin Christine hat den irdischen Tand nur von sich geworfen, um frei und ungehindert der Seligkeit unsers Glaubens theilhaftig zu werden," sagte Cäcilie mit sanfter Stimme. Niemand wollte ihr widersprechen.

„Hat Gustav Adolphs Tochter diesen Schritt gethan," hob Olympia nach einer Pause an, „um dem Manne ihrer Wahl vollkommen anzugehören, so ist ihre Handlung über jeden Tadel erhaben, die Liebe ist das Band, das alle früheren lösen muß; wie naiv wahr ist das schon in der Bibel ausgedrückt, wenn es heißt: ihrethalben verläßt man Vater und Mutter. Die Frage ist hier nur: geht der Gehorsam des schwach genannten Geschlechtes so weit, auch hierin sich zu opfern? Christina von Schweden hat gewiß genug gethan durch ihre Entsagung; war es nun nicht vielmehr Pflicht des Mannes, statt der Geliebten diesen unangenehmen Schritt zu thun? Wollte er aber das nicht, so war er ihrer

Liebe unwürdig und verluſtig, und ihr Schritt iſt verdammenswerth."

„Wenn aber ein ſolcher Schritt gegen ſeine innerſte Ueberzeugung war?"

Olympia antwortete nicht, ſie ſchlug den Blick zur Erde.

Spinoza überlegte bei ſich, ob er ſich in das Geſpräch miſchen ſollte, denn er hatte gewiſſermaßen die Abſichten Oldenburgs durchſchaut; als ihn aber jetzt Olympia wie mit forſchendem und Hülfe rufendem Blicke anſah, erwiederte er:

„War dieſer Monaldeschi die Urſache der Kronentſagung und wußte er das, ſo hatte er dadurch Pflichten gegen die Königin eingegangen, und nichts durfte ihn mehr abhalten in Allem ihrem Wunſche zu willfahren; gab es für ihn unüberwindliche Rückſichten, ſo hätte er als Mann von Ehre gleich von Anfang ein Verhältniß ablehnen müſſen, deſſen nothwendige Bedingungen er nicht erfüllen wollte oder konnte. Ich möchte aus dieſem Vorgange aber auch wieder eine allgemeine Erkenntniß ableiten. Hier zu Lande nimmt die reformirte Geiſtlichkeit die carteſianiſche Lehre als beſte Deduktion der Lehre Calvins; Königin Chriſtine, die eifrigſte Schülerin deſſelben Philoſophen, der ſie ſelbſt lehrte, kann ſich hieraus auch Beweiſe zurecht machen zur Begründung ihres Uebertritts zur katholiſchen Kirche."

„Die katholiſche Religion," unterbrach hier Olympia „iſt die Mutterreligion, und es iſt ein natürlicher Zug zu ihr zurückzukehren."

„Sprich's nur aus", ſagte Oldenburg zu Spinoza, „ich ſehe dir's an dem Zucken deiner Mundwinkel an, du wollteſt erwiedern: wenn die katholiſche die Mutter-, wäre die jüdiſche die Großmutter-Religion und könnte eben ſo verlangen, daß man ſich nach ihrer Tracht kleide. Nehmen wir aber ein anderes Beiſpiel.

Türenne iſt eine zu entſchiedene Feldherrennatur, er will allein, den Stern des eignen Glaubens auf der Bruſt, vor der Fronte ſtehen und ſich nicht in Reih und Glied des Katholicismus wie ein gewöhnlicher Soldat ſtellen, thut er nicht recht daran?"

Spinoza merkte dieſe Schwenkung wohl, als van den Ende, der mit Kerkering hinzugetreten war, einfiel:

„Türenne iſt ein Soldat, und die Soldaten, die ſtündlich das Leben einſetzen, legen nicht gerne die einmal gewohnte Rüſtung ab; ſie meinen, dieſer oder jener Aberglaube habe ſie kugelfeſt gemacht; iſt einmal Friede, wird's auch nicht ſchwer halten, Türenne zum Katholiken zu machen."

„Iſt er fähig ein Mädchen heiß und innig zu lieben," ſetzte Kerkering hinzu, „wird er bald nach dem allein-ſeligmachenden Glauben ihres Beſitzes ringen; es wäre Feigheit, da, wo es das Größte gilt, nicht ein altes Vorurtheil aus der Kinderſtube beſiegen zu können. Wer wahrhaft liebt, der darf nur an ſeine Geliebte glauben; ihr Herz iſt ſeine Kirche, ihre Worte ſind ſeine einzigen Offenbarungen, ihr allein gilt ſeine Verehrung, und nichts iſt außer ihr. Das iſt die wahrhafte Wiedergeburt, die wir in der Liebe eines Mädchens erlangen, daß wir unzertrennlich eins ſind mit ihr; wer darf da noch der Schranken gedenken, welche die Menſchen willkürlich gegeneinander geſtellt?"

Betroffen ſtarrten die Anweſenden auf Kerkering nach dieſen Worten, nur der alte van den Ende nickte ihm beifällig zu und Olympia ſagte nach einer peinlichen Pauſe:

„Während wir hier über die Prinzipien ſprechen, ſtirbt vielleicht eine ſchwer kranke Dichtermatrone eines ſolchen Prinzipientodes."

„Wer denn?" fragte Oldenburg.

„Die Geliebte Ihres ehemaligen Freundes, die Dichterin

Maria Teſſelſchade wird den morgenden Tag wol ſchwerlich mehr begrüßen. Haben Sie den Caſpar Barläus auch gekannt, Herr von Spinoza?"

„Nein, Jufrow Olympia, aber mein alter Magiſter Nigritius, der einmal von ihm verhöhnt worden war, hat oft genug über ihn geſchimpft."

„Es ſind jetzt ſieben Jahre," fuhr Olympia fort, „ich erinnere mich noch wohl, es war nicht lange nach dem Neujahr von 1648, da fand man ihn in dem Brunnen bei der Waage todt; er war noch Abends vorher bei ſeiner Geliebten geweſen, der Brunnen war auf dem Wege nach ſeiner Wohnung."

„Hat er ſich ſelber hineingeſtürzt?"

Olympia nickte bejahend, ſie wollte aus Schonung nicht in Worten bejahen.

„Er hat ſich gewiß entleibt," ſetzte Oldenburg hinzu; „aber das iſt mir unbegreiflich, wie er Jahre lang mit ſo reiner Liebe an Teſſelſchade hing, und erſt ſpät, als ſie beide ſchon alt geworden waren, jenen verzweifelten Schritt that, weil er ſie nicht heirathen konnte."

„Warum that er das nicht?"

„Sie war katholiſch und er Proteſtant, ja, er hatte ſogar früher als eifriger Remonſtrant viel Ungemach erduldet; alle ſeine Gedanken waren der Griechen- und Römerwelt entlehnt, und doch konnte er ſich nicht entſchließen, aus Liebe zu ſeiner Teſſelſchade ſeine Glaubensform zu ändern."

„Es iſt poſſierlich," fuhr van den Ende fort, die Rede ſeiner Tochter ergänzend, „all die Geſchichten des alten und neuen Teſtaments hat er mit griechiſcher und römiſcher Mythologie und arkadiſcher Schäferpoeſie beſungen; er konnte nichts ſagen ohne

den ganzen Olymp aufmarſchiren zu laſſen, ja ſeine eigene Liebe hat er in die Horaziſche Sprache überſetzt."

„Ich bin der Anſicht, lieber Vater," ſagte Olympia, „daß Barläus zuerſt alles in Gedanken in das Latein überſetzen mußte, um es richtig zu verſtehen. Herr von Spinoza, leſen Sie ſeine Gedichte, eine Seele, ganz erfüllt von Menſchenliebe liegt darin; er hat eine eigne Rubrik, Tessalica, worin er ſeine Geliebte beſingt, wie ſie zu Pferde ſaß und wie ſie zur Harfe ſang, ihre Halskrauſe, ihre Perlſchnur, Alles vermochte ihn dichteriſch zu begeiſtern. Er ſingt einmal:

Tessela quae coelo potes deducere lunam,
Et tetricos cantu demeruisse Deos*)

Verſtehen Sie das Wortſpiel, warum er den Namen Teſſelſchade in Teſſela verwandelt hat?"

„Nein."

„In der zweiten Idylle des Theocrit iſt Tessala ein unwiderſtehlicher Liebeszauber; man hat die Namen der Pflanzen, aus denen der Zaubertrank bereitet wurde, aber die Pflanzen ſelber kennen wir nicht."

„Sie werden immer und ewig meine Lehrerin bleiben," ſagte Spinoza dankend.

„Wollen Sie uns nicht, wenn Sie das Mittel gefunden haben, auch in der Zauberei unterrichten?" fragte Kerkering.

„Sie ſind ja ſchon ein verzauberter Prinz," entgegnete Olympia. „Herr von Spinoza, glauben Sie auch an Zauberei?"

„An die Ihrige," erwiederte er raſch; Oldenburg ſchüttelte mißbehaglich den Kopf.

*) Teſſela, du kannſt mit deinem Geſange den Mond vom Himmel herabziehen, und die finſteren Götter zum Danke verbinden.

„Sie haben einen Hauptpunkt in der Liebesgeschichte des Barläus vergessen," sagte er, „erinnern Sie sich, daß er in der Dedikations-Epistel zu seinen Gedichten der drei L wegen die Ehe für unbequem hält, Libri, Liberi, Libertas*), die vertragen sich nicht wohl mit einander. Der Arme! Er hatte aller Welt Hochzeitsgedichte gemacht und er selbst konnte nie Hochzeit halten."

„Er hat auch ein schönes Carmen auf die Hochzeit meines Oheims Overbeck in Hamburg gedichtet," schaltete Kerkering ein, und Oldenburg fuhr fort.

„Hätte in diesem Barläus eine wahrhaft göttliche durch und durch poetische Seele gewohnt, und hätte sich nicht aus allen Ecken und Enden die Magistersnatur hervorgedrängt, der versagte Besitz seiner Tesselschade und die reine Liebe zu ihr allein hätte für ihn ein Blüthengarten der duftigsten und mit himmlischem Schmelz übergossenen Dichtungen werden müssen. Hätte Dante seine Beatrice umarmt, hätte Laura ihrem Petrarca eine Brodsuppe gekocht, nimmer vermochte jener durch seine unsterblichen Canzonen sich zum Homer der christlichen Weltbildung emporzuschwingen, und der ewige Wohllaut der Sonette Petrarca's wäre vor leidigem Kindergeschrei verstummt. Die Poesie ist nicht der Geier der Fabel, der ewig am Leben zehrt, sie ist die Flamme, aus welcher der Phönix neu verjüngt und mit unversehrten Fittigen sich himmelan schwingt; für den einzelnen Menschen wie für die strebende Menschheit wäre der höchste Besitz Eckel und Tod oder ein glücklicher Wahnsinn."

„Wie? Sind Sie der Herr Oldenburg?" fragte Olympia

*) Vielleicht im Deutschen durch drei W wiederzugeben: Wissenschaft, Windeln, Weiberregiment.

verwundert. „Das iſt ſehr originell; alſo Mönche und Nonnen ſind in ihrer Abſtinenz die auserwählte Poetenſchaar?“

„Sie wollen mich durch eine geſchickte Finte irre machen,“ erwiederte Oldenburg, „aber ich bin nicht ungeübt. Ich behaupte nur, ein Mann mit wahrhaft großer Seele darf ſich nicht mit all ſeiner Lebenskraft an irgend eine willkürlich idealiſirte Perſönlichkeit anklammern; thut er das, ſo iſt er vom Gott zum Menſchen geworden und er ſtirbt den Tod der Menſchen, denn er wird eingeſargt zwiſchen den dürren Brettern der alltäglichen Rückſichten und Bedürfniſſe, ja, könnte er ſein frei und aus ſich ſelbſt geſchaffenes Ideal vor ſich verwirklicht finden, er müßte es fliehen.“

„Ich bin auch Ihrer Anſicht,“ ſagte der alte van den Ende, „die Götter haben Pygmalion nicht härter ſtrafen können, als da ſie ihm ſeine Bitte gewährten; dieſe Ehe mußte unfruchtbar ſein.“

„Es giebt keine Ideale auf Erden und es kann keine geben,“ fuhr Oldenburg in begeiſtertem Tone fort; „thöricht iſt, wer ſie ſucht, und noch thörichter, wer ſie gefunden zu haben glaubt; in uns leben und über uns ſchweben mögen ſie in verklärter Erinnerung. Wie unendlich groß iſt Dante, wenn er von ſeiner reinen und geläuterten Liebe ſingt.“

„Es gab doch eine Zeit, wo Sie anders dachten“, ſagte Olympia.

„Ich denke noch ſo, ich ſelber habe keinen Anſpruch auf die höchſte Krone der Menſchheit; wie Ich bin, ſo leben noch Tauſende in der großen Maſſe, ich muß mich gefangen geben. Sähe ich aber einen Freund, der, mit hohem weltbezwingendem Geiſte begabt, ſich einfangen ließe in den vier Pfählen der Alltäglichkeit,

der seinen hohen Geist beugte, um einem selbstgeschaffenen Götzen zu dienen, ich würde ihn von mir stoßen, denn er ist zum Verräther geworden an der Hoheit und Majestät seines Berufes; kann er aber das Ideal, das die Gegenwart immer Lügen strafen wird, sich hoch und rein erhalten, so preise ich ihn glücklich."

„Das ist ein trauriges Märtyrthum, das Sie den hohen Geistern aufnöthigen wollen," sagte Olympia.

Das Dunkel brach herein, man trennte sich.

Spinoza begleitete Olympia nach Hause, sie hing an seinem Arme, er wußte nicht, wie er zu dem Muth und zu dem Glücke so naher Berührung gekommen war. Der alte van den Ende führte Cäcilie, Olympia und Spinoza gingen schweigend hinterdrein. Als sie an das Waaghaus kamen, sagte Olympia:

„Sehen Sie, dort ist der Brunnen, in dem der gutmüthigschwache Barläus den Tod getrunken; wär' es nicht vernunftgemäßer und männlicher gewesen, den Glauben aufzugeben als das Leben?"

„Weder den Glauben noch das Leben haben wir uns selber gegeben," antwortete Spinoza, „der Selbstmord an diesem wie an jenem ist Feigheit und Schwäche, die Stärke liegt darin, dieses wie jenen ertragen und in ihnen entsagen oder sie befreien zu lernen." — Olympia schwieg.

„Mich empört dieses sich aufdrängende diplomatische Vermitteln," sagte sie nach einer Pause, „das Oldenburg heute so kunstreich in's Werk zu setzen glaubte; ein dritter, der ein zartes Verhältniß nur mit einem Worte berührt, erzeugt Zerwürfnisse und Mißverständnisse, die ohne ihn nie entstanden oder doch schneller ausgeglichen wären."

„Es freut mich, daß ich Sie so finde," sagte Spinoza und

preßte im heftigen Seelenkampfe die Lippen übereinander. „Liebe Olympia," fuhr er fort, „ich habe mit aller Macht gerungen, aber ich bin so stark nicht, wie Sie wol meinen; ich unterliege, wenn Sie mir nicht Ihre Hand dazu bieten, oder vielmehr sie mir entziehen. Ich mag das Wort nicht nennen, das aus meiner Seele zu Ihnen spricht, aber ich bitte Sie, stoßen Sie mich von sich, nie, nie dürfen wir uns angehören."

Olympia drückte seinen Arm näher an ihre Brust, ihr Athem zitterte, ihre Hände faßten sich. „Wie?" fragte sie, „und warum denn nicht? Haben Wir Christum an's Kreuz geschlagen? Was kümmert uns, was vor tausend Jahren ein fanatischer Pöbel that? Haben Sie umsonst diese Höhe des Denkens erstiegen, um zurück zu schrecken vor einer Form, in die die Menschen sich gezwängt haben? Haben Sie mir nicht hundertmal gesagt, Sie liebten und verehrten Christum als den Welterlöser dem Geiste nach? Wollte Gott, das Verhältniß wäre umgekehrt, freudig folgte ich Ihnen vor den Altar; wo Liebe ist, kann Meineid nicht herrschen — oder soll ich hineilen in die Synagoge und mich taufen lassen von den Rabbinen?"

„Liebe Olympia, kennten Sie die Tiefe des Schmerzes, der mein Herz spaltet, Sie würden gewiß nicht also zu mir sprechen. Es ist Meineid, nichts anderes, den ich schwöre, wenn ich einen andern Glauben mit Bewußtsein annehme. Dank sei es der fortschreitenden Geschichte, ich darf mich von den Formen des Glaubens, in dem ich geboren bin, lossagen und darf mir eine Ansicht von den höheren Dingen aufbauen, wie sie mir die Natur meiner Denkkraft an die Hand giebt. Ich kann und werde mich durch keine persönlichen Rücksichten abhalten lassen, meine Ueberzeugungen über Glauben und Denken auszusprechen und ihnen

nachzuleben; eine Religionsgenossenschaft, in die mich die Geburt gestellt, kann mich daran nicht hindern; anders aber ist es, wenn ich selbstwillig in eine solche eintrete; die neuen Genossen können mir mit Recht zurufen: was trieb dich zu uns, wenn nicht die Wahrheit? Du hast kein Recht mehr auf das verlassene und auf das neu erfaßte Heiligthum einzuwirken .... Ich kenne die Sophismen wohl, die uns zuraunen: du fügst dich blos der Form, dein Denken bleibt dir frei; aber es ist und bleibt Meineid, und dürfte ich, Meineidiger, je das Wort Wahrheit in den Mund nehmen ohne zu erröthen? Mein unglücklicher Stammesgenosse Uriel Akosta, von dem ich Ihnen früher erzählte, hat darum mit einem gräßlichen Selbstmorde geendigt, weil er diesen Selbstmord durch Widerruf schon an seinem Denken begangen hatte. Er mußte sich vor jeder Wahrheit verworfen und lebensunfähig erscheinen; Ja und Nein galten ihm nichts mehr und waren sinnlos geworden."

Olympia schwieg, sie hielt sich die eine Hand fest vor die Augen und ließ sich von Spinoza blindlings leiten und dieser fuhr mit bewegter Stimme fort: „Ich gebe Ihnen die Frage zurück: haben wir deshalb die Höhe des Denkens erklommen, um von einer Neigung, die der Quell unendlichen Kummers für uns werden muß, uns besiegen zu lassen? Ich kämpfte lange, aber ich mußte endlich frei und ehrlich mit Ihnen sprechen; von dieser Stunde an sei vergessen und ausgetilgt, was wir uns waren und werden wollten. Noch ist es Zeit. Trennung und ein starker Wille werden uns wiederum Ruhe finden lassen; wir haben uns geliebt, das ist uns genug, suchen Sie in einem Andern das Glück, das ich Ihnen nicht bieten darf, nicht bieten kann."

Seine Zunge versagte ihm den Dienst, er mußte inne halten, Olympia's Hand zitterte in der seinigen. „Ich schäme mich nicht, es zu gestehen, ich habe darüber nachgedacht," sagte sie, „Sie können ohne irgend einer Ueberzeugung zu widersprechen, Christ werden, ich habe sogar deshalb die Stelle nachgeschlagen; wissen Sie, die Keimpunkte Ihrer neuen Anschauung liegen ja in den Worten Johannis: „„Daran erkennen wir, daß wir in Gott bleiben, und Gott in uns ist, weil er uns von seinem Geiste gegeben hat."" Ja ohne Inconsequenz müssen Sie Christ werden."

„Warum scheuen Sie sich," entgegnete Spinoza, „auch den vorhergehenden Vers anzuführen, der so sehr auf unsere Lage paßte? „„So wir uns unter einander lieben, so bleibet Gott in uns, und seine Liebe ist völlig in uns."" Aber bedenken Sie, fallen auch einzelne Resultate meines Denkens mit der Weltanschauung des Christenthums zusammen, muß ich deßhalb den Kirchenglauben beschwören? Vielleicht wäre das die Consequenz, die Justus Lipsius beobachtete, der, wie Sie wissen, ein Buch de constantia (über die Beständigkeit) geschrieben und alle paar Jahre seinen Glauben gewechselt hat."

„Ich dachte, Sie wären selbständiger, aber ich sehe, Oldenburg hat Sie auch bekehrt," sagte Olympia in schneidendem Tone, „Sie streben nach der Glorie Dante's, aber ich bin keine Beatrice, will keine sein. O es ist groß! Sie werden sich hineinstürzen in's bewegte Leben, ach, vergißt sich da eine Jugendliebe nicht bald? Sie spotten vielleicht gar darüber, und ich? Was ist daran gelegen, wenn ich in Kummer untergehe?"

„Liebe Olympia," hob Spinoza an, „Ihr eignes Herz muß Sie wegen solcher Reden anklagen; aber bedenken Sie, was

könnte ich Ihnen bieten? Nichts als ein ärmliches, entsagungsreiches Leben; wenn ich auch den Glauben der Väter abschwören wollte, wenn ich nur ganz Ihnen leben möchte, ganz der Ihrige sein. —"

„Schalom Alechem Rabbi Baruch. Brauchst dich nicht zu eilen, Maariph*) ist schon zu Ende," unterbrach hier den Redenden eine schnarrende Stimme; Spinoza sah sich um, es war Chisdai, der, ohne einen Gegengruß abzuwarten, kopfschüttelnd weiter ging.

„Hat der Mensch wol meine Worte gehört?" fragte Spinoza.

„Ich glaube nicht," antwortete Olympia, „aber es ist gräßlich! Dürfen solche Medusengesichter freundlich grinsend Sie mit dem traulichen Du anreden? Nun ist's entschieden, eine höhere Pflicht kommt dazu, ich lasse Sie nicht. Ich hasse die Entsagung, sie ist nichts als schönthuerische Feigheit, sie wäre Ihrer und meiner unwürdig."

Man war am Hause van den Ende's angekommen, Spinoza wollte sich verabschieden. „Sie müssen noch mit hinaufgehen," sagte Olympia, „Sie glauben kaum, wie unheimlich es mir ist, wenn ich draußen eine mächtige Seelenerschütterung erlebt habe, und nun heimkomme, wo mich die alten Wände verwundert und fremd ansehen; es ist mir dann Alles zur Last, ich meine ich müßte vergehen vor Unruhe und einem unfaßlichen Heimweh; ich spiele dann gewöhnlich so lange Orgel, bis ich mich vollkommen betäubt zur Ruhe begebe. Ich bitte, gehen Sie mit."

*) Das Nachtgebet in der Synagoge.

18. Küſſen und Sterben.

Cäcilie betete im offenen Nebenzimmer vor ihrem Crucifix, Spinoza ſaß ſchweigend bei Olympia, ihre Hand ruhte neben ihm, er wagte es nicht ſie zu erfaſſen; ſtill träumend und nachdenklich ſahen die beiden Liebenden einander an.

„Wenn ich ſo bis zu den höchſten himmliſchen Seelengenüſſen mich erhebe," ſagte Olympia, „ſo kenne ich nichts mehr als Sehnſucht nach dem Tode; jetzt, ſo hinweggetragen über alle kleinen Mühſeligkeiten, jetzt möchte ich ſterben, dem Höchſten nahe und innewohnend möchte ich in ihm aufgelöſt werden."

„Ehedem, als ich der religiöſen Verzückungen noch fähig war, beſchlich mich auch oft ſolche Sehnſucht nach dem Tode," erwiederte Spinoza. „Man könnte vielleicht eine Deutung dieſer Empfindung in der thalmudiſchen Sage finden, daß Moſes durch einen Kuß geſtorben ſei, indem Gott der Herr durch einen Kuß ſeine Seele wieder in ſich zurückhauchte."

Olympia war betroffen von dieſer ſeltſamen Wendung. War dieſer Geiſt immerdar verſenkt in ſeine Forſchungen oder wollte er mit ſolchem Hinweiſe einen heißen Wunſch ſeines Herzens verhüllen und darlegen? Sonſt war der Austauſch ihrer Gedanken leicht von ſtatten gegangen, jetzt ſaßen ſie ſtumm da und wußten einander nichts zu ſagen. Olympia ſang noch auf

den Wunsch Spinoza's jenes Volkslied, bei welchem er sie zum erstenmale überrascht hatte; den Schlußreim:

Ihr seid meine rechte Frauen,
Mit keiner andern laß ich mich trauen

sang sie mit so schmelzender Innigkeit, sie ließ die Töne der Orgel, mit denen sie ihren Gesang begleitete, so sanft ausklingend verhauchen, daß Spinoza die Ruhe, die sonst durch ihren Gesang über sein gährendes Innere gekommen war, schmerzlich vermißte; es ward ihm schwer, nicht an ihren Busen zu sinken und den sangesreichen Quell ihrer Lieder mit einem Kusse zu versiegeln. Er mochte sich selber nicht länger trauen, nahm seinen Hut und ging. Olympia nahm das Licht und leuchtete ihm voran die Treppe hinab, sie sprachen keine Silbe; drunten reichte ihr Spinoza die Hand, sie legte ihren Lockenkopf sanft an seine Brust, er umschlang sie, ihr Herz pochte heftig an seiner Hand. „Liebe Olympia," sagte er, „ich beschwöre Sie bei Allem was Ihnen heilig ist, lieben Sie mich nicht, ich bin es nicht werth."

„Ich muß dich lieben," sagte sie; „gebiete meinem Herzen, daß es zu schlagen aufhört; ich kann dich nicht lassen —" ihre Stimme zitterte, er drückte sie inniger an seine Brust, mit einem innigen Kusse hielten sie sich fest umschlungen. Er riß sich los aus ihrer Umarmung und stürmte fort; Olympia sprang trällernd die Treppe hinan und rief in munterm Tone: „Gute Nacht, Herr von Spinoza."

Da stand er nun vor dem Hause, die Thüre war hinter ihm zugeschlossen. In schwer aufathmender Müdigkeit wandelten sorgenvolle Ehepaare, die den Feierabend in einer „Wandeling" in freier Luft genießen wollten, Liebende luftwandelten in raschem

Schritt und unter lebendiger Wechselrede, Matrosen schlenderten heran und johlten und sangen das holländische Volkslied:

Wir leben froh, wir leben frei,
Auf Niederland'schem Grund;
Erhoben aus der Sklaverei,
Durch Eintracht nun so groß und frei,
Der Boden duld't nicht Tyrannei,
Wo Freiheit je bestund.

Es war ein buntes Menschengewühl, Spinoza achtete kaum darauf. „Weiberherzen, ihr seid unergründlich!" sprach er zu sich, „fühlte sie die unendliche Tiefe des Augenblickes nicht, oder war es ihr nur darum zu thun, mit dieser scheinbaren Gleichgiltigkeit Alles, was vorgegangen war, so schnell vor Cäcilie zu verbergen? Wie war ihr aber das möglich?"

Mit so aufgeregtem Geiste konnte er nicht nach Hause gehen, er ging auf die andere Seite der Straße und setzte sich auf die Treppe am Eingange der St. Olai-Kapelle. Er schaute hinauf nach den erleuchteten Fenstern Olympia's, oft bemerkte er ihren Schatten vorüberschweben, bis endlich das Licht gelöscht wurde. Er schämte sich fast, hier wie ein verzauberter Ritter träumerisch nach dem Fenster der Geliebten zu schauen, und mußte innerlich lächeln, als ihm die Tessala einfielen. „Ich kann dich nicht lassen," sagtest du, „ich will, ich darf dich nicht lassen, erwiedere ich dir; habe ich nicht deine keuschen reinen Lippen an meinen Mund gedrückt? Du bist mein, mein auf immer. — War nicht auch meine Mutter eine Moslemin und wendete sich zu unserm Glauben, müßte ich ein Mosleme bleiben, wenn ich in dem andern Falle als solcher geboren wäre? — Aber dein Vater und deine Mutter liebten sich aus höherer Nothwendigkeit

gleich vom ersten Anschauen, und du, findest du Olympia tadelfrei? Hast du nicht, durch ihre bizarre Laune geschmeichelt, dich in ein Verhältniß hineingelügelt, das dir anfänglich so widerspruchsvoll war? — Die Liebe, die den Zweifel überwinden muß, ist größer und dauernder als jene andere, die wie vom Himmel herabgefallen; es ist die intellectuelle Liebe. Du wolltest dir ein Leben voll Entsagungen aufbauen, weg damit! sie liebt dich und an ihrer Seite findest du Ruhm und Glück, Ehre und Genuß. Was giebt mir jene Genüsse zurück, die ich alle von mir lostrenne um der Wahrheit willen? — Die Wahrheit. — Aber muß ich ihr Sklave sein? Ich allein von so vielen Tausenden mich dazu verdammen, die mir eingebornen Anrechte auf die heiteren Lebensgenüsse aufzugeben? Ich will die Wahrheit mit dem Feigenblatte der Legitimität bedecken, will doppelzüngige Worte wählen und die bittere Pille ihnen überzuckern, diene ich so der Wahrheit nicht noch mehr? — Du dienst ihr durch die Lüge. — Nein, ich werde nie gegen meine Ueberzeugung sprechen, sondern diese nur in der Brust verschließen. — Und das katholische Glaubensbekenntniß? — Olympia liebt mich, muß ich sie nicht retten? Einst, in glücklicheren Zeiten, ja, da mag es anders sein, aber jetzt, ich muß der Zeit gehorchen. — Und dein Vater? und Geronimo? — Sie waren gläubige Juden, aber du?"

Solche Gedanken bewegten sich in dem Gemüthe Spinoza's, und das viertelstündlich wiederkehrende Glockenspiel in der stillen Nacht bildete eine eigenthümliche Begleitung. Ihm maß sich das Leben nicht ab nach dem Ton von den Kirchthürmen.

Läßt sich eine andere Weise finden? . . .

Er mußte lange hier gesessen haben, denn als gegen Mitternacht Maessen Blutzaufer und Flyns Arm in Arm, als zwei

Mächte die sich das Gleichgewicht halten, nach Hause taumelten, spotteten sie über den armen Sünder, der, statt zum Liebchen zu schlüpfen, hier in kühler Nacht auf hartem Steine hocke. Spinoza merkte nichts von Allem, was um ihn her vorging; endlich stand er auf, und als er den Ort betrachtete, wo er so lange geweilt hatte, mußte er unwillkürlich lächeln, es war die Kirche, die nach dem Modell des Tempels zu Jerusalem gebaut war. „Schlafe sanft," sprach es in ihm, als er zu Olympia's Fenster hinaufblickte, „ich habe für dich gewacht, du sollst auf ewig an meiner Seite ruhen." —

Die Glocken summten tief, brausender Orgelklang durchwogte das ganze Gebäude, eine zahllose Menschenmenge erfüllte die katholische Hauptkirche. Spinoza stand vor dem Altare, in der Mitte zwischen dem Dr. van den Ende und seiner Tochter Olympia in bräutlichem Schmucke. Droben auf dem Empor stand der Vater Spinoza's, seine Kleider waren zerissen, sein Antlitz starr und unbewegt. Das Hochamt begann, Cäcilie und Olympia knieten nieder, Spinoza und van den Ende thaten desgleichen. Chisdai und das Skelett des dicken Domine waren als Ministranten eingekleidet, Chisdai schwang den Weihrauchkessel, und so oft er das Zeichen des Kreuzes über seinem Gesichte machte, stolperten seine Finger über dem Höcker seiner Nase, und zweimal als das Skelett diese Bewegung machte, verfingen sich seine fleischlosen Fingerknochen in der Höhle, wo einst die Nase gesessen hatte, und als es die Klingel läutete, klapperte sein dürres Gerippe wie leere Mohnköpfe, vom Winde zusammengeschlagen. Das Hochamt war zu Ende. Spinoza trat allein vor, und kniete auf die Stufen des Presbyteriums vor dem Priester nieder. Er verfluchte die Mutter aus deren Schooß er

hervorgegangen, und den Vater, der ihn erzeugt hatte, weil sie ihn nicht von Geburt an in den Schooß der allein seligmachenden Kirche geführt hatten; ein Schmerzensschrei ward vom Empor vernommen, man trug einen Entseelten weg. Spinoza sprach das Glaubensbekenntniß mit leiser, nur dem Priester vernehmbarer Stimme, der Priester legte beide Hände auf das Haupt des Täuflings, segnete ihn leise und besprengte darauf seine Stirne dreimal mit Weihwasser; in jubelndem Tone fiel die Orgel ein — — „Baruch! Baruch! steht auf!" rief es jetzt . . . Es war nur ein Traum, Spinoza lag in seinem Bette, die alte Chaje stand mit einem Lichte vor ihm. Er griff sich über die Stirne, von welcher kalter Schweiß rann.

„Was giebt's?" fragte er.

„Euer Vater liegt — dem Stein sei's gesagt — im Verscheiden, die Mannen aus der Nachbarschaft sind alle schon unten."

Baruch sprang hastig aus dem Bette, kleidete sich nothdürftig an und rannte die Treppe hinab; es mußte schon weit sein mit seinem Vater, denn er hörte die Männer in lautem Chore rufen: Höre Israel! der Ewige unser Gott ist ein einiger Gott.

Als er in das Zimmer trat, sprach eben sein Vater den Schluß des Gebetes, wo es heißt: „— — und somit lege ich das Geständniß vor eurem Angesichte ab, daß jedes Wort und jeder Gedanke, den ich gegen Gott hatte, nichtig und vernichtet sein möge, wie ein zerbrochener Scherben, daß mein Wort, mein Gedanke und meine Ahnung haltlos sein möge, denn ich glaube an Deinen erhabenen Namen, daß Du der wahrhafte, Moses Dein Diener der wahrhafte und seine Thorah die wahrhafte ist. Du bist einzig und geeint, es giebt keine Einheit in keinerlei

Weiſe wie Du, der da war, iſt und wird ſein. Gott iſt König, Gott regiert und wird regieren in alle Ewigkeit, und einſt an jenem Tage wird Gott der einige und ſein Name der einige ſein. Nichts iſt Dir gleich, im Himmel oben und auf Erden unten iſt keiner außer Dir, gelobt ſei er und gelobt ſein Name in Ewigkeit, gelobt ſei der Name ſeiner hohen Majeſtät für und für." Die Verſammelten antworteten in einem großen Gebete, das mit den Worten ſchloß: „Deine Frömmigkeit möge vor dir hergehen, die Herrlichkeit Gottes dich einſammeln, und du in Frieden auf deinem Lager ruhen. Amen! Amen!"

Baruch ſetzte ſich an das Bett ſeines Vaters, der immer mühſamer Athem holte; er faßte die Hand ſeines Sohnes, deren Fiebergluth durch die kalte Todtenhand nicht gelöſcht werden konnte.

„Vater!" rief Baruch, mehr konnte er nicht ſprechen.

„Bete für mich, mein Sohn," ſagte der Vater leiſe; immer lauter röchelte er, jetzt und jetzt meinte man, müſſe ihm der Athem ausgehen, alle Verſammelten riefen unaufhörlich das: „Höre Iſrael, der Ewige unſer Gott iſt ein einiger Gott." Der Kranke betete mit, er richtete ſein Auge gen Himmel und mit dem Worte „einig" hauchte er ſeinen Athem aus; ſeine Lippen preßten ſich noch zuſammen und öffneten ſich wie zu einem Kuſſe — er war todt.

Rabbi Saul Morteira öffnete ein Fenſter, das iſt das Zeichen, daß die Seele nun gen Himmel fährt, und alle Anweſenden ſprachen: „Gelobt ſei der wahrhaftige Richter." Baruch ſank am Bette ſeines Vaters auf den Boden nieder, er hielt die todte Hand an ſeiner heißen Stirne; von drüben aus dem andern Zimmer tönten die halb unterdrückten Klagen Miriam's und

Rebekka's herüber; die Anwesenden unterredeten sich mit leisem Geflüster und wollten eben weggehen. Da hörte man Jemand mit starkem Gepolter die Treppe heraufspringen, die Thüre wurde aufgerissen.

„Ist er todt?" fragte eine Stimme.

„Ruhig, still Rabbi Chisdai," antworteten die Anwesenden.

„Wehe! dreimal Wehe über dieses Haus!" rief Chisdai, „er allein hätte seinen Ben sorer umoreh *) noch retten können; ich hab's mit meinen eigenen Ohren gehört, er will Christ werden und eine Christin heirathen."

„Wenn Ihr nicht augenblicklich geht," antwortete Samuel Carceres, „und noch solch ein Wort gegen meinen Schwager sagt, werd' ich Euch den Weg weisen, es hat Euch Niemand gerufen."

„Ihr werdet mich rufen und ich werde nicht kommen," antwortete Chisdai, als er von den anderen mit fortgeschleppt wurde.

Benjamin von Spinoza hatte in seinem Testamente verordnet, daß man ihm seinen alten spanischen Degen zerbrochen mit in's Grab lege; die Rabbinen nahmen lange Anstand, dieser Verordnung, deren Bedeutung nur Wenige errieth, Folge zu leisten. Spinoza mußte viele thalmudische Autoritäten citiren, um den Willen seines Vaters erfüllt zu sehen. Draußen auf dem Friedhofe mußte er, der alten jüdischen Sitte gemäß, zu den Füßen seines Vaters niederknieen, Gott und seinen Vater für Alles, was er gegen sie gesündigt, um Verzeihung bitten; darauf mußte er auf der linken Brust sein Gewand zerreißen,

*) Abtrünnigen und widerspenstigen Sohn. (5. B. M. 21. 18.)

und als die Bahre eingesenkt war, mußte der Sohn zuerst hin treten und eine Hand voll Erde auf dieselbe werfen. Er that dies mit schwankenden Schritten und zitternder Hand; Chisdai sprang hülfreich hinzu, um ihn zu unterstützen. —

Sieben Tage lang mußte Spinoza mit dem zerrissenen Kleide und ohne Schuhe auf dem Boden sitzen, und dreißig Tage durfte er seinen Bart nicht scheeren lassen, aber sein Aeußeres war dennoch nicht so wild und zerrissen als sein Inneres. Wie oft, wenn er die Arme auf die Kniee gestemmt, sein Angesicht mit den Händen bedeckte, wie oft gedachte er da Olympia's. Was sollte aus ihnen werden?

Ein Besuch Oldenburgs und Meyers, die gerade kamen, als er mit seinen beiden Schwestern auf dem Boden saß und die Rabbinen nach ihrer Litanei vor der versammelten Gemeinde eine Art von Seelenmesse für den Verstorbenen vortrugen, ward ihm zur höchsten Pein.

Er dachte viel darüber nach, wie er ein freies und unabhängiges Leben sich aufbauen wollte. Eine Sehnsucht nach Ruhe, nach beschaulichem Alleinsein, regte sich oft wie ein unergründliches Heimweh des Geistes in ihm; er kam sich wie gefangen vor vom Geräusche der Welt und ihren Gewohnheiten. Und wieder sah er, wie sein ganzes bisheriges Leben von Gegensätzen bewegt war; er wollte Einheit erringen. Ob er sie in der Vereinigung mit Olympia finden sollte — — es war ein schmerzlicher Trost, daß ihm der unmittelbare Widerspruch seines Vaters nicht mehr entgegen stand.

19. Stillleben.

Spinoza ging nachdenklich durch die Kalwerſtraat. „Ei, ei, wie ſtolz," ſagte Jemand, Spinoza kehrte ſich um, es war Frau Gertrui Uſmſand, die aus ihrem Fenſter im Erdgeſchoß herausſah. „Wie geht's?" fragte ſie, „Ihr macht ja ein eſſigſaures Geſicht. Seit der gute Magiſter Nigritius todt iſt, hab' ich Euch nur ein einzigmal in dieſer Straße geſehen, vor ein paar Wochen; Ihr ſeid mit des van den Ende's Olympia vorbeigegangen, ich hab' zweimal guten Abend geſagt, aber ihr müßt auch keine Seide miteinander ſpinnen, keines von euch hat mich gehört oder geſehen. Nicht wahr, es waren doch auch ſchöne Zeiten, als Ihr alle Tage zu unſerm Magiſter gekommen ſeid? Aber mehr als um zwanzig Jahre ſeid Ihr in dieſer Zeit älter geworden. Ach! mit unſerm Stübchen haben wir unterdeſſen viel ausgeſtanden. Zuerſt haben wir einen Maler gehabt, der hat ſich ſeinen Abendſegen in der Kirche geholt, wo man mit Gläſern zuſammenläutet, dann iſt er heimgekommen, toll und voll, und hat uns aus dem beſten Schlaf aufgeweckt; nach dieſem haben wir eine Wittfrau gehabt, die hat das Holz geſpart und iſt uns den ganzen Tag auf dem Hals geſeſſen, man hat nicht vor ihr ſchnaufen können. Mein Mann, der iſt gar wunderlich, ich hab' ihr nichts in den Weg gelegt, ich hab's auch meinem

Klaas geſagt, es iſt eine Wittfrau, man kann ſich verſündigen, er hat ihr doch aufgekündigt; ſeit einem halben Jahre ſteht jetzt das ſchöne Stübchen leer und wir haben's erſt friſch anmalen laſſen, es iſt Alles friſch geputzt und ſieht aus wie in einem Kirchlein. Ich geh' nicht gern die Treppe hinauf —"

„Goert, ſei ſo gut und mach' das Fenſter zu, die Spän' fliegen einem alle in die Augen; wenn du mit dem Herrn plaudern willſt, geh 'naus oder laß ihn 'rein kommen," rief eine breiige Stimme aus dem Zimmer.

„Kommt ein wenig herein," ſagte Gertrui, das Fenſter ſchließend. Spinoza ging hinein, er ſagte, er wolle das Zimmer miethen, er müſſe bei ſeinem Handwerke entweder an einem freien Platze oder hoch wohnen, um gutes Licht zu haben; die Leute glaubten anfangs er ſcherze und waren hoch erfreut, als ſie ſahen, daß es Ernſt war. Gertrui zeigte ihm das Stübchen, auf deſſen Boden der feine Sand wie ein Spitzengewebe kunſtmäßig durchzirkt war; der nach Schiffsweiſe in eine Wandſpinde eingeſetzte Bettraum war leer.

„Seht," ſagte die Frau, „das iſt noch der Lehnſtuhl von unſerm Magiſter, ich hab' Alles waſchen und ausklopfen laſſen, es iſt kein Stäubchen mehr darin. Ich kann Euch Alles geben, nur kein Bett, die Betten brauche ich für meine Geſellen; ſeht, da hat der Magiſter ſeine Bücher gehabt, da könnt Ihr auch Eure Bücher hinſtellen. Habt Ihr auch ſo die üble Gewohnheit, auf Tiſch, Bank und Stuhl, ja ſogar auf dem Boden, alle Bücher auf's Geſicht zu legen wie der ſelige Herr Magiſter, und daß man keines anrühren darf, wenn es nicht ein Donnerwetter geben ſoll? Ei, habt Ihr nirgends die ſchöne weiße Amaryllis geſehen, die der ſelige Magiſter ſo gerne gehabt hat? Von ſeinem

Todestag an ist sie plötzlich verschwunden und sonst haben diese Geschöpfe doch nur Anhänglichkeit an's Haus und nicht an die Menschen; ich gäb' viel darum, wenn ich sie wieder bekäme, es thät' mir in der Seele weh, wenn sie es nicht gut hätte. Ach, und sie war so klug, sie wußte auf die Minute hin, wann das rohe Fleisch gebracht wird, und wir wußten nichts von Mäusen." Spinoza hatte zu seinem Bedauern die Katze nirgends bemerkt. —

Wir sind hier leider wiederum unter die Dachtraufe einer alten Frau gerathen, wir dürfen uns indeß ihre Redseligkeit schon ein wenig gefallen lassen, da sie unsern Philosophen mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt hegt und pflegt. Spinoza ging nach Hause, er hatte seine beiden Schwäger, die sich in ihren hohen Erwartungen getäuscht fanden, gerichtlich zur gleichmäßigen Vertheilung der Verlassenschaft seines Vaters anhalten müssen; als ihm nun sein Recht geworden war, verzichtete er freiwillig auf seinen Erbtheil, und nahm sich nichts als ein einziges Bett mit dem dazu gehörigen Vorhange, das er nebst seiner Werkbank und seinen wenigen Büchern und Kleidern in das Haus des Klaas Ufmsand bringen ließ.

Hier endlich war es ihm vergönnt, sein äußeres Leben in vollkommene Uebereinstimmung mit den Erfordernissen seines geistigen Naturells zu bringen. — Jener in der Ueberzeugung gefestete Gleichmuth, der den gewaltigen Erregungen auf den Wendepunkten des Lebens wie den Ruhestörungen und Anfechtungen der Alltäglichkeit die gelassene Bedachtsamkeit entgegensetzt; jenes Selbstgenügen, gewonnen durch heitere Verzichtleistung auf den Rausch inhaltloser und abspannender Genüsse, jene Erhebung und Fülle durch den Reichthum der eigenen

Bruſt; ein im heißen Kampfe errungener Seelenfrieden, ein klares Hinausſchauen in die Welt, deren Räthſel gelöst und deren ewige Geſetze gefunden ſind — das waren die Güter, die er immer bewußter, immer ſicherer hier in der Einſamkeit ſich aneignete.

Vom frühen Morgen an ſaß er an ſeiner Werkbank und arbeitete. Wenn er mit dem ſcharfen Diamante aus der Glasſcheibe ein Stück herausſchnitt, ſo brach er ſich zugleich auch aus dem großen Syſteme, das ganz, aber roh und unausgearbeitet, in ihm lag, eine Idee los; wenn er die bleierne Platte aufſchraubte und dem Glaſe eine beſtimmte Geſtalt gab, ſo gewann auch die Idee in ihm immer feſtere Form, und ſo durch alle Stadien hindurch, immer beſtimmter wurde die Form, immer durchſichtiger der Stoff; mancher Splitter mußte abfallen, manche Ritze ausgeſchliffen werden, bis endlich beide das Spiegelbild der Wahrheit in ſich reflectirten. Wenn er ſich dann mit der Hände Arbeit ſein Brod verdient hatte, nahm er in nächtlicher Stille beim einſamen Lämpchen ſeine feingeſchliffenen Ideen wieder vor, ſammelte den Staub, der von ihnen abgefallen war, und ſtreute ihn darauf, damit er ſie undurchſichtig machte, dann wiſchte er ihn mit leichter Hand wieder ab, und zeigte, daß er nicht nothwendig dazu gehöre, und daß er die Klarheit nur verdeckt, nicht aufgehoben habe. — So arbeitete, ſo philoſophirte Benedikt von Spinoza.

Nicht lange nach ſeinem Zurückziehen aus der bewegten Welt mußte er indeß auch am Tage einige Stunden von ſeiner Handarbeit abbrechen, um einen jungen Geiſt in das Gebiet der Philoſophie einzuführen. Meyer brachte ihm eines Tages den jungen Simon de Vries, welcher, ſeitdem wir ihn flüchtig ge-

ſehen, der glückliche Erbe von den reichen Reſultaten der Theeſpeculationen ſeines Vaters geworden war, und ſich nun ganz anderen Speculationen ergab. Spinoza trug ihm einen Curſus über die Principien der Carteſianiſchen Philoſophie vor. Auf demſelben Zimmer, wo er einſt Mensa decliniren gelernt hatte, in demſelben Stuhle, wo einſt der Magiſter ihm ſeine Sprachfehler korrigirt hatte, ſaß er nun und lehrte die Carteſiſche Philoſophie, und baute ſich dieſelbe aus, wie es die Nothwendigkeit des Gedankens erforderte. Der rechtſchaffene Dodimus de Vries, der einſt die verwickeltſten Rechenexempel ſo ſchnell im Kopfe löste, hatte nicht nur ſeine zahlreichen vollwichtigen Dukaten, ſondern auch ſeine Fertigkeit im Rechnen auf ſeinen geliebten Sohn Simon vererbt; Spinoza hatte viele Freude an dem jungen mathematiſchen Talent.

Zwei, drei Tage, und oft noch länger, kam er nicht aus ſeinem Zimmer; er trennte ſich nicht gerne von der traulichen Stille, in der er ſich ſo wohlig fühlte, wo Stunden und Tage wie ſanfte Wellen, erfriſchend und belebend an ihm vorüber floſſen.

Die gute Gertrui war ſehr unzufrieden mit ihrem neuen Miethsherrn. „Ich weiß nicht," ſagte ſie, „entweder wollt Ihr Euch das Eſſen ganz abgewöhnen, oder die Raben vom Himmel kommen und ſpeiſen Euch, wie den Propheten in der Wüſte; von dem, was Ihr von mir verlangt, könnt ihr unmöglich ſatt werden. Geſtern habt Ihr den ganzen Tag nichts gehabt, als eine Milchſuppe, etwas Butter und einen kleinen Trunk Bier, welches zuſammen mit dem gekauften Waſſer und dem Torf $4^1/_2$ Stüber ausmacht, und heute habt Ihr wieder den ganzen Tag an der Hafergrütze mit Roſinen und Butter genug gehabt,

die wieder gerade ſo viel koſtet. Ich hab's zuſammengerechnet, in einem ganzen Monat habt Ihr im höchſten Fall zwei halbe Pinten Wein getrunken, das iſt nicht zum Leben und nicht zum Sterben."

Spinoza ſuchte der guten Frau begreiflich zu machen, daß ſein Einkommen keinen größern Aufwand geſtatte, daß er ſich aber ganz wohl fühle bei dieſer Lebensweiſe.

„Ja," ſagte ſie, „man muß ſich ſtrecken nach der Decken, das iſt ehrlich und rechtſchaffen gedacht, aber wenn man die Decke länger machen kann, wär' man nicht geſcheit, wenn man da läge wie ein zugeſchnapptes Taſchenmeſſer. Die vielen großen und reichen Herren, die täglich bei Euch aus- und eingehen, ich weiß gewiß, ſie würden ſich ein Vergnügen daraus machen, Euch Geld zu geben; es wär' nicht einmal etwas Geſchenktes dabei, ſie ſtören Euch ſo oft in Eurem Geſchäft, daß ſie es wohl vergüten dürften. Der Bediente des reichen Simon de Vries iſt jetzt ſchon dreimal da geweſen, und hat Euch zum Eſſen eingeladen; ſtatt hinzugehen und das Mark von friſchen Meerſpinnen zu eſſen, das auf der Zunge wie Butter zerläuft, ſeid Ihr zu Haus geblieben bei Eurer magern Milchſuppe. Es iſt Euch doch ſonſt nichts verborgen, und man kann über Alles mit Euch ſprechen; ich kann nicht begreifen, was Ihr dabei habt, Euch ſo einzuſchränken."

Die gute Frau wollte ſich durch keine Gegengründe überzeugen laſſen. „Die Gelehrten haben doch Alle beſondere Mucken im Kopf," ſagte ſie, als ſie die Treppe hinabging, und erzählte Oldenburg, der ihr auf der Treppe begegnete, nochmals ihren Diſput mit allerlei Variationen.

Oldenburg mißbilligte dieſes freiwillige Abſchließen in eine Klauſe ebenfalls auf's Höchſte. Er fürchtete, daß ſolches Abwen-

ſehen, der glückliche Erbe von [illegible] Vertiefen in die ſpeculationen ſeines Vater [illegible] einen Bannkreis bilden anderen Speculationen [illegible] Störung eine reizbare Em- über die Principien d[illegible] [illegible]en Widerſpruch ablehnt, weil demſelben Zimmer, [illegible]gen. Er wußte nicht, daß ſolche in demſelben Stub[illegible] [illegible]er zarter Seelen dem ſtarken und fehler korrigirt ho[illegible] [illegible] daß er Einſeitigkeit nicht kennt, weil loſophie, und b[illegible] [illegible] zeigt, daß er durch die Widerſprüche der des Gedanken [illegible] überraſcht und verletzt wird, weil er ſie alle der einſt d[illegible] [illegible] in ſich zur Harmonie aufgelöſt hat. Noch an- löste, hat[illegible] [illegible] aber dem beſorgten Freunde eine Verän- ſondern [illegible] Lebensweiſe Spinoza's wünſchenswerth, unter dieſen Sohn [illegible] Befürchtung oben an, daß die Liebe Spinoza's zu [illegible] — die er ſo richtig errathen hatte — in dieſer Ein- [illegible] Seele ſo tief einwurzeln könne, daß ſie unvertilg- n[illegible] [illegible] Er glaubte noch immer, durch kluge Vermittlung in den Lebensgang eines ſelbſtändigen Geiſtes eingreifen und den- ſelben berichtigen zu können.

„Unſere Zeit", ſagte er einmal zu Spinoza, „die Zeit der aus dem Claſſicismus wiedergebornen Humanität und der ſich ſelbſt offenbarenden Vernunft, hat ihre Apoſtel, die in alle Lande reiſten und dort ihre neuen Ideen verkündeten, ſo gut wie alle anderen. Zur Zeit, als das Chriſtenthum entſtand und ſich noch nirgends wohnlich niedergelaſſen hatte, zogen jene frommen Männer hin und predigten aller Orten, ſelbſt mit Gefahr ihres Lebens; wir ſahen in unſerer Zeit ebenfalls begeiſterte Männer von Stadt zu Stadt, von Land zu Land wandern, und aller Orten das an ſie ergangene Wort verkünden. Denke nur an Jordanus Brunus, er hat faſt die ganze civiliſirte Welt bereiſt, um ſeine Anſichten allenthalben

[redacted]ber hat er den unbegreiflichen Irrthum began[redacted] Italien zurückzukehren, um auf dem Schei[redacted]philosophischen Märtyrertod zu sterben. Diese Art [redacted]elt, und was sie zusammenhält und bewegt, aus [redacted]nschauung kennen zu lernen, und es ihr im lebendigen [redacted] vor das Bewußtsein zu führen, nicht aber vom einsamen [redacted]achstübchen aus sie ergründen und meistern zu wollen, das ist die einzig richtige Art des wahren Denkers. Unser Meister, oder wenn du ihn nicht so nennen willst, unser Lehrer Carteſius, hat nach einsamem Zurückziehen erkannt, daß die Wahrheit aus der Welt geholt werden muß, wenn sie wieder in die Welt eingehen soll; er lernte die Menschen in Krieg und Frieden kennen, wurde selbst Soldat und ging auf Reisen. Und auch das mußt du als eine Offenbarung unserer Zeit erkennen, daß es in der künstlerischen Erfassung der stummen Natur erst unserm Jahrhunderte gelungen ist, in der Landschaft den Geistesblick zu öffnen. Auch du mußt reisen, und willst du die Welt auch nicht lehren, so mußt du sie wenigstens wahrhaft kennen lernen; an Geld soll dir's nie fehlen, de Vries und ich wollen dir Alles, was du brauchst, gerne bieten; du darfst es nicht von dir weisen, es ist kein Geschenk, das wir dem Freunde bieten, der Wissenschaft und der Menschheit geben wir diesen Tribut, du thust mehr als wir, du widmest ihr dein Leben."

„Ich bitte dich," antwortete Spinoza mit mildem Tone, „wenn es nicht deine Absicht ist, mich erzürnt zu sehen, laß dies das letzte Mal sein, daß du mir Geldanerbietungen machst; ich habe dir und Vries längst erklärt, daß ich nie darauf eingehe. Ueberdieß kann ich diese neue Art der peripathetischen Philosophie, welche du so sehr empfiehlst, für meine Person wenigstens

durchaus nicht zuträglich finden. Ich bin kein Freund der Disputationen und sehe selten eine Förderung aus ihnen, denn meist kommt im Gegensatze nicht der reine Gedanke zur Aussprache, vielmehr so viel persönliche Beimischung, willkürliches Ablenken, daß man mehr mit Peter und Paul, wie sie durch Gewohnheit und Neigung geworden sind, als mit dem reinen menschlichen Denken zu thun hat."

„Eben darum solltest du Peter und Paul noch näher kennen lernen, um ihre Vorurtheile, ihre persönlichen Befangenheiten zu besiegen."

„Ich will die Gesetze menschlichen Seins und Denkens ergründen und feststellen, ich habe dir schon oft erklärt, daß ich nicht darauf ausgehe, die Mängel Anderer aufzudecken; werden diese durch Aufzeigung des Normgiltigen offenbar, um so besser. Du, nach deinem Berufe mußt auf Anderes sinnen; mir genügt es, im Buche der Geschichte und in den Regungen des eigenen Lebens zu forschen."

„Das sollst Du," entgegnete Oldenburg „und eben darum die Welt im Großen wie im Einzelnen näher erforschen. Laß mich dein Handwerk, diese Gläser da, als Beleg annehmen. Wäre unser Auge mikroskopisch eingerichtet, wir würden nur Einzeltheile und nie ein Gesammtes erschauen, hätte unser Auge nur den Fernblick, wir kennten die Besonderheiten der Dinge nicht. Darum ist es ein Vorzug des Culturmenschen, sich künstlich die mikroskopische und teleskopische Anschauung zu seiner gegebenen mittleren natürlichen anzueignen, und schließlich durch die Vorstellung, durch den Gedanken, sie in ihren Bedingungen zu erkennen; aber der Großblick und der Kleinblick muß vorausgegangen sein. Ebenso ist es auch mit der Erkenntniß des Menschenlebens. Darum reise und lebe dann still für dich."

„Laß mir meine vier heimlichen Wände", entgegnete der Philoſoph, „die Welt der Erſcheinungen iſt von Anderen weit genug erforſcht und verzeichnet, um nun in ſtiller Betrachtung dem reinen Geſetze nachzugehen. In meiner Klauſe finde ich mich jederzeit und beſtrebe mich, um mich her all die Geiſter der Wahrheit zu ſammeln; glaube mir, es iſt eine gute und zahlreiche Geſellſchaft, und ich bin nie allein oder verlaſſen."

Noch nie hatte das Auge Oldenburgs ſo geflammt, eine zitternde Andacht und Begeiſterung ſprach aus dem ſonſt ſo feſten Ton ſeiner Worte, aus ſeinem ganzen Weſen, als er ſich jetzt erhob und ſagte:

„O Freund, was ſoll man dir ſagen, da doch in dir Alles gegeben iſt? Und doch, vielleicht muß auch dir eine Stimme von außen ein Zuruf werden. Siehe, nicht umſonſt berichten die Sagen aller Völker, daß ſich Götter zu Menſchen verwandelten, ſich gefangen nehmen ließen von den Beſchränktheiten und Gewalten des Daſeins, um ſich ſelbſt frei daraus zu erheben und andere mit zu erheben, und ſei es durch den Leidenstod. Auch du mußt dem Rufe der dir gegebenen Wahrheit folgend dich ihr zum Opfer bringen. Du wirſt mich nicht für den Schächer halten, und ich will dir nur die Worte zurufen, die die Welt über dein Leben und Denken ausſprechen könnte: Haſt du die Erkenntniß der Wahrheit, wird es heißen, und biſt du ihr offener rückhaltsloſer Bekenner, ſo ſteige herab von deiner ſtillen Einſamkeit, zieh hinaus in das bewegte Leben und verkündige und leide."

Die beiden Hände gefaltet auf die Bruſt drückend erwiederte Spinoza:

„Sterben für die erkannte Wahrheit iſt Glückſeligkeit, die keinen Schmerz mehr kennt. Was iſt ein langes Leben gegen

jene Erhobenheit, welche das Daſein ſelbſt und deſſen Hingebung zum Zeugniſſe der innern Wahrhaftigkeit macht? Könnte es nur auch Andere überzeugen. Aber der Märtyrertod beweist für Andere nichts. Für die entgegengeſetzteſten Ueberzeugungen ſind Menſchen freudig in den Tod gegangen. Ich ſelbſt habe einen wie man's nennt gläubigen Juden gekannt, der mitten in den Flammen, da man ihn ſchon entſeelt glaubte, den Pſalm: „In Deine Hand befehl' ich meinen Geiſt" anſtimmte und im Geſange ausathmete. Was könnte mich ein Leben mit ſeinen alltäglich wiederkehrenden Pflichten, Läuterungen und Genüſſen reizen gegen die eine Alles in ſich ſchließende That der Hingebung? Bezwingt aber äußere Gewalt den für ſeine Erkenntniß oder ſeinen Glauben Feſtſtehenden nicht, ſo bezwingt ſein Tod, der doch immer nur äußere Beweiskraft iſt, auch die anderen nicht. Wenn ich, wie ich hoffe, mich einſt ſo weit ausgebildet habe, um auch Andere zu lehren, ſo habe ich ihnen kein Geſetz zu geben, keine runden Sätze einzuprägen; es ſoll ein Jeder nur das Geſetz in ſich und in der Welt finden: die Erkenntniß des in der Natur liegenden Geſetzes, das iſt Erlöſung ſeiner ſelbſt und der Welt. Der Charakter, die bewußte Entwicklung ſeiner Naturgeſetze, demgemäße Beſtimmung ſeiner Handlungen und freie Hinnahme der daraus nothwendigen Schickſale, das iſt die Beſonderheit des Menſchen, die nicht gelehrt, nicht übertragen werden, die er nur aus eigener Arbeit in ſich ſelbſt erſchaffen kann."

Die beiden Freunde ſtanden nach dieſen Worten in ſtiller Andacht einander gegenüber, und auf der Höhe des Denkens muthete ſie wiederum die Freude an, mit gleichem ja faſt mit Einem Blicke hinein zu ſchauen in die weite Welt. Niemand wußte mehr und wollte es wiſſen, wer der Gebende, wer der

Empfangende war, sie waren Eine Seele, Ein Herz, und doch hatte Jeder in dem andern sein eigen Selbst lebendig gegenüber.

Als Oldenburg wegging, empfand er im Tiefsten die weihevolle Kraft, die der Geist des Freundes über ihn ausgoß; es erschien ihm vermessen, hier noch irgend eingreifen zu wollen; nur die Hand reichen, nur durch äußerliche Anlehnung die innere selbständige Nothwendigkeit stützen wollte er. Er fühlte sich beseligt in der Macht solcher Männerfreundschaft, die auf dem Boden des reinen Denkens erwachsen war und die Hingebung an dieses wieder zu einer persönlichen Freude machte.

Was kann die Liebe mehr bieten und warum will der in sich beglückte Denker sich nicht an der Freundschaft allein genügen lassen?

Auch Spinoza fühlte sich immer heimischer in der umfriedeten Stille seines Lebens, dessen gleichmäßiges Glück nicht anders als Seligkeit genannt werden kann. Denn die innere Bewegung des Denkens in der Einsamkeit ist die selige Höhe des Lebens, der ewigen Sonne nahe, über dem Weltgeräusche, über den Wolken, die im Dunstkreis der Erde fließen. Im Alleinsein klärt sich das Leben ab, wo kein Anruf von außen möglich ist, nichts den Strom des denkenden Seins zu unterbrechen vermag. Und was zuerst als Wille erschien, festigt sich zu selbständiger Tragkraft, Gedanken schließen sich aneinander wie ein Reigen seliger Geister und nehmen den an die Persönlichkeit gebundenen Geist mit fort. Aufgelöst und vergessen ist das endliche Selbst und das Leben wird zum Denken.

Was in der Gegenwart und herben Berührung störte, gewinnt eine milde Verklärung und erweckt eine milde Versöhnung im Geiste, den Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit emporge-

tragen, und den kein Vorwurf herabzieht. — Wie ein Erwachen aus dem unbewußten Leben, das doch nur im selbstlosen Gebiete des Denkens sich bewegte, ist dann das Innewerden seiner selbst und das Besinnen auf sich und seine Beziehungen zur Außenwelt.

Hatte sich so Spinoza in reiner innerer Denkbewegung losgelöst von allem persönlichen Sein, so überraschte ihn oft die Erinnerung, daß es nun schon wieder mehrere Tage waren, seit er Olympia gesehen, ja sogar seit er ihrer gedacht, und doch liebte er sie von ganzer Seele; es war nicht jene stürmisch aufbrausende Liebe mit ihren überwallenden Gefühlen, es war die stillkeimende Neigung, deren Wurzeln in der Ueberzeugung und in der klarbewußten Anschauung von der Nothwendigkeit des gegenseitigen Verhältnisses ruhten. Diese Liebe hatte aber der Wunderlichkeiten und räthselhaften Selbstquälereien so viele, als jede andere, die der Sturm der Leidenschaften fortreißt. Mit lautpochendem von Liebeswonne geschwelltem Herzen ging er jedesmal nach dem Hause Olympia's und nicht selten verließ er dasselbe mit verstörtem Geiste und es ward ihm erst wieder wohl in seiner trauten Einsamkeit. — Wollte er wirklich die Liebe Olympia's unterdrücken, oder wollte er nur eine Probe damit anstellen? Er sprach mehr als gewöhnlich von seinem Judenthum, ja er suchte auch noch auf andere Weise sich selber in dem unvortheilhaftesten Lichte zu zeigen, und doch kränkte es ihn wieder, wenn er seinen Zweck erreicht zu haben schien, und Olympia — sei es aus Gefallsucht oder um ein Vergeltungsrecht zu gebrauchen — dem blonden Kerkering allerlei kleine Gunstbezeugungen zuwandte, wodurch dieser sich hochbeglückt fühlte, und in seiner Meinung, daß Spinoza nur der Strohmann sei, mit dem man ihn necken wolle, immer mehr bestärkt wurde. — Seit

jenem entſcheidungsvollen Abende hatten ſich die beiden Liebenden nicht mehr allein geſprochen, hierdurch hätten ſich Mißverſtändniſſe und Irrungen leicht gelöſt; aber auch ſo, den Augen uneingeweihter Zuſchauer blosgeſtellt, genoſſen ſie Wonnen unerſchöpflichen Liebesglücks. Oft ſprach ihr Mund die gleichgiltigſten Dinge, aber ihre Augen ſagten ſich all die Gefühle, die ſie tief verſchloſſen für einander hegten.

20. Confessionen.

„Die Juden wollen Allarm gegen dich schlagen, sie betrachten dich als Ausreißer, und wollen, daß du wieder zur Fahne zurückkehrst," so sagte Oldenburg zu Spinoza, als er mit Meyer in dessen Zimmer trat.

„Fürchte nichts," sagte Meyer, „du hast dich so hoch hinaufgebettet, daß ihnen der Athem ausgeht, bis sie zu dir hinaufkommen."

„Wie wär's," fragte Oldenburg wieder, „wenn du dich, während sie nach dir fahnden, unter eine andere Fahne begeben, und dich in eine andere Uniform gesteckt hättest?"

„Du hast doch einst den Türenne so sehr gelobt," entgegnete Spinoza, „weil er das nicht that; ich wüßte nicht, welche Uniform mir paßte."

„Du hast Recht," sagte Meyer, „müßte ich dir eine Uniform zuschneiden, ich würde die ganze Himmelsdecke dazu verbrauchen, und Sonne und Mond dir als Ordenszeichen an die Brust hängen." Ein Gelächter entstand und Oldenburg begann wieder:

„Wozu diese Plänkeleien? wir müssen der Sache zu Leibe rücken; Meyer, von seinem iatromathematischen Standpunkte

aus, behauptet immer, das Streben aller Vernünftigen müſſe dahin gehen, allen poſitiven Glauben und vornehmlich alle Autorität der Bibel auszurotten. Luther, ſagt er, habe den Traditionsglauben geſtürzt, er habe uns aber auf den unfruchtbaren Sand des bloſen Bibelwortes geſetzt, er beruft ſich ſogar auf dich, und ſagt: du hielteſt nichts auf die Propheten und die heiligen Geſchichten."

„Wenn er das thut, ſo hat er Unrecht. Ich glaube: die Prophetie kann vermöge ihrer inneren Anſchauung oder Phantaſie, die wir als unmittelbare göttliche Gabe bezeichnen können, das Wahre oft eben ſo richtig erkennen als die ſich immer klar bewußte Vernunft; nur weil jene ſich noch auf der niedern Stufe der Erkenntniß hält, iſt ſie dem Irrthum auch mehr blosgeſtellt als die reine Vernunft. Theologie und Philoſophie ſind ſich nicht einander entgegengeſetzt, ſie beruhen blos auf ganz anderen Grundlagen. Ich bin von dem ewigen und unerſchöpflichen Nutzen vieler der ſogenannten heiligen Geſchichten für das gemeine Volk überzeugt. Wer an dieſelben glaubt und ſein Leben danach einrichtet, hat als Erbe ſich eine große Summe von erfahrungsmäßigen Wahrheiten angeeignet, zu welchen eine geringe Anzahl von Menſchen, die nicht an dieſelbe glauben mag, nur unmittelbar durch ihre Denkkraft und ſomit aus ſich ſelber heraus gelangen können. Jene wie dieſe ſind ſelig, dieſe aber noch ſeliger, weil ſie aus ſich ſelber die Geſammtheit ihrer von der Natur gegebenen Geſetze erforſchen; die Bibel kann den Anſpruch auf dieſe für Alles ausreichende Geſammtheit nicht machen und hat ihn auch nie gemacht, ſie iſt ein nach und nach entſtandenes Werk mit mancherlei Aeußerlichkeiten, ihr Zweck iſt nicht Wiſſenſchaft und Denken, ſondern Glauben und Handeln, und

darum ist es gut, daß wir einsehen, wie wir Alles eben so gut und noch bestimmter aus der eingebornen Denkkraft schöpfen können."

„Siehst du, da hab' ich wieder meine Erbsünde," fiel Meyer ein; „zuerst sagte man: die menschliche Natur ist von Grund aus und ursprünglich schlecht, sie kann das Höhere gar nicht erfassen, und dann sagte man: deshalb muß sie eine übernatürliche Offenbarung aus diesem Zustande erlösen. Man schlug der Menschheit ein Bein ab und triumphirte: seht ihr's? sie kann nicht allein stehen, drum muß man ihr einen Stelzfuß anschnallen und alle Sonntage nach dem Riemenwerk sehen, damit die Menschheit wieder acht Tage laufen kann."

„Meyer! du willst nur immer die Hinterlassenschaft der Erbsünde bereichern," sagte Oldenburg und fuhr zu Spinoza gewendet fort: „Sage mir offen: bist du denn nicht überzeugt von der Abgelebtheit und einengenden Beschränktheit des Judenthums?"

„Das ist viel gefragt; aber ich muß dir vorerst wiederholen, daß kein Glaube uns jene wahre Seligkeit bietet, die allein aus der Erkenntniß der innern Nothwendigkeit unserer Naturgesetze entspringt. Schon längst ist es so weit gekommen, daß man fast Niemanden mehr, wer er sei, ob Christ, Türke, Jude oder Heide als solchen erkennt, sondern nur nach den äußern Sitten und Gebräuchen, oder weil er diese oder jene Kirche besucht, dieser oder jener Meinung anhängt und auf die Worte irgend eines Meisters zu schwören pflegt. Das eigentlich Ausschlaggebende ist schließlich der individuelle Charakter, darum neigen die Bekenner ein und desselben Glaubens, ja oft die Bekenner ein und desselben philosophischen Systems zu so verschiedenen Gestaltungen

ihres eigenen und des gesammten Lebens. Was nun das Judenthum betrifft, so erkennt dieses selber einen gottseligen Lebenswandel unabhängig von jener bestimmten Offenbarung als Gesetz an; Noah, Abraham, Isaak und Jakob werden als gottselig gepriesen, obgleich sie lange vor der Offenbarung auf Sinai lebten. Moses, vermöge seiner eminenten göttlichen Eigenschaften gab dem Volke das Gesetz als Recht, als Staatsverfassung; diese ist zertrümmert, das Urrecht, aus eigener Erkenntniß sich die göttlichen Gesetze zu begründen, tritt also auch im Judenthume mit allgemeiner Geltendmachung ein."

„Mir waren die Juden stets ein merkwürdiges Phänomen der Geschichte," sagte Meyer. „Die Juden müssen so lange bestehen als es eine positive Religion giebt. Diese wunderbare Zähigkeit, mit der sie alle fürchterlichen Schläge des Geschicks überdauert haben, muß den Beweis in sich tragen, daß ihre Mission noch nicht erfüllt ist, und daß sie im Verlaufe der Geschichte noch einmal einen mächtigen Hebel bilden können."

„Dir gefallen solche Abnormitäten —," sagte Oldenburg und Spinoza erwiederte:

„Es giebt keine Abnormitäten, Alles hat seinen bestimmten Grund, aus dem es nothwendig und folgerecht in solcher Ordnung hervorgehen muß. Wenn nicht die Einrichtungen ihrer Religion sie ihrer Männlichkeit berauben würden, so würde ich unbedingt annehmen, daß die Juden, wie das bei dem Wechsel der menschlichen Dinge wohl möglich ist, einst, wenn sich die Gelegenheit giebt, ihr Reich wieder errichten und Gott sie von Neuem erwählen könnte. Wir haben hievon ein Beispiel an den Chinesen, die ihr Reich wieder erlangt haben. Aber die Mission der Juden ist wol erfüllt, es ist bei ihrer Erhaltung durchaus

nichts Wunderbares; nur der Haß der Nationen hat sie erhalten, und sie selber haben sich dann durch ihre Gebräuche von allen Völkern abgesondert. Diese letzteren können fallen wie alle übrigen Ceremonialgesetze, die nur lokale Geltung hatten, und der Haß der Nationen kann sich in Liebe verwandeln."

„Ich wäre stolz darauf ein Jude zu sein," sagte Meyer, „man ist in entschiedener Opposition gegen allen Schlendrian geboren, und stellt in sich den Riß, der durch das Herz der jetzigen Menschheit geht, unmittelbar dar. Im Alterthum lebte der Mensch in vollkommener Einheit; die Religion war Staatsverfassung und die Staatsverfassung Religion. So war es in Rom und Athen, in Aegypten und China, und am vollkommensten in Palästina. Mit der Zerstörung des jüdischen Staates und mit dem Auftreten des Christenthums gab es erst eine Religion als solche, denn jetzt erst wurde sie losgeschält vom Staate. Zwei Faktoren waren es fortan, die den Menschen in Beschlag nahmen und ihm seine Einheit raubten: Staat und Kirche. Das Christenthum hat im Papismus bis jetzt gerungen, beide wieder zu vereinigen; die Macht des Papismus ist gebrochen, die alte Zweiheit ist wieder da, und das Christenthum giebt keine Staatsverfassung."

„Ich glaube wir haben die Rollen gewechselt," erwiederte Spinoza, „das Christenthum hat sich nicht an Nationen und Staaten, sondern an die Menschheit, an den Menschen gewendet, um ihn innerlich frei zu machen, nie wollte es äußeres Gesetz sein. Vermöge der Erkenntniß unserer inneren Gesetze können und müssen wir Staat und Kirche einrichten, in beiden aber dem Forschergeiste, der Alles in Frage stellen darf, freien Spielraum lassen, sonst legen wir wieder durch äußere Gesetze unsere innere Freiheit in Banden. Die zeitlichen religiösen und

politischen Beigaben der Christuslehre sind eben nur zeitliche. Wenn Christus sagt: „Schlägt man dich auf den rechten Backen, so reiche auch den andern dar," (welche Verhaltungsregel auch Jeremias in seinen Klagliedern giebt) so kann das nur zu einer Zeit der Unterdrückung und Rechtlosigkeit gelten; sonst aber ist es pflicht- und vernunftgemäßer, dem, der dir einen Schlag giebt, zwei dagegen zu geben, oder ihn wo das Recht herrscht, vor Gericht zu belangen, damit die Lasterhaften nicht gewonnen Spiel haben mit ihrer Lasterhaftigkeit."

„Mit allen diesen Ansichten," sagte Oldenburg, „würde ich nicht lange anstehen, mich zur christlichen Religion zu bekennen; du brauchst es nicht aus Ueberzeugung für das Positive derselben zu thun, ich schlösse mich an deiner Stelle dadurch nur der größeren und bildungsreicheren Menge an, die auch den bedeutendsten Einfluß auf die Geschichte der Zeit zu üben vermag. Es ist nicht Eitelkeit, wenn man einen unschönen Auswuchs im Gesichte ausschneiden läßt, man unterwirft sich dadurch nur der Pflicht gegen sich und andere, alles Störende abzuthun."

„Und ich," sagte Meyer, „ich würde dich von diesem Tage an nicht mehr so schätzen und achten können, du wärest dir selber abtrünnig geworden. Aber wie ich höre, minnest du ja die heilige Olympia. Nun das ist doch ein universelles Mädchen! Zuerst hat sie einen Katholiken, dann einen Reformirten zum Geliebten gehabt; jetzt hat sie einen Juden und, wie ich glaube, in dem Kerkering einen Lutheraner als Kebsgeliebten daneben, ist sie mit euch beiden fertig, verschreibe ich ihr einen Türken."

„Spotten und Witzeln ist deine Erbsünde", entgegnete Spinoza streng, „aber ich verlange, daß du mit Ehrerbietung von Olympia sprichst."

„Ach, die hochgelahrte Olympia!“ ſcherzte Meyer, „ſie kann Amo im Präteritum vollkommen conjugiren; doch, ich muß ja ernſthaft ſein. Zuerſt war ein Maler, der hier in dieſem Zimmer ein paar Monate gewohnt hat, von ihr bezaubert. Es war ein blutjunger Menſch, mit ausgezeichnetem Talente und überſprudelnder Gemüthsfülle; ich kam damals ſelber häufig in das Haus des van den Ende, und geſtehe, daß ich nicht wenig dazu beitrug, daß van der Spyck das Verhältniß löste. Hätte ich aber vorher gewußt, was daraus erfolgt, ich hätte meine Hand nicht dazu geboten; denn van der Spyck ergab ſich von da an dem Trunke, ſank von Stufe zu Stufe immer niederer, bis er es endlich hier nicht mehr aushielt und nun unſtet und flüchtig in der Welt umherirrt. Sowohl van der Spyck als Olympia wendeten ihren Groll gegen mich; ich kam ſeitdem nicht mehr in das Haus meines Collegen. Der zweite Geliebte Olympia's war ihr Muſiklehrer, der ſchwamm ewig in lauter Muſik, er war nie zu ſehen ohne ein Muſikheft unter dem Arm, und wo er ging und ſtand bewegten ſich ſeine Finger wie zum Orgelſpiel; ich glaube, daß er mit einem Notenblatt unter dem Arm auf die Welt gekommen iſt, und daß er ſchon ſeinen erſten Schrei aus d dur that; ach! der ſchwärmte mit Olympia im Reich der Töne. Den wies nun der Brummbaß des Vaters aus dem Paradieſe. Denke dir aber die fürchterliche Proſa: der Menſch hätte doch wenigſtens mit einem Piſtolenſchuß ſich das Finale machen ſollen, aber grauſam! nicht volle acht Tage darauf hat der Muſikſchlüſſel ſchon ein anderes Schloß aufgemacht, er iſt verlobt mit der Tochter des Aufſehers bei dem Huys te Sinneluſt*); er erhält

*) Eine Art Concertſaal mit verſchiedenen ſeltenen muſikaliſchen Inſtrumenten.

das Amt seines Schwiegervaters und lebt nun ein bürgerliches Andante mit seiner musikalischen Ehehälfte. Ich will nur sehen, wie es mit euch schließen wird."

Spinoza ging nachdenklich und ärgerlich das Zimmer auf und ab; es war ihm fast wieder so wie damals, als Chisdai das lichte Bild Olympia's mit seinem Zelotismus begeiferte.

„Ich begreife dich nicht," sagte Oldenburg, „du täuschest dich gewiß, wenn du glaubst, du liebst sie; diese Gemüthsruhe, dieses Versenken in Gedanken, die zur Liebe in keinem Bezuge stehen, wäre nicht möglich, wenn das wahre Liebesfeuer dir durch die Adern flösse."

„Kennst du denn alle Besonderheiten der Liebe in den verschiedenen Individuen, um das so bestimmt und unbedingt auszusprechen?" fragte Spinoza.

„Ich kenne die Liebe, und war ich auch stürmischer als mancher andere, so kenne ich doch ihren ewigen Urquell, der bei allen derselbe sein muß. Meine Bekanntschaft mit Olympia datirt sich von meiner Liebe her; Maria war die Freundin Olympia's. Inniger als ich liebte, hat wol nie ein Mensch geliebt; mit Mitleiden und Hohn sah ich auf die Alltagsmenschen herab, die den Tag über an ganz andere Dinge denken und ein beliebiges Geschäft treiben, Physik studiren, Staatsacte ausfertigen, Handelsbriefe schreiben können, und dann, wenn das Tagewerk vollendet ist, oder ein Sonntag im Kalender steht, mit dem Liebchen einen Spaziergang machen. Die trefflich eingeschulten Herzen, wie eng und kalt waren sie mir, der ich keinen andern Gedanken kannte, kein anderes Gefühl wollte, als die Liebe allein. Ich hatte eine neue Seele gewonnen mit einer unzerstörbaren Einheit, denn der eine und ewige Gedanke war nur sie, und sie

allein. Wenn ich den süßen Athem Maria's einsog, oder wenn ich in der fernen Heimath einsam wanderte, immer war ihre Seele bei mir; überall dachte ich, bald ist sie hier mit dir, du nennst sie dein — ich schauderte oft vor der unendlichen Ueberschwänglichkeit dieses Glücks, es war zu groß, ich hätte es nicht ertragen können. — Ich wurde schmählich um die Geliebte und um den besten Theil meiner Gefühle betrogen. Eine andere Liebe? ich mag und darf sie nicht wünschen; war mir's versagt, in jenem ersten Feuer der Liebe meine Seele aufgehen zu lassen, ich verachte jene bürgerlich wohlerzogene Liebe, ich bin froh, daß ich zu alt bin, um noch einmal einer Versuchung ausgesetzt zu sein; ich habe einen Wirkungskreis und finde Beruhigung in ihm."

„Die Ehe ist ein heiliges und ewiges Naturgesetz," erwiederte Spinoza, „sie ist des Menschen schönste Zierde, wenn sie aus reiner sich vernünftig bewußter Neigung geschlossen wird."

„Ich will die Ehe nicht angreifen", entgegnete Oldenburg, „aber das ist ein Fluch, der auf der Menschheit lastet, je weiter sie voranschreitet, daß es immer unmöglicher wird, dann ihres Genusses theilhaftig zu werden, wenn die Natur es erheischt. Was sollen Kunst und Wissenschaft und Industrie? Mögen sie alle zu Grunde gehen, wenn nicht der Mensch —"

„Der kann," unterbrach ihn Spinoza, „naturgemäß leben, wenn er früh gelernt hat seiner Leidenschaften Herr zu sein, und den ewigen Vernunftgesetzen gemäß zu handeln. Freilich, dazu ist nöthig, daß diese nicht als äußere uns aufgedrungene erscheinen, denn sonst wird die äußere Macht der Leidenschaften sie oft im Kampfe besiegen; haben wir aber, vermöge unserer inneren Vernunftgesetze, die Nichtigkeit aller Macht und alles Genusses der

Leidenſchaften erkannt, ſo führen wir ein Leben, wie es unſere wahre Natur erheiſcht.“

„Es iſt nicht Allen gegeben,“ entgegnete Oldenburg, „gleich dir der Welt den Rücken zu kehren, oder vielmehr in dem Himmel ſeines eigenen Selbſtbewußtſeins ſich über ihr zu wiegen; es giebt ſtürmiſche, drangvolle Geiſter, die nur ein glücklicher Leichtſinn in dieſer Welt voll nichtiger Wichtigkeiten, voll nothwendiger Willkür lebensfroh erhalten, und vor Wahnſinn und Verzweiflung wahren kann.“

Mit mildem Tone lenkte Spinoza das Geſpräch wieder zurück, indem er ſagte: „Ich kehre der Welt den Rücken nicht, wie du glaubſt; ich genieße ſie in meiner Weiſe vollauf.“ —

„Und betrügſt dich, wenn du glaubſt ſie mit Olympia noch mehr zu genießen.“

„Oldenburg, du haſt zu hoch geſpannte Anſichten von der Ehe,“ bemerkte Meyer; „glaube du mir, ich habe jetzt die zweite Frau, und lebe ſtets zufrieden; man wird in der Ehe weder ſo glücklich als die Schwärmerei hofft, noch ſo unglücklich als ſie fürchtet. Meine jetzige Frau kannte ich vor der Hochzeit nur wenig, wir lernten uns nach und nach kennen und aneinander gewöhnen; was man von Seelenharmonie träumt, iſt gar nichts Weſentliches, meine Frau z. B. iſt ächt frommgläubig, und doch leben wir einig, ja es wäre mir ſogar nicht lieb, wenn ſie nicht ſo wäre; dieſer ſtille Glaube giebt den Frauen einen beſondern Reiz. Ich habe zwei geſunde muntere Jungen, habe ein geordnetes Hausweſen, und darf ſagen: ich lebe glücklich. Unter jedem andern Verhältniß würde ich dir unbedingt rathen, dich zu verehelichen.“

„Du weißt, ich achte und verehre Olympia von Herzen,“

sagte Oldenburg, „aber eine Verbindung mit ihr muß ich dir widerrathen. Ich mische mich nur mit Widerstreben in diese Angelegenheit und würde es auch noch jetzt nicht thun, wenn ich nicht deine beneidenswerthe Kraft kennte, trotz alles Widerstreites dir Jegliches rein und heilig zu erhalten. Hier aber laß dich bekehren. Es ist die erste Liebe nicht, mit der Olympia dir zugethan ist; der frische Himmelsthau ist weg, diese Lippen haben schon einen andern geküßt, dieses Herz hat schon für einen andern geschlagen, und — du darfst mir's nicht verargen, daß ich es sage — es ist die wahre Liebe nicht, die du gegen sie hegst, sonst könntest du unmöglich in diesem ruhigen Gleichmuth dich bewegen."

„Ich muß dir abermals wiederholen," entgegnete Spinoza, „daß es nichts wahrhaft Wünschenswerthes giebt, was die vernünftige Ueberlegung nicht eben so tief und noch weit dauernder erfassen könnte, als Schwärmerei und ungestüme Leidenschaft."

„Mir fällt etwas anderes ein," sagte Meyer, „wäre es, positiv rechtlich gefaßt, nicht gestattet, daß Juden und Christen einander heiratheten?"

„Kein Rabbine auf Erden könnte ein positives Hinderniß dagegen aufbringen. Die Christen sind, vom jüdischen Standpunkte aus betrachtet, nur eine jüdische Sekte; daß ihre Zahl im Verlaufe der Geschichte die größere wurde, verändert an dem Sachverhältniß nichts. Wir haben unter den Juden Sekten, ja sogar unter den Thalmudisten Einzelne, die den Messias als schon erschienen betrachten, und nirgends kann eine gegenseitige Verschwägerung verboten werden."

„So lange diese Wechselheirathen nicht stattfinden werden," begann Meyer wieder, „wird der Schimpf, der bei dem Namen

„Jude“ gedacht wird, nicht unter allen Verhältniſſen ausgerottet werden können. Nun wäre ich doch für dieſe Verbindung, es wäre großartig, wenn du auch hierin der jüdiſche Erlöſer werden könnteſt.“

Zum erſtenmale war Spinoza froh, als die beiden Freunde ſich entfernten. Von allen Neigungen des Menſchen ſcheint die Frauenliebe allein dem Glauben ähnlich, ihr letzter Grund beruht allein in der Perſönlichkeit, deren gerechtes Anſchauen, keinem andern erkenntlich, es zum Frevel macht, ſie anzutaſten. Warum mußte Spinoza von einer Liebe erfüllt werden, die mit ſolchem Widerſtreit gegen die Welt verknüpft war und daher Jedem und beſonders den Freunden ein Recht gab, ſie zu durchforſchen? Einer minder ſtrengen und unnachſichtlich nach innerer Wahrhaftigkeit ſtrebenden Natur hätte ſolcher Eingriff den ſanften Schmelz ſtiller Empfindung verwiſcht und ihn bitter gegen die Freunde oder ſelbſt zweifleriſch in ſich gemacht. Spinoza lernte auch hierin ſich aus der klaren Erkenntniß jene Weihe erringen, die man ſonſt nur der unvermittelten Empfindung zuzuſchreiben gewohnt iſt.

21. Mikrokosmus.

Ein Herz, das ſich gewöhnt, alle ſtürmiſchen Wallungen nieder zu halten, gleichmäßige Bewegung und eine Mittelſtimmung zu gewinnen, die eben ſo fern von ſtumpfer Unbewußtheit wie von den ſchneidenden Gegenſätzen in Jubel und Trauer iſt, ein ſolches Leben geräth nicht auf ſchwindelnde Höhen oder in dunkle Abgründe, die den theilnehmenden Beſchauer bald mit bangem Entſetzen über drohenden Untergang, bald mit ſtiller Befriedigung über gewordene Rettung erfüllt.

Unſer Held hat ſich nicht verloren in der Liebe zu einem Mädchen und doch iſt ſein beſtes Leben dabei gefährdet. Er hat ſchließlich mit Niemand zu kämpfen als mit ſich ſelber, mit angeborenen und anerzogenen Beziehungen. Solcher geräuſchloſe Kampf erheiſcht aber noch weit mehr das Aufbieten der innerſten Kraft, es fehlt der faßbare Gegenſatz, der die Tapferkeit ſteigert.

Es wird kein ſichtbares Reich verändert mit Erhebung und Fall unſeres Helden, aber ein Geiſtesreich mit weitgebietender Macht ſteht in Frage. In der ſtillen ſchmuckloſen Dachſtube in der Kalwerſtraat zu Amſterdam ſollte ſich's entſcheiden.

Arbeit und ſtilles Sinnen iſt es allein was wir belauſchen müſſen. Am frühen Morgen treffen wir unſern Philoſophen wach an

der Werkbank. Er hat heute ſchon wieder, wie Frau Gertrud ſagt, „dem Tag in die Augen gegriffen“; er lächelt ſtill zu dieſer Bemerkung, vielleicht deutet er ſie anders. Ruht das Rad und der Stift, iſt's todtenſtill im Raume, die Welt iſt abgeſchieden.

Was ſpannt ſein Antlitz nur heute und macht ihn oft nach der Fenſterecke ſtarren?

Er wohnt doch nicht ſo einſam als wir vermutheten, am unbemerkten Orte hat er eine Stubengenoſſin in einer ſelbſtgebauten Zelle, für deren tägliches Brod er ebenfalls zu ſorgen hat; ſeht, da hat er eine Fliege erhaſcht, nun holt er ſein Mikroſkop, geht nach dem Fenſter und wirft das erbeutete Thier in das Spinngewebe. Wir wollen auch durch das Mikroſkop ſchauen, vielleicht gelingt es, den Betrachtungen des Philoſophen nachzugehen: „Sieh, wie die einſam lebende Spinne aus ihrem Verſtecke hervorſpringt, trotz ihrer acht Augen muß ihr Geſichtsſinn kümmerlich ſein, denn ſie weicht nicht aus, wenn man ihr einen Gegenſtand nähert; ſie muß aber eine feine Empfindung haben, denn ſie vermerkt die leiſeſte Berührung ihres Netzes. Oder hätte ſie vielleicht gar noch einen lebendigen Zuſammenhang mit dem aus ihr Abgelösten? Sieh, wie ſie ſich behende auf die zappelnde Beute wirft, ſie mit ihren langen haarigten Beinen umklammert, ſie herzt und mit ihrem mächtigen Rüſſel abküßt. So recht, wehr' dich, das iſt brav, aber das Netz, das Netz, huſch! ſie iſt durch; jetzt ſchlägt ſie die Hinterfüße auf dem Rücken übereinander und rüſtet ſich zur Flucht. Vergebens! der linke Flügel iſt zerriſſen, ſie kann nicht fort und da verfolgt ſie ſchon die Heißhungrige; jetzt packt ſie ſie auf, und ſchleppt ſie zurück in ihre Behauſung; nun iſt's aus, jetzt knickt ſie ihr die Füße ab und umſpinnt ſie mit ihrem feinen Gewebe, da hat ſie den

Kopf vom Rumpfe getrennt und saugt nun durstig die Eingeweide aus. Welche behagliche Ruhe im Genusse! wie sie sich labt, bald eine Pause macht, und dann wieder frisch drauf los nagt; ob sie wol weiß, daß es Anfangs eine höhere vorsorgende Macht war, die ihr die gebratene Taube in den Mund fliegen ließ? Gewiß, die Spinne denkt jetzt, das ganze Fliegengeschlecht sei ihretwegen erschaffen, und Alles ist nur insofern gut, als es von der Fliegennatur an sich hat und den Bauch der Spinnen füllen kann. Jetzt sieht sie auf mich, ob sie mich wol anbetet, oder ob der Wind und der Scheuerbesen ihre Götzen sind, weil sie erfahren hat, daß sie ihr Gehäuse zertrümmern können? So, jetzt ist sie fertig, da liegt nur noch das leere Skelett, und nun kriecht sie tiefer in ihr Versteck zurück, ihre Arbeit ist zu Ende, denn sie hat sich gesättigt." Der Philosoph legte das Mikroskop weg, griff nach der vor ihm liegenden Bibel, schlug das 30. Kapitel der Sprüche Salomonis auf und las: „Zweierlei verlange ich von dir, die wolleſt du mir nicht weigern ehe denn ich sterbe: Trug und Lüge laß ferne von mir sein; Armuth und Reichthum gieb mir nicht, gieb mir nur das nöthige Brod." „Vier sind klein auf Erden und sind doch gar klug. Die Ameisen, ein Volk ohne Stärke, bereiten sich im Sommer ihre Speise. Die Kaninchen, ein Volk ohne Macht, setzen in Felsen ihr Haus. König hat der Heuschreck nicht, und allesammt ziehen sie in Haufen aus. Die Spinne webt mit ihren Händen und wohnt in den Palläſten der Könige."

Die Bibel erklärt in ihrer Weise die Natur und ihre Triebe, die Menschengeschichte und ihre Vertilgungskriege. Ueberall ein endlos sich aneinander reihender Vernichtungskampf, die Gewalt herrscht in der Natur, sie bethätigt sie unschuldig und die Menschen haben Gesetze festgestellt zur Wahrung gegen einander und

das Geſetz hat ſeine Kraft wiederum nur in der ihm botmäßigen Gewalt, des Menſchen Gotteskraft aber iſt, ſelber ſich Geſetz zu ſein, im Bewußtſein ſeine Natur zu faſſen, die ihm den Frieden mit ſich und der Welt gebietet. Im Namen der gegebenen Geſetze, göttlicher und bürgerlicher, verdammen und morden wiederum Tauſende einander, und was ſie verbinden ſollte, ſcheidet ſie. Wird es möglich ſein, die Macht des innern Geſetzes zur Tugend und Liebe feſtzuſtellen? . . .

Freuen wir uns, daß wir gerade heute ſo glücklich waren, Spinoza ungeſtört zu treffen, denn geſtern hatte er einen gar ſchweren Kampf zu beſtehen. Frau Gertrui kam mit einem Kehrbeſen zur Thüre herein, als er eben über den Kampf einer fetten Schmeißfliege mit der Spinne lautauf lachte.

„Haben die Juden auch den Glauben, daß die Spinnen Glück bringen?“ fragte ſie. „Ihr ſeid doch ſonſt ſo ſäuberlich, und darin das gerade Gegenſtück von dem ſeligen Herrn Magiſter, daß ich meine wahre Freude daran hab'. Ich will die Spinnen ja nicht umbringen, Gott bewahre, nur vertreiben will ich ſie. Ich muß mich ja ſchämen vor den vornehmen Herren, die zu Euch kommen, was werden die denken? das muß eine ſchöne Hauswirthin ſein, die ſcheuert ja nicht einmal die Spinngewebe weg.“

Es giebt für eine ſchmucke Holländerin, in ihrem Bedacht auf blanke Sauberkeit des Hauſes, nicht leicht etwas feindlicher Verfolgtes als eine Spinne. Nur ſehr widerwillig ließ Frau Gertrui ihrem Scheuereifer Grenzen ſetzen. Es half nichts, daß der Philoſoph erklärte, wie die Spinnen für ſich ſehr auf Reinlichkeit halten, und ſie war ſelbſt da noch nicht beruhigt, als Spinoza ihr verſicherte, er wolle allen ſeinen Beſuchern erklären,

daß er der Erhalter der Spinngewebe; sie blieb dabei, er sei kein echter Holländer, weil er in einem Zimmer wohnen könne, wo ein Spinngewebe sei. —

Sehen wir indeß, wie er den heutigen Tag beschließt. Bis es Nacht ist arbeitet er, und dann bannt er seine ausgearbeiteten Gedanken auf das Papier. Kopf und Hände hat er heute sehr angestrengt, er fühlt das Bedürfniß der Ansprache, er nimmt die Lampe in die Hand und geht hinab zu seinen Hausleuten. Als er in die Stube tritt, sitzen Klaas und Gertrui mit gefalteten Händen hinter dem Tische, ihr Enkel Albert Burgh liest aus der Hauspostille den Abendsegen vor. Spinoza setzte sich in eine Ecke bis das Gebet zu Ende war, dann rückte er auch an den Tisch und sprach mit seinen Hausleuten über dies und das. Klaas klagte, daß die neuen Moden Alles verderben, die Knopfmacher verlören auch nach und nach das Brod, weil man immer weniger und immer kleinere Knöpfe trage. Spinoza hatte für Alles einen Trost, und die Leute fühlten sich gar behaglich bei seinen Reden.

„Sagt mir doch einmal," fragte Klaas, „wie kommt's, Ihr seid doch noch nicht so bei Jahren und seid auch noch wenig in der Welt herumgekommen, wie kommt's, daß Ihr so bald und so gut wißt, wie's dem gemeinen Mann um's Herz ist? Ich bin gleich in den ersten acht Tagen mit Euch gewesen, als ob wir schon einen Scheffel Salz mit einander gegessen hätten."

Spinoza erklärte, daß das menschliche Herz unter allen Verhältnissen dasselbe sei, und daß, wer nur sich selber wahrhaft kenne, auch die Regungen des Herzens in Andern und unter andern Verhältnissen richtig auffassen und beurtheilen könne.

„Wenn Ihr so redet," sagte dann Frau Gertrui, „ist mir's

ſo ſonntäglich zu Muthe, wie wenn ich eine Predigt hörte; gerade ſo wie Ihr hat der ſelige Domine Plancius in der oude Kerke geprediget. Nicht wahr Klaas, ich hab's ſchon oft geſagt: unſer lieber Herr von Spinoza hat ſo ein chriſtliches Gemüth, der hat auch gar nichts von einem Juden an ſich, er iſt gar nicht wie die anderen Juden und er iſt auch kein Jud?"

„Geert, wenn dein Maul in Gang kommt, da raſpelt's fort, kommt's geſcheit oder dumm," ſagte Klaas, „Ihr müßt's ihr nicht übel nehmen, es iſt nicht bös gemeint."

„Ihr wißt ſchon, wie ich's mein', ich ſag nur, Ihr ſeid nicht wie die Juden ſind, ſo — ſo — nun, Ihr wißt ſchon, wie ich's mein'."

„Ja wohl, und ich bin auch nicht im Entfernteſten bös."

„Jeder bleibt bei ſeinem Glauben," ſagte Klaas, „und wer rechtſchaffen und brav iſt, kann in jedem Glauben ſelig werden; alle Menſchen ſind Gottes Kinder."

„Aber du biſt des Teufels Kind," ſagte der kleine Albert, der bis jetzt ruhig zugehört hatte, zu Spinoza, „du haſt ja unſern Heiland gekreuzigt und kommſt in die Höll'."

Klaas langte über den Tiſch herüber und wollte dem Knaben eine Ohrfeige geben, Frau Gertrui und Spinoza hielten ihn davon ab.

„Dummes Kind," ſagte die erſtere, „das hat dieſer Herr nicht gethan, das haben andere gethan, die ihren Lohn ſchon lang erhalten haben."

Spinoza nahm den Jungen, der ſich anfangs ſehr dagegen ſträubte, auf den Schooß, und erklärte ihm: daß das kein Verbrechen ſei, ein Jude zu ſein, da ja Chriſtus ſelber und die Apoſtel Juden geweſen wären; allerdings hätten die Juden

nicht recht daran gethan Christum an's Kreuz zu schlagen, es sei ihnen auch übel genug ergangen, und man müsse nicht ewig für frühere Fehler büßen.

„Mit Verlaub," sagte Klaas, „Ihr habt nicht ganz die richtige Ansicht; unser Heiland mußte den Kreuzestod sterben, weil es ihm so vorherbestimmt war von Gott dem Vater, und er nur so der Erlöser für uns werden konnte."

„Selbst nach dieser calviniſtiſchen Ansicht," entgegnete Spinoza, „wären die Juden doppelt unschuldig. Du mußt nie glauben, lieber Albert, daß Gott einen Menschen auf ewig verdammt —"

Auch über diese letzte Aeußerung hatte er noch eine Controverse mit Klaas zu bestehen, und besonders über die Bibelstelle: „Des Menschen Sohn geht zwar dahin, wie von ihm geschrieben stehet; doch wehe dem Menschen, durch welchen des Menschen Sohn verrathen wird. Es wäre ihm besser, daß derselbige Mensch nie geboren wäre" (Math. 26, 24.). Der Streit glich sich aber wiederum gütlich aus.

„Warum hast du denn keinen großen Bart?" fragte Albert, Spinoza furchtsam das Kinn streichelnd, „in deiner Heimath haben ja alle Männer lange Bärte."

„In meiner Heimath? woher glaubst du denn, daß ich gebürtig bin?"

„Aus Jerusalem, oder bist du vielleicht gar aus Nazareth? O erzähle mir doch auch Etwas davon, ach! da muß schön sein."

„Ich bin nicht aus Kanaan, lieber Junge, ich bin hier in Amsterdam geboren wie du."

„Du lügst, du bist ja ein Jud; nicht wahr Großvater, die Juden kommen alle aus Kanaan?"

„Schon lange nicht mehr; sie sind seit undenklichen Zeiten bei uns, und wenn der Heiland wieder erscheint und das tausendjährige Reich gründet, führt er sie alle wieder nach Palästina."

„Dann möcht' ich auch ein Jud' sein, ich möcht' auch mit."

„Sei du froh, lieber Junge, daß du keiner bist," sagte Spinoza; „das tausendjährige Reich läßt schon lange auf sich warten."

„Wie hat dein Vater geheißen?"

„Binjamin."

„Aber doch nicht Jakobs jüngster Sohn? Das war ein schöner Mann der Jakob, ich würde mich schämen ihn zum Urahn zu haben; der hat ja seinen Bruder Esau und seinen Schwiegervater Laban betrogen, und seine Nachkommen haben den Aegyptern ihr Gold und Silber gestohlen."

„Seid doch so gut und gebt dem Jungen, auf meine Gefahr, ein paar tüchtige Maulschellen," sagte Klaas.

„Mit nichten," entgegnete Spinoza, „das ist ein kleiner Bibelheld; aber vergiß nicht, mein Kind, weder von dem ägyptischen Golde noch von der Kreuzigung Christi haben die Juden mehr Etwas; du mußt immer bedenken, daß die Apostel auch Juden waren —"

„Geert, mach' daß der Junge jetzt in's Bett kommt, sonst wird man heute nicht fertig mit ihm." Das war einmal eine höchst vernünftige Rede von Klaas Utmsand.

Spinoza erhielt nur mit knapper Noth eine Hand von dem kleinen Albert, küssen durfte er ihn aber um Alles in der Welt nicht. Spinoza pflog noch lange ein trauliches Gespräch mit Meister Klaas, bis dieser immer häufiger und unverhohlener gähnte, und man sich endlich zu Bette legte. —

„Du kommst heute gerade zu einer Capital-Execution," sagte Spinoza eines Mittags zu dem eintretenden Oldenburg, „siehst du, da in dem Schächtelchen hab' ich eine Folioausgabe von einer Kreuzspinne schon seit mehreren Tagen ausgehungert, und dort hab' ich eine andere mit leerem Magen; ich habe auch diplomatisches Talent, ich will einen Vertilgungskrieg zwischen ihnen anfachen."

Er füllte nun eine Schüssel halb mit Wasser, schraubte einen flachen Teller von der Werkbank, stellte ihn in die Schüssel und setzte die beiden Spinnen auf die bleierne Insel. Ein jeder der Zuschauer bewaffnete sich mit einem Mikroskop.

„Siehst du," sagte Spinoza, „wenn es einen von der Welt unabhängigen, über ihr schwebenden oder äußerlichen Weltgeist gäbe, ebenso wie wir hier müßte er den Kämpfen auf der Erde zuschauen."

„Wir müssen den beiden Parteien Namen geben," sagte Oldenburg, „die Kreuzspinne heiße Alexander und die andere Darius; sieh', Alexander sendet seine Vorposten weithin aus; Darius flieht, aber es geht nicht, das Meer schließt ihn ein. Jetzt ruhen sie beide, aber Alexander erhebt sich, er dringt vor; sieh, wie er seine Arme um seinen Gegner schlingt, aber er wehrt sich wacker; jetzt heben sie einander empor, wie sie sich fassen und drücken, wie sie die Rüssel an einander haken; wenn ich nur die Augen recht sehen könnte; brav! Alexander liegt unten, aber seine langen Arme stoßen gewaltig gegen die schuppigte Brust seines Gegners, nun hat er sich aufgerafft, sieh, wie er den Feind mit frischem Muthe würgt; das Unterliegen war wol nur scythische Kriegslist, nun gilt's; o weh! es ist aus, sie lassen ja einander gehen."

„Sei ruhig," sagte Spinoza, „das ist nur ein Friedensschluß, und wär' er auch bei allen Göttern beschworen, sie brechen ihn wie die Menschen, sobald sie die Kraft zu neuem Kampfe wieder gesammelt zu haben glauben. Hab' ich nun nicht recht, wenn ich behaupte, Alles käme nur auf den Standpunkt und auf die Unterstützung der Pupille an? Wenn die Büffelheerde sich den grimmen Tiger so lange auf ihren Hörnern gegenseitig zuschleudert, bis er zermalmt vor ihr liegt, so ist es nichts größeres als dieser Kampf hier; nichts ist an sich groß und nichts ist an sich klein, nur weil es uns so erscheint, wollen wir's dazu machen. Wären die Menschen nicht von einer höhern Vernunft gezügelt, und ließen sie sich von ihren leiblichen Leidenschaften allein beherrschen, sie vertilgten einander ebenso wie diese Thiere hier."

„Wahrlich! diese Kämpfe sind so groß als die der Menschen: wenn im Kriege tausend Feuerschlünde brüllend den Tod aussenden, wenn der Boden dröhnt und die Schwerter blitzend drein schneiden und sich im Menschenblute berauschen, da fühlt man sich so groß in der Todesverachtung, so allmächtig in dem Aufgebot der Kräfte, man glaubt die Welt aus ihren Angeln heben zu können; und was ist's? ein kleiner Ameisenhaufen streitet sich zwischen Grashalmen —"

„Der ewige Friede hat schon sein menschliches Ende gefunden," unterbrach ihn Spinoza, „sieh, jetzt wetzen sie die Waffen, nun muthig drauf los!"

Die beiden Freunde sahen nun ohne ein Wort zu reden der Katastrophe des Kampfes zu; Oldenburg hatte den Parteien nicht die rechten Namen gegeben, denn die Kreuzspinne wurde nach geringem Widerstande von der andern mit Haut und Haar aufgefressen. Darius wurde im Triumphe auf der bleiernen Insel

in ſein Königszelt, das er ſich aus dem eigenen Leibe geſponnen, zurück getragen.

„Das gewöhnliche Leben hat doch gar manchen gäng und gäben Ausdruck von tiefer Bedeutung," ſagte Oldenburg, „von zweien, die ſich mit unerbittlichem Haſſe verfolgen, ſagt man, ſie ſeien ſich ſpinnenfeind."

„Dein Herr und Meiſter Carteſius," ſagte Spinoza, „hätte von dieſer Spinne auch manches lernen können, dann hätte er wahrſcheinlich auch keine unrichtigen Beweiſe für eine an ſich wahre Sache beigebracht. Er will die Exiſtenz Gottes auch daraus beweiſen: weil wir, die wir eine Idee von ihm haben, doch wirklich exiſtiren. Er nimmt hiezu zwei Axiome. Erſtens: was das Größere und Schwierigere bewirken kann, kann auch das minder Große und Schwierige bewirken; zweitens: es iſt größer die Subſtanz zu ſchaffen und zu erhalten, als die Attribute oder die Eigenſchaften der Subſtanz. — Ich weiß nicht, was er damit ſagen will; was nennt er denn leicht und was ſchwierig? Nichts kann abſolut an ſich, ſondern nur in Betracht ſeiner Urſache leicht oder ſchwierig genannt werden. Wir brauchen kein anderes Beiſpiel, nimm nur dieſe Spinne hier; mit leichter Mühe ſpinnt ſie ein Gewebe, das die Menſchen nur mit der größten Mühe weben könnten: die Menſchen dagegen können gar Vieles auf die leichteſte Art machen, was vielleicht den Engeln unmöglich iſt. Was läßt ſich alſo unbedingt leicht oder ſchwierig nennen? Es wäre nach dieſer Weiſe wohl denkbar, daß der Menſch Exiſtenz habe, ohne daß dieſe Gott nothwendig zugeſprochen werden müßte. Die Exiſtenz Gottes läßt ſich aber, wie wir ſchon einmal beſprochen haben, aus der innerſten Nothwendigkeit und Folgerichtigkeit ſeiner Idee beweiſen."

Spinoza hatte noch eine weitläufige Erörterung mit Oldenburg hierüber.

Wir haben indeß ſchon lange genug in dem Hauſe des Maas Uſmſand verweilt, und warten lieber, bis wir unſern Benediktus zu Olympia begleiten können. Da geht's gleich aus einem ganz andern Tone.

22. Besonderheiten.

Kerkering hatte die Hand Olympia's erfaßt und bat Cäcilien in scherzendem Tone, ihm zu Gevatter zu stehen, wenn er katholisch werde; er ließ die Hand nicht los, so sehr sich auch Olympia sträubte, als Spinoza eintrat. Der Eintretende sah ganz verwundert drein. Olympia erröthete; sie putzte indeß schnell das Licht, faßte sich während der kurzen Dunkelheit wieder ganz und hielt Spinoza eine Strafpredigt über sein langes Ausbeiben. „Es ist mir unbegreiflich," sagte sie, „wie ein Mann in Ihren Jahren sich so in seine Zelle einmauern mag. Frau Gertrui hat mir erzählt, daß Sie in den letzten zehn Tagen nicht die Treppe herabgekommen seien, und daß Sie anderthalb Pfund Oel bei Ihren nächtlichen Studien verbraucht hätten. Sie könnten ohne Entsagung Klosterbruder oder Einsiedler werden; es ist schade, daß Sie nicht katholisch sind."

„Ich bedaure es ebenfalls sehr häufig; den alten Menschen ausziehen, das geht leicht, aber den altneuen anziehen, ist gar schwer."

Olympia schwieg, Kerkering sah verdutzt darein; er strengte alle seine Geisteskräfte an, und konnte doch nicht recht begreifen, was hinter den Worten stecke.

„Es ist ärgerlich," begann Olympia wieder, „daß wir Frauen-

zimmer ewig in den Laufbändern ſtecken, und nie frei hantieren dürfen. Ich kann die Luſt gar nicht unterdrücken, einmal das Zimmer zu ſehen, das Ihnen die ganze Welt entbehrlich macht; nehmen Sie ſich in Acht, ich hab's mit der Gertrui ſchon abgekartet: nächſtens, wenn Sie einmal nicht zu Hauſe ſind, komm' ich und durchſtöbere Alles, ich muß doch das Arkanum finden, das Sie ſo in ſich abſchließt. Sie müſſen etwas Beſonderes haben; Tag für Tag Glas ſchleifen und ſtudiren, ſtudiren und Glas ſchleifen, immer allein, und nicht einmal eine Orgel oder eine Laute bei ſich, das hält kein Menſch aus; aber ich komme ſchon hinter das Geheimniß."

„Dießmal iſt die Reihe an mir," erwiederte Spinoza, „Ihnen einen ſechſten Sinn abzuſprechen. Wenn Sie auch Alles durchſuchen, einen Genoſſen überſehen Sie gewiß, deſſen Inneres für mich erglüht, und deſſen warmen Athem ich mit Wolluſt einſauge. Leider iſt dieſer treue Genoſſe eben auch hinfällig und zerbrechlich, wie alles Irdiſche."

„O Sie emphatiſcher gottloſer Raucher! An Ihrer Stelle würde ich mir aber doch das Rauchen abgewöhnen, es iſt ja offenbar ein nur künſtlich gemachtes, ein imaginäres Vergnügen."

„Nächſt der Muſik kann nichts unſern ermüdeten Geiſt wieder ſo erfriſchen, als ein Pfeifchen echt amerikaniſchen Krautes; wie in der Muſik die Tonwellen, ſo ſind es hier die Rauchwellen, die uns umfluthen und all' das Zerknitterte in uns wieder ausglätten. Wenn ich ſo leicht und geräuſchlos einen vollen Zug aus der Pfeife thue, das ätheriſche Getränk eine Weile im Munde wiege, und es dann in einem leiſen Strahl ausſtrömen laſſe — das ſchmeichelt und kost mit Gaumen und

Lippen, wie eine ſanfte Melodie mit dem Ohre. Sie kennen gewiß auch den leidigen Einfluß jenes naßkalten, grau in grau ſich malenden Wetters; jenes, ich möchte ſagen, hornhautige Gefühl der Unbehaglichkeit, das ſich dann über unſer ganzes Weſen lagert, verſcheuche ich am beſten dadurch, daß ich mich in Tabakswolken hülle. Ich mache mich unabhängig vom Einfluſſe des Wetters, und wenn ich dem flüchtigen Spiele der Rauchſtreifchen zuſehe, gewinnt mein Geiſt an Expanſiv-Kraft, ich fühle mich ſo wonnig ruhig und abgeklärt."

„Herrlich," rief Olympia, „nun ſehe ich Sie doch auch einmal enthuſiasmirt."

„Ich muß es werden, um Ihnen den Werth eines Dinges begreiflich zu machen, das Sie doch nicht ſelber erproben können."

„Es iſt Jammerſchade, daß Sie meinen Oheim Bonifacius nicht gekannt haben."

„Laß doch die Todten in Ruhe", ſagte Cäcilie, die am Fenſter ſitzend in einem Buche las, „was willſt du immer von dem ſeligen Oheim?"

„Es ſchadet nichts, wenn man ihm im andern Leben ein bischen Unruhe macht, er hat in dieſem Leben zu viel Ruhe gehabt und war deßhalb immer unwohl."

Cäcilie antwortete nichts, aber im weiteren Verlaufe des Geſprächs entfernte ſie ſich unbemerkt in das Nebenzimmer.

„War Ihr Herr Oheim auch ein Prieſter des veſtaliſchen Tabaksfeuers?" fragte Spinoza.

„Ich erinnere mich noch ganz genau einer Predigt, die er vor fünf Jahren in der Kirche zu St. Johann gehalten hat. Er war ein feuriger Eiferer gegen den Tabak in beiderlei Form:

Sie haben Naſen und riechen nicht — rief er mit dem Pſalmiſten von der Kanzel herab — ſie haben Mäuler und ſchmecken nicht"

„Reden nicht, ſagt David," berichtigte Spinoza, aber Olympia fuhr ungeſtört fort:

„Sie opfern ihren Leib dem Moloch und dem Baal. Da räuchert ein Jeder vom frühen Morgen ſeine Kalbs- und Ochſen- und Schafszunge, und aus ſeinem Maulſchlot ſteigt der Dampf empor gleichwie der Duft eines Götzenopfers. Drum iſt ihre Zunge lahm, wenn ſie ein Ave Maria beten ſollen. Allſtündlich kauen ſie die Blätter von der Sündenpflanze, als ob es Himmelsmanna wäre, die da ſchmeckt wie Koriander in Honigſeim; und über eine Weile pöckeln ſie ihre Naſen mit dem verruchten Kraut, das Beelzebub geſäet hat, drum können ſie nicht mehr den lieblichen Weihrauchduft der Kirchen koſten. Wehe! Wehe über das Babel, über das Sodom und Gomorrha! aber einſt werden ſie ihren gerechten Lohn finden, ſie ſelber werden ſein eine Beute der Flamme und werden luſtig dampfen in der Hölle, dann wird ſein Heulen und Zähneklappern; und die ihre Naſen gepöckelt, werden eingeſalzen zu dem Leviathan und den anderen Ungethieren in der Tiefe des Abgrunds. Der Herr bewahre euch vor ſolcher Strafe, Amen!"

„Brav!" rief Spinoza, „das Pathos ſteht ihnen vortrefflich; Sie ſind ja eine lebendige Bibelconcordanz."

„Danke ſchönſtens," ſagte Olympia ſchelmiſch. „Sind Sie auch mit mir der Anſicht, daß die Prieſter deshalb ſo gegen das Tabaksſchnupfen eifern, weil ſie Ancyra fürchten?"

„Nicht ganz, denn ich glaube, daß man noch lange lange dieſelben Dinge von den Kanzeln herab predigen wird, während

die Domine's ſelber zwiſchen jeder ihrer ſalbungsvollen Phraſen eine Priſe Tabak aus der goldenen Doſe nehmen, die auf der Bruſtwehr der Kanzel neben ihnen ſteht. Mein Peter Blyning ſagte immer, wenn er Morgens nüchtern eine Priſe nahm, das ſei ſein geiſtliches Frühſtück."

„Mir fällt Etwas ein," ſagte Olympia, „kennen Sie die horrible Schrift des weiſen Königs Salomo?"

„Ich kenne die Schriften Salomo's alle, ich will doch aber nicht hoffen, daß Sie den „Prediger" oder gar „das hohe Lied" horribel nennen, und es wie die alten Kirchenlehrer gerne aus dem Kanon ſtreichen wollten?"

„O nein, ich meine etwas ganz anderes; meinen Salomo laſſen die Presbyterianer jetzt gewiß zur Strafe für ſeinen prophetiſchen Eifer in der Hölle rauchen und braten; der wird Geſichter ſchneiden! Ich bin im Augenblicke wieder bei Ihnen, meine Herren." Sie nahm das Licht vom Tiſche und ging trillernd fort.

„Ein wunderbar räthſelhaftes Mädchen!" ſagte Kerkering als er im Finſtern mit Spinoza ſaß, „ſie iſt ſo gelehrt, daß ſie zehn Profeſſoren in die Taſche ſteckt. Wenn ich ſie ſo reden höre, komme ich mir ſo — ſo — ich weiß nicht wie vor; ich ſchweige dann lieber ganz ſtill, und möcht' nur, daß ſie immer fort ſpräche. Ich kann ihr die Stränge nicht halten, Sie ſind der Mann für ſie."

„Sind ſie auch der Anſicht?" entgegnete Spinoza, und hier im Dunkeln ging dem Kerkering ein Licht auf.

„Das Volk, das im Finſtern wandelt, ſahe ein großes Licht; wie ſteht mir das Pathos, Herr von Spinoza?" ſagte Olympia mit einem großen Buche unter dem Arm eintretend. „Ich bitte um Entſchuldigung, ich bemerkte nicht, daß Cäcilie weggegangen war, ſonſt hätte ich Sie nicht im Dunkeln gelaſſen."

„Mit Ihnen erſcheint uns ein doppeltes Licht," ſagte Kerkering, vielleicht wollte er hiemit auch Spinoza ſeinen eben erhaltenen Aufſchluß andeuten. Olympia dankte, und, das Buch aufſchlagend ſagte ſie:

„Ich bilde mir Etwas darauf ein, doch noch Ihre Lehrerin ſein zu können. So wiſſen Sie denn, daß König Jakob I. von England der weiſe Salomo genannt wurde; hier iſt ſeine horrible kanoniſche Schrift: De peccato mortali fumandi Nicotianam.*) Sind Sie zum Tode bereit, Herr von Spinoza?"

Sie las nun einige Stellen in dem Buche.

„Wenn das der fromme König geahnt hätte," ſagte Olympia, „daß heute ein Mann Namens Oliver Cromwell über England herrſchen wird, der die Bibel im Degenkorb trägt und doch den ganzen Tag die Todſünde des Cigarrenrauchens begeht. Es iſt mir indeß angenehm, daß ich doch endlich auch Ihre Liebhaberei erfahren habe."

„Die kennen Sie ſchon länger," erwiederte Spinoza, und Kerkering nickte, die Lippen aufeinander preſſend, ſeinen Vermuthungen Beifall zu.

„Mit der Muſik läßt ſich doch kein irdiſcher Genuß vergleichen, das fühlte auch Ihr Carteſius, deſſen Compendium musices mir viele Freude machte," ſagte Olympia.

„Die Muſik bewegt ſich in einem durch feſte Begriffe unbeſtimmbaren Gebiete," bemerkte Spinoza.

„Ach wie froſtig klingt das. Warum ſind Sie denn nur für das Rauchen enthuſiasmirt? Faſſen Sie in einer Harmonie die

*) Ueber die Todſünde des Tabakrauchens.

Darſtellung einer endloſen Reihe verbundener und ſich bekämpfender Seelen auf, die eine klagt, ſeufzt und grollt, die andere jubelt, jauchzt, ſchmachtet und ſtürmt; bald vereinigen ſie ſich, und in unendlicher Mannigfaltigkeit ſprechen ſie Alle denſelben Gedanken aus, dann verſtummen ſie, die eine erwacht wieder, erhebt ſich und ſtirbt leiſe und ſelig, eine Rotte macht ſich wieder zuſammen, tobt und braust, die anderen eilen herbei, die todte wird auferweckt, bis endlich der Friede über alle kömmt."

„So ſinnreich auch Ihre Deutung iſt," nahm Spinoza das Wort, „ſo beſtätigt ſie mir doch wieder, daß die Muſik die Kunſt der Affekte iſt, und zwar bewegt ſie ſich in den Affekten als Elementen ohne eigentliches Object: Zorn und Schmerz und Freude, Haß und Liebe, zeigen ſich als elementariſche Affekte ohne faßbare Gegenſtändlichkeit. Ich will ſolches Verſenken nicht verwerfen, aber ich habe genug zu thun, die Affekte, die mir Stand halten, zu erkennen und vielleicht dadurch zu bewältigen."

„Und ich ſage Ihnen," erhob ſich Olympia, „Ihre ganze Philoſophie iſt eine Philoſophie der Muſik. O, könnte ich's nur recht darthun, wie ich's faſſe. Sie haben mir einſt erklärt, wie die friedliche Menſchengemeinſchaft darauf beruht, daß Jeglicher von ſeinem Naturrechte, wo man Alles darf was man kann, um der Gegenſeitigkeit willen etwas abgeben muß, daß dadurch die Selbſterhaltung die Erhaltung Anderer wird. Sehen Sie, das iſt das Geſetz der muſikaliſchen Harmonie. Ein Ton, für ſich allein geſtimmt, wäre ein ganz anderer ſcharf beſtimmter, ſoll er aber übergehen in die Harmonie, muß er etwas von ſeinem Naturrechte abgeben, dann fließen die Töne zum Wohlklange in einander, und einer erhält und erhebt ſich und den andern."

Spinoza ſah leuchtenden Auges auf Olympia. Wie wahrte

ſie ſeine Ausſprüche und ſuchte ſie in ihrem Denkkreiſe einzubürgern. Er hatte nicht Zeit, dem Gedanken nachzugehen, wie dieſe Darlegung auch auf ihr perſönliches Verhältniß ſich ausdehnen ließ, denn in ſeltſamer Abſchweifung fuhr Olympia nach einer Pauſe fort: „Ich kann mich darüber ärgern, man hat in Ihrer Kunſt ſo außerordentliche Fortſchritte gemacht, man kann die Sterne dem Geſichtsſinn ganz nahe bringen; warum hat man nicht auch Inſtrumente zur Verſtärkung unſeres Gehörſinns? Wie herrlich wäre es, wenn wir den himmliſchen Sphärenklang, den Dante ſo göttlich ſchön beſchreibt, vernehmen könnten."

„Wenn man auch annimmt, daß ſich die Sterne in rhythmiſchem Tone bewegen, ſo könnte es unſerer Erkenntniß doch wenig nützen, ſie zu hören."

„Erkenntniß, zielt denn Alles dahin? iſt das Vergnügen an ſich nicht auch wünſchenswerth? Sie müſſen mir zugeſtehen, daß es keine regelmäßige Bewegung giebt ohne rhythmiſchen Ton; ich bin dadurch zu gar barocken Anſichten gekommen, die ich Ihnen mittheile, wenn Sie mir verſprechen, mich nicht auslachen zu wollen."

„Ich verſpreche das, denn ich bin begierig, zu hören, was Ihnen gar ſo barock vorkommt."

„Vor einem halben Jahre hat mir mein Vater erzählt, daß ein engliſcher Arzt, Namens William Harvey, den Kreislauf des Blutes und ſeine Geſetze beſtimmt habe; ich bin nun überzeugt, daß, ſo wie die Bewegung unſeres Herzens einen Ton von ſich giebt, den wir vernehmen können, ſo auch das Blut, das durch unſere Adern rollt, einen Ton von ſich giebt, den wir aber nur höchſt ſelten vernehmen. In geſunden Tagen ſind wir buchſtäblich eine vollkommene Harmonie, in kranken eine geſtörte, verletzte. Ich ſagte meinem Vater, daß, wenn uns die Ohren gellen,

das gewiß ein Ton ſei, der ſich verſtärkt losgeriſſen habe aus der ſich bewegenden Harmonie; mein Vater behauptet, das ſei akuſtiſche Täuſchung, wenn wir ſo Etwas zu hören glauben, aber ich kann mich nicht mit der Anſicht vereinigen. Sehen Sie, es liegt auch eine tiefe Wahrheit darin, wenn man ſagt, daß man das Gras wolle wachſen hören; in der ganzen Natur iſt eine geſetzmäßige Säftebewegung, und überall wo Bewegung, iſt Ton und Klang. In den Sternen, im Innern der Erde und auf der Oberfläche iſt ein ewiges Brauſen, Tönen und Klingen. Muſik iſt die Seele des All's, Muſik iſt unſere Seele; Alles iſt eine millionenſtimmige Harmonie, und das den Menſchen gegebene Wort iſt ihre göttlichſte Offenbarung."

Das Antlitz Olympia's wurde immer ſonniger, und Spinoza ſagte jetzt: „Sie ſehen, ich lache nicht, es freut mich, daß Sie die Anſichten Ihres Vaters, an welche Sie ſo nahe ſtreiften, glücklich umgangen haben. Ich will mir indeß nicht ſo ſchnell ein Urtheil über Ihre Anſichten erlauben."

„Warum müſſen denn der Menſchen Neigungen zu den Dingen ſo verſchieden ſein, daß wir uns ſo ſchwer verſtändigen können?" fragte Olympia, und Spinoza erwiederte: „Damit wir nur in Sachen der klaren Erkenntniß einander zu überzeugen ſuchen; wo dieſe aufhört, beginnt die Verketzerungsſucht. Sie haben in ſich gewiß Recht in Ihrer Auffaſſung der Muſik und in der Liebe zu ihr, aber die Muſik iſt zugleich auch ein Beiſpiel, wie im Gebiete des Glaubens, der Phantaſie, mit einem Worte, wo keine feſte Beſtimmung durch Denkbeweiſe hinreicht, ſich leicht ein Fanatismus, eine Verketzerungsſucht geltend macht. Man wird da immer leidenſchaftlich, wo man eine gewiſſe Unmacht fühlt, man will zuletzt zu Etwas äußerlich gewaltſam zwingen,

was doch nur ein inneres Recht und eine innere Pflicht ist. Lassen Sie sich jetzt nicht verleiten, mich für einen musikalischen Ketzer zu halten und mich aus Ihrem Heiligthume zu verbannen."

Kerkering nahm diese letzte Wendung rasch auf und bat Olympia, sich an ihre Orgel zu setzen; auch Spinoza äußerte den gleichen Wunsch und es war eine Beruhigung und Erfrischung der im Denken bewegten Geister, den Tönen zu lauschen, die jetzt Olympia bald stürmend bald besänftigend aus der Orgel erklingen ließ.

Es war spät in der Nacht als sich Spinoza und Kerkering entfernten. —

Es ließen sich wol die Besonderheiten im Wesen der beiden Liebenden dahin deuten, daß Olympia in musikalisch schwelgerischer Versenkung sich ungebunden den Affekten hingab und darin die Freiheit des unbefangenen Seins empfand, während gerade die Aufgabe des Philosophen darin bestand und die Natur Spinoza's vorherrschend dahin neigte, unbeirrt von der stürmenden Gewalt der Affekte, nicht diese betäubende Kraft gelten zu lassen, sondern das stetige zu Grunde liegende ruhige Gesetz zu erkennen und inmitten aller Bestürmungen den Gleichmuth zu bewahren, der ihm allein als Freiheit galt.

Eine äußerlich unscheinbare Eigenheit, die sich aber doch auf eine tiefere Naturanlage zurückführen ließe, darf man wol auch darin erkennen, daß Olympia oft und oft mit den Augen zwinkerte, während Spinoza den Blick lange anhaltend offen hielt wie ein Kind.

Noch ist nicht ergründet, in welchem Bezuge solche Erscheinungen zur ganzen Thätigkeit und Bewegung des Denkens stehen. Darf man bei Olympia und Spinoza die Wahrnehmung darin

finden, daß jene eine muſikaliſche, in Anklängen momentan belebte, dieſer eine ſtetige ſpekulative oder wie es Oldenburg nannte, eine plaſtiſche Natur war?

Dieſe Verſchiedenheit ihrer Naturen bildete immer wieder eine Anziehungskraft und Ergänzung.

Ob im ſtetigen Gemeinleben dieſe Gegenſätze ſich allzeit ſo friedlich ausgleichen ließen, oder ob es in der Aufgabe des zu allgemeinem und unabhängigem Denken Berufenen liege, abgetrennt von jeder immerhin beengenden Gemeinſchaft nur dem reinen Gedanken zu leben, dieſe Fragen wurden vorerſt zurückgedrängt, denn Spinoza hatte in anderer Weiſe zu zeigen, in wie weit er bereits die Affekte beherrſchte.

23. Miſſionäre.

Die heilige jüdiſche Kirche durfte es nicht gleichgiltigen Auges mit anſehen, daß einer, der durch Geburt und Ceremonie ihr angehörte, ſich willkürlich lostrennte; ſie erkannte wohl, daß wenn es dem Einzelnen geſtattet würde, ſich abzuſondern und nach dem Verlangen ſeines Herzens zu leben, das uralte Heiligthum der jüdiſchen Stiftshütte in kommenden Zeiten verlaſſen daſtehen könnte, und ſich Niemand mehr finde, der ſie auf ſeine Schultern nehme, ſie von Land zu Land trage und ihre Pfoſten in alle Erdreiche einramme. Wo es dem Menſchen geſtattet iſt, blos Menſch zu ſein, ſtürzt der Rieſenbau der Kirche in Trümmer. Das erkannten die Herren des chriſtlichen wie des jüdiſchen Glaubensbekenntniſſes, die ſich ſeine Diener nennen, in gleicher Einſicht. Die Juden hatten keinen Staat, was blieb ihnen noch, wenn ſie keine Kirche, keine Synagoge hatten?

Schon dreimal war der Synagogendiener Elaſar Merimon, den wir noch vom Kabbaliſten her kennen, bei Spinoza geweſen, und hatte ihn im Namen des Beth-Din*) aufgefordert zurückzu-

*) kirchlichen Gerichts.

kehren in die Gemeinde, und in Speiſe und Trank wie im Beſuche der Synagoge den Vorſchriften der jüdiſchen Religion nachzuleben; er hatte ſolchem Anſinnen zu gehorchen verweigert, und der kleine Bann war über ihn verhängt worden, wodurch er auf drei Monate von der jüdiſchen Kirche ausgeſchloſſen war. Obgleich er ſich hiezu ſchon von ſelbſt verdammt hatte, ſo proteſtirte er doch gegen dieſes Verfahren, weil ſeine Lebensweiſe den Principien des Judenthums nicht widerſprach, und er die Ungiltigkeit der Ceremonie darthun zu können ſich anheiſchig machte. Seine Proteſtation blieb indeß fruchtlos, und er dachte gar nicht mehr daran, denn er wußte nur von dem einen Banne, der ihn in der Nähe Olympia's feſthielt. Jetzt kamen aber ſeine beiden Schwäger und erinnerten ihn, daß er in den Schoos der Kirche zurückkehren müſſe. Er wies ſie mit lächelnder Ruhe zurück; ſie aber wurden immer heftiger, ſchimpften und verfluchten ihn und drohten, ihn in Stücke zu zerreißen, wenn er die Schande ſeiner Lebensweiſe nicht von ihrer Verwandtſchaft abwälze.

Das ſpaniſche Blut kochte in Spinoza, aber er bewältigte auch jetzt jede Ueberwallung. Die Drohenden und Polternden erſchienen ihm nur wie körperloſe gegneriſche Einreden, die er ſich ſelber in Gedanken vorſtellen konnte. Mit gemeſſener Rede das Recht verwandtſchaftlicher Beziehung wie das der Selbſtändigkeit abgrenzend, zog er die Schranken; er lehrte die Heftigen, daß äußere Beziehungen nicht binden und äußere Gewalt nicht überzeuge. Es mußte eine ſiegende Kraft ſeinen Worten innewohnen, denn die Beiden ſahen einander ſtumm an und verließen ihn; aber wenige Tage darauf, es war am Sabbath, wurde Spinoza abermals mit einem Beſuche überraſcht: eine Frau, die einen kaum einjährigen Knaben auf dem Arm trug,

und ein kleines Mädchen an der andern Hand führte, trat ein. Spinoza ging ihr freundlich entgegen:

„Das freut mich, liebe Miriam," ſagte er, „daß du zu mir kommſt. Aber wie biſt du gealtert! Biſt du krank oder geht dir's ſchlimm?"

„Ich bin Gottlob geſund," antwortete Miriam ſeufzend, „und ich könnte auch ſonſt nicht klagen. Ja, lieber Bruder, der Eheſtand iſt ein Weheſtand, zwei ſchwere Geburten, daß man dreizehn Wochen nicht aus dem Bette kann und das ganze Hausweſen dabei zu Grunde geht; bei den Kindern nicht einmal die Nachtruhe, und ſonſt das ganze Jahr Kummer und Sorgen — du würdeſt jetzt nicht mehr über mich ſpotten, daß ich zu viel in den Spiegel ſehe, ich komme oft von einem Sabbath bis zum andern nicht dazu."

„Es ſchmerzt mich tief, daß ich ſo wenig nach dir umſchauen und dir beiſtehen konnte, aber laß jetzt die Sorgen," ſagte Spinoza, „es wird ſchon beſſer kommen. Du glaubſt es kaum, wie unendlich wohlthuend es für mich iſt, dich wieder einmal ſo bei mir zu haben; Blutsverwandte ſind von Natur die beſten Freunde. Weißt du das Sprüchwort der alten Chaje? Bind' mir Hände und Füße und wirf mich unter die Meinigen — das bleibt ewig wahr."

„Ja, du willſt ſchön unter die Deinigen geworfen werden! Ach lieber Gott, du machſt ja, daß man ſich nicht mehr ſehen laſſen kann, ohne roth zu werden. Weißt du was heute geſchieht? heut' wirſt du zum zweiten Male in der Synagoge ausgerufen, vielleicht gerade in dem Augenblick, wo wir da mit einander ſprechen. Heut' vor acht Tagen bin ich in der Synagoge, ich weiß nicht, es iſt mir ſo ſchwer auf dem Herzen als ob ein

Centnerſtein darauf läge. Nachdem man eingehoben *) hat, ſteigt Rabbi Iſaak Aboab (der ſich, ſeitdem er aus Batavia zurückgekehrt iſt, gar ein großes Anſehen giebt) in den Altar; Alles iſt ſtill und lauſcht auf das was geſchehen ſoll, da ruft er deinen Namen aus, und befiehlt dir zurückzukehren, wenn nicht des Himmels Blitz dich zerſchmettern und die Erde dich verſchlingen ſoll. Lieber Bruder! ich habe gerade geglaubt, man reißt mir das Herz aus dem Leibe heraus; bald war mir's eiskalt, und dann ſind mir wieder die Flammen aus dem Geſicht geſchlagen, ich habe gemeint, ich müßt' in den Boden verſinken, ich mußte mich am Gitter halten, es iſt mir einmal über das andere eine Ohnmacht gekommen. Ich weiß noch nicht, woher ich die Kraft genommen habe, heim zu gehen; die Eſther di Leon, die neben mir ſteht, hat mich heimbegleitet. Du weißt, ſie iſt ein ſchadenfrohes, ſpöttiſches Ding, und die dürfte doch ſtill ſein, ſie war ja früher die Braut von dem Akoſta, und ſo weit iſt es doch, Gottlob! mit dir noch nicht."

„Nein, und wird auch nie ſo weit kommen."

„Aber es iſt ſchon weit genug," begann Miriam wieder, „heut wirſt du zum zweiten, und über acht Tage zum dritten Mal ausgerufen, und dann — ich überlebte die Schande nicht. Mein Mann will, ich ſoll ganz vergeſſen, daß du mein Bruder geweſen biſt; wie kann ich aber das? Es ſcheint, du kannſt es; wer ſeine Religion vergißt, warum ſoll der ſeine Schweſter nicht vergeſſen können?"

Miriam ſah nach dieſen Worten in das ſchmerzvoll bewegte Antlitz des Bruders, ein Mitleid ſchien ſich in ihr zu regen, daß ſie ihm ſo wehe gethan, und ſie fuhr weinend fort:

*) Die Thora in die heilige Lade zurückgebracht.

„Tag und Nacht gehst du mir nicht aus dem Sinn, ich vergesse meine Pflicht als Mutter und als Gattin, du bist daran schuld, der Gedanke an deine Pflichtvergessenheit reißt auch mich zu einer solchen hin. Ich kann nicht fassen, was dich so verstockt macht, so viel aber weiß ich: wenn mein Sohn einst seinen Geschwistern solchen Kummer machen sollte, wünschte ich lieber, daß er stirbt, eh' er sprechen lernt.".

„Du mußt nicht so reden, liebe Schwester, ich hoffe, daß noch Alles gut geht. Weiß dein Mann denn auch nicht, daß du bei mir bist?"

„Der dürfte kein Wort davon wissen. Denk' nur, heute Morgen will er, ich soll in die Synagoge gehen; eh' wäre ich aber, Gott verzeih' mir's, unter den Galgen gegangen als dahin, die Weiber hätten mich angesehen und zusammen gezischelt und gezwitschert. Ich habe gesagt, ich müßte bei meinem Kind bleiben, und bin zu dir hergegangen; die Rebekka ist auch zu Haus geblieben, sie hat's aber nicht gewagt, mitzugehen, ihr Mann ist gar streng. Ich seh' aber gar nicht ein, warum du nicht zurückkehren willst. Du weißt, ich bin selber nicht so auf die Kleinigkeiten erpicht, und verdamme dich nicht, wie die anderen; aber dasselbe Leben, das du jetzt hast, kannst du auch haben, wenn du lebst wie alle anderen Juden. Willst du nicht täglich dreimal in die Synagoge gehen, so gehst du nur Einmal, das kann doch nicht so beschwerlich sein; siehst du, du hast ja ein Leben, wenn du, Gott bewahre, im Raspelhaus*) eingesperrt wärest, hättest du es nicht ärger. Keinen Sabbath, keinen Feiertag, für was lebst du denn? Ich bitt' dich, kehr' um, laß du Andere da-

*) Zuchthaus, wo die Züchtlinge Blauholz raspeln mußten.

für ſorgen, welche Dinge ſie für Religion halten wollen. Ich glaub' dir, daß du in Vielem Recht haſt, ich will dir's im Stillen abnehmen, wenn du es Jemanden mittheilen mußt; aber wozu braucht es die ganze Welt zu wiſſen? Ich weiß wohl, ihr Männer wollt euch nicht fügen, wir Frauen müſſen dulden und ertragen, aber du, du biſt anders, von Kindheit auf haſt du immer willig nachgegeben. Sei wieder was du geweſen biſt, glaub' mir, du kannſt nichts anderes ſein, es bricht dir das Herz, wenn du dich zu anderem zwingſt. Zwing dich lieber jetzt und kehr um. Gott! wenn du wieder bei uns wäreſt, wir ſtünden wieder da in Glanz und Ruhm, wie irgend je; ich will dir thun, was ich dir nur an den Augen abſehen kann, ich will dir die Hände unter die Füße legen, ich bitt' dich mit aufgehobenen Händen, komm' zu uns."

Spinoza hatte Mühe, ſeiner innern Bewegung Herr zu werden, er erklärte ſeiner Schweſter: daß er nun feſt entſchloſſen ſei, ſich gegen die Rabbinen zu vertheidigen, damit es ihnen nicht gelingen ſolle, weder ihn noch ſeine Familie zu beſchimpfen; er wolle nicht für ſich allein, ſondern auch für Andere die Macht brechen, die es wage, das Denken in Bann zu thun.

„Ich glaube dir, ich glaube dir," rief Mariam in begeiſtertem Tone, „daß du gewiß nur das Rechtſchaffene willſt, du biſt beſſer als die ganze Welt; aber glaube du mir auch, ich habe die Menſchen kennen gelernt, ſeitdem das Unglück durch dich über uns gekommen. Du willſt dich für Andere opfern? Du biſt zu gut, du biſt die Krone von allen Menſchen, die anderen ſind es nicht werth, daß um ihretwillen ein Haar auf deinem Haupt gekrümmt wird."

Spinoza ſah tief ergriffen auf ſeine Schweſter, die ihn ſo ſehr

liebte und um dieſer Liebe willen Alles von ſich ſtieß. Miriam mochte die Bewegung ſeines Herzens ahnen, denn mit lautem Jammerſchrei warf ſie ſich an ſeinen Hals und rief:

„Du kannſt nicht, du darfſt nicht um der Welt willen dich opfern und uns dazu. Oder iſt es wahr, daß du eine Chriſtin heirathen willſt?“

Spinoza war in peinlichſter Verlegenheit, Lüge war ihm ſo fremd wie die Nacht dem Tage, und doch verzweifelte er, der Schweſter erklären zu können, wie ſein Denken ihn über die Grenzen der Kirchenſatzung hinausgeführt und die Liebe nur ſein Geleite war.

Ein unerwartetes Ereigniß befreite ihn von jeder weitern Darlegung. Die beiden Kinder, die ihre Mutter weinend am Halſe des Oheims ſahen, fingen nun ebenfalls an zu weinen und zu ſchreien, ſo daß Miriam über der Beruhigung ihrer Kinder die Frage ganz vergaß.

„Benjamin,“ ſagte ſie zu dem zuerſt beruhigten Knaben „Benjamin, bitte den Oheim, daß er nicht von uns gehe. Ach! das Kind hat den Namen unſeres ſeligen Vaters, der würde auch ſchreien und weinen, wenn er dich ſähe; er kann im Grabe ſeine Ruhe nicht finden, wenn er hört, was aus dir geworden iſt.“ Spinoza nahm den Knaben auf ſeinen Arm und herzte und küßte ihn.

„So wenig mich dieſes Kind verdammt, ſo wenig verdammt mich unſer Vater in der Ewigkeit,“ ſagte er. Auch die kleine Sara ſpielte mit der Hand ihres Oheims und bat ihn, auf Geheiß ihrer Mutter, mit ihnen zu gehen. Spinoza wiederholte die Verſicherung, daß er ſich vertheidigen könne, und Miriam nahm ihre Kinder und entfernte ſich mit ſchwerem Herzen.

Noch einmal mußte er heute einen Kampf wegen seines Entschlusses bestehen. Rodrigo Carceres kam gegen Abend zu ihm. „Du hast keinen Vater mehr," sagte er, „ich darf seine Stelle vertreten. Denkst du noch der Stunde, wo ich dich zum ersten Male sah? So wirst du eingescharrt werden, wie ein räudiger Hund, gleich jenem Abtrünnigen. Denkst du noch jenes Abends, als ich dir den grauenvollen Tod deines Oheims Geronimo erzählte? So wirst du sterben, nur noch gottverlassener und von Teufeln zerrissen; denn du hast muthwillig den Glauben deiner Väter mit Füßen getreten. Dein Vater, ich und wir Alle, wozu haben wir Tag für Tag das Leben eingesetzt? Blos um des heiligen Glaubens unserer Väter willen. Warum haben wir unser schönes Vaterland verlassen, und sind in entlegene Länder gewandert? Blos um offen unserm Glauben dienen zu können, und Du stoßet ihn freiwillig von dir! Ich warne dich, da es noch Zeit ist, du bist noch jung, aber einst, wenn du dem Tode entgegen gehst, wird der Verrath dich verfolgen, wenn du wachst, und deinen Schlaf morden."

Spinoza schonte das Alter des Mannes, und setzte ihm mit Ruhe seinen festen Entschluß und seine Unschuld auseinander.

Acht Tage lang blieb er von da an verschont von Bekehrungsversuchen, er hatte in dieser Zeit sich einen festen Plan zur Vertheidigung ausgearbeitet und indem er jetzt zu dieser die Autoritäten der heiligen Schriften nochmals zu Rathe zog, erschlossen sich ihm neue Ergebnisse und die längst erkannten wurden noch fester und schärfer. Was sich der stillen Entfaltung des einsamen Denkens entzog, sei es durch eine doch noch inwohnende Scheu oder durch Verhüllung der gegebenen Thatsachen, das schoß jetzt im heißen Kampfe der Gegenwehr mit mächtiger Triebkraft

auf. Spinoza fühlte doch auch jetzt jenen Schlachtenmuth, jene zusammengedrängte Macht, die die gewohnte Kraft steigert und fast über sich hinaus hebt.

Zu der ersten Anmahnung, die ihm jetzt wieder ward, bedurfte er indeß dieser Kraft noch nicht.

Es war wieder am Sabbath, er saß bei Tische und genoß sein einfaches Mittagsmahl, als er Jemand mühsam die Treppe heransteigen hörte, die Thüre ging auf, und die alte Chaje trat in's Zimmer. Spinoza rückte ihr einen Stuhl an den Tisch und fragte:

„Haben sie Euch auch ausgeschickt, um das verlorene Schaf zur Heerde zurückzubringen?"

„Nein, so wahr als ich wünsche, daß mich Gott noch Freude an ihm soll erleben lassen, so gewiß ist es, daß ich von mir selber herkomme; ich hab' gemeint, meine alten Füße wollten mir brechen, ehe ich die Treppen herauf komme. Ich hab's Niemand geglaubt, ich muß mit meinen eigenen Ohren hören, ob es wahr ist, daß er unsere heilige Religion umstoßen will; er war doch sonst so ein braves, frommes Judenkind."

Spinoza bemerkte hier im Stillen den Einfluß, den das über ihn verbreitete Gerücht haben mußte, da die alte Chaje in ihrem Eifer fast seine Gegenwart vergaß und nur mit sich selbst von ihm zu reden schien.

„Wer weiß denn das?" fragte Spinoza.

„Wer's weiß? Ein schönes Geheimniß, die Kinder auf der Straße erzählen sich's; ach lieber Herre Gott! wie oft hab' ich ihn auf meinen Armen getragen, wer hätt' es damals geglaubt, daß so einer aus ihm werden kann? Was wahr ist, ist wahr, die Schwester der schwarzen Gudul, die bei Rabbi

Aboab gedient hat, hat's ſchon lang geſagt: der Baruch iſt ein Duckmäuſer, wo der Rabbiner wird, läßt ſich die Gemeinde taufen. — Ich hab' mir immer gedacht, wenn ich über hundert Jahren einſt ein Aug' zuthue, ich hab' — dem Stein ſei's geſagt — kein Kind und kein Rind auf der Welt, ich hätt' ihm, meinem Baruch, mein bischen Vermögen, das ich mir erſpart habe, hinterlaſſen, und er hätt' ein Schiur für mich gelernt*), daß ich auch einen ſilbernen Stuhl im Gan-Eden**) bekommen hätte. Ach! wie ſind meine Hoffnungen zu Waſſer geworden."

Chaje weinte bitterlich, Spinoza ſuchte ſie zu tröſten.

„Er verleitet mich auch noch zu der Sünde, daß ich am Sabbath weine, ach! das iſt ein Nagel zu meinem Sarge," klagte ſie. „Ich möcht' nur wiſſen, was ihm einfällt. So viel tauſend Jahr' iſt die jüdiſche Religion recht geweſen, jetzt auf einmal wirft man ſie nur ſo weg, wie einen zerbrochenen Topf? Ich glaube immer, es iſt ein Sched in ihn gefahren, warum hätt' er ſonſt gegen die Juden und die jüdiſche Religion geſchimpft? Schind't man ſein' Naſ' aus, ſchänd't man ſein Angeſicht, ſagt das Sprüchwort. Er thut's mir zu lieb und wird wieder fromm und brav wie ſonſt, nicht wahr? Er wird mir's gewiß auf ſeinem Todtenbett danken, wenn er mir folgt. Es war ein Jugendſtreich, und den vergißt man bald; bis in einem Jahr iſt Gras darüber gewachſen, und dann kann er wählen unter den Töchtern der reichſten Männer in Amſterdam."

Spinoza ward faſt unwillig über die Reden der Chaje, denen er durch Erklärungen keinen Einhalt thun konnte, ſie wollte nicht

*) Eine Seelenmeſſe geleſen.

**) Paradies.

eher weggehen, bis er ihr verſprochen habe, daß er wieder fromm und brav ſein wolle; er mußte ihr endlich deutlich zu verſtehen geben, daß ſie ſich nun entfernen müſſe.

Olympia hatte recht prophezeit, daß man einſt zu Spinoza wallfahrten werde; aber die Wallfahrt ging vorerſt noch zu Maledictus. Am andern Tage, nachdem Spinoza ſich die Chaje vom Halſe geſchafft hatte, kam der Arzt Salomon de Silva zu ihm. Er machte zuerſt einige ärztliche Einleitungen und bemerkte Spinoza, daß er durch ſeine jetzige Lebensweiſe ſeine Geſundheit untergrabe; dieſer aber erwiederte, daß er zwei Aerzte zu Freunden habe, und ſich durch beobachtete Diät immer wohl befinde. Silva legte die Sonde tiefer ein.

„Ich geſtehe," ſagte er, „das Judenthum hat vielerlei Mißbräuche und abnorme Auswüchſe, die hinweggeſchafft werden müſſen; als ich in deinen Jahren war, war mir das auch ſehr läſtig. Die ungeſtüme Jugend möchte nur immer ſchnell zuſchneiden, aber das geht nicht; man muß ſich erſt Vertrauen zu erwerben ſuchen, und die Leute nicht vor den Kopf ſtoßen, dann darf man ſich ſpäter auch Etwas erlauben, und kann ſeine Plane ſo nach und nach durchführen."

„Schon der Thalmud lehrt," entgegnete Spinoza, „Du ſollſt kein falſches Maaß in deinem Hauſe behalten. Gilt das nicht auch hier?"

„Allerdings," beſtätigte der Arzt, „nur ſind Zeit und Verhältniſſe zu berückſichtigen, dieſe alltäglichen Bedingungen haben mindeſtens eben ſo gut ihr natürliches Recht wie der abſtracte logiſche Gedanke. Die erſte Regel iſt: wer auf irgend eine Genoſſenſchaft und ihre zeit- und vernunftgemäße Umbildung einwirken will, der darf ſich nun und nimmer außerhalb derſelben

ſtellen. Drum rathe ich dir, kehre zurück, bedenke: es giebt noch mehr Leute, denen das Licht der Vernunft aufgegangen iſt, und die doch die alten Obſervanzen nicht auf einmal über den Haufen werfen; es iſt in der letzten Zeit viel geſchehen, wer das vor fünfzig Jahren geſagt hätte, wäre geſteinigt worden, und ſo wird es immer fortſchreiten. Siehe, der ganze Boden unſerer Niederländiſchen Heimath iſt wie ein Sinnbild unſerer Religion: da ſind Dämme gebaut, Kanäle geleitet, um die wilde Kraft des Elementes zu bannen und zu lenken, auf den Dämmen wächſt wieder Leben, die Kanäle werden Verbindungsſtraßen, die die Menſchen zuſammen halten. Die Kraft von Jahrhunderten liegt in dieſen weiſen Vorkehrungen. Von dem gemeinen Manne ſelbſt wird der Boden heilig gehalten, weil er weiß, daß die Arbeit vergangener Geſchlechter ihn dem Meere abgerungen. Wenn nun einer käme und Beſſeres fände, darf er die Dämme ſogleich durchſtechen, die Arbeit der Vorfahren zerſtören und die fruchtbaren Felder und volkreichen Dörfer und Städte eine Zeit lang vernichten, die auf dem trockenen Boden angebaut ſind? — So auch geht's mit unſerer Religion. Reiß die Dämme nicht ein. Thu's nicht. Wenn du zurückkehrſt, kannſt du mit den vielen hellen Köpfen, ja, vielleicht an ihrer Spitze das Judenthum reformiren helfen."

„Wer ſagt Euch denn, daß ich das will? Vielleicht iſt mir das Judenthum und das aus ihm hervorgegangene Chriſtenthum eine Entwicklungsſtufe des Geiſtes, auf die eine andere folgt. Ich will vorerſt nichts, als mir die Unabhängigkeit meines Lebens bewahren, und daran ſoll mich keine Macht der Rabbinen hindern."

„Haſt du denn vergeſſen," fragte Silva, „was du zu mir ſagteſt, als dein ſeliger Vater und wir beide dieſes Zimmer zum erſten

Male beſucht hatten? Es kann die Zeit wieder kommen, wo du deine Verlaſſenheit von Allen, die durch die Bande der Religion und des Blutes dir angehören, fühlſt; dann wirſt du deine Hand nach ihnen ausſtrecken und nichts als die leere Luft erfaſſen. Ich weiß zu gut wie weit du voran biſt im Denken, ich glaube nicht, daß du Chriſt werden willſt. Traue meiner Erfahrung: ſtellſt du dich auf den höchſten Standpunkt des freien Gedankens, haſt du alle Vorurtheile und religiöſen Beſonderheiten von dir abgelöst, immer biſt und bleibſt du ihnen der Jude, ſie werden dich ewig als Fremden betrachten; ſie haben den Haß und die Geringſchätzung gegen die Juden mit der Muttermilch eingeſogen, du vergeudeſt deine Liebe an ihnen; was ſie Gutes an dir entdecken, werden ſie ſtets nur als eine Ausnahme gelten laſſen; ſtrebſt du nach Geld und Ehre, werden ſie ſagen: das iſt ſein jüdiſcher Geld- und Ehrgeiz; ſchätzeſt du beide gering, ſo werden ſie ſagen: er hat doch Etwas von der chriſtlichen Beſcheidenheit und Verachtung der irdiſchen Güter. Sie finden dich entzückend und unvergleichlich, wenn du der Juden Albernheiten verhöhnſt; berührſt du aber eines ihrer Vorurtheile, und hätten ſie ſelber längſt ihren Spott darüber ausgegoſſen, du darfſt es nicht, und thuſt du es, ſo biſt du ihnen der vorwitzige zudringliche Jude. Es iſt hier gerade ſo, wie ſonſt im Leben: wir geſtehen uns unſere Fehler und ſchelten uns oft darum, thut's aber ein anderer, ſind wir ihm gram. Eher wird der Himmel die Erde küſſen, Feuer und Waſſer ſich brüderlich vereinen, als daß ein Jude und ein Chriſt in wahrer, inniger allvergeſſender Liebe und Eintracht ſich umſchlungen hielten. Ja, und nimmſt du auch die Taufe, das erſte Mißfällige, das ſie an dir entdecken, iſt der alte jüdiſche Adam in dir. Drum kehre zurück zu denen, die dich wahrhaft lieben,

deren Nacken das gleiche Joch eingeprägt ist wie dir, sie werden dich brüderlich aufnehmen und deinen Fehltritt vergessen."

„Nein," sagte Spinoza, „es ist eine schwere Sünde, die Ihr gegen Gott und die heilige Natur des Menschen begangen habt mit Euren Worten; es wäre gräßlich, wenn sie Wahrheit enthielten, aber es ist nicht. Wohl ist es möglich, daß der Mensch dem Menschen angehöre, Liebe und Erkenntniß sind dauernder als Haß und Vorurtheil; ist der menschliche Geist ursprünglich Jude oder Christ? Wohlan! ich möcht' es versuchen, ob Ihr Wahrheit geredet."

„Thu' es nicht, warum willst du zu Grunde gehen? Wer sich reinigen will, dem kommt man zu Hülfe, wer sich beschmutzen will, den läßt man gewähren, sagt der Thalmud. Ich will dir einen Vorschlag zur Güte machen. Die Gemeinde läßt dir eine Stelle beim Beth-Din anbieten; du kannst dabei ungestört deinen Studien obliegen, da du nur wenig zu thun hast."

„Ich werde nie ein Amt annehmen."

„So will dir die Gemeinde einen Ruhgehalt von tausend Gulden zusichern, unter der Bedingung, daß du dich auf dein Ehrenwort verpflichtest, nie ein Wort gegen das Judenthum zu schreiben."

„Das Sprüchwort sagt: will man das Volk zum Schweigen bringen, so muß man ihm das Maul mit Brei voll stopfen," entgegnete Spinoza. „Es ist das ein brauchbares politisches Mittel, aber bei mir nicht anwendbar. Lieber Herr Doktor, ich möchte nicht, daß Ihr Euch über mich erzürnt, aber was sollen mir solche Anträge?"

„Ich habe sie dir auch nur mitgetheilt, um mich meines Auftrages zu entledigen, ich persönlich kann anders mit dir reden.

Die Jugend will nicht einſehen, daß es keine abſolute Wahrheit in der Wirklichkeit giebt, daß ſolche in der Welt nicht beſtehen könnte, weil ſie tyranniſch, abſolutiſtiſch wäre. Wer die Schickſale der Menſchen und ein eigenes langes Leben erkannt hat, der weiß, daß die geſchichtliche Wahrheit allein gilt. Du biſt zu demüthig und beſcheiden, um ein Gottesleugner zu ſein; du ſiehſt, Gott ſelbſt läßt die Mannigfaltigkeit der Wahrheit gewähren —"

„Und mein Denken in ihm zwingt mich der Erkenntniß zu folgen."

„Das halte feſt und halte dich zugleich an den Bedingungen der Geſchichte. Magſt du zu meiner Ueberzeugung gelangen, daß keine Philoſophie die Geheimniſſe der Welt weiter erſchließen kann als die Offenbarung im Judenthum, oder magſt du anderen Sinnes ſein und die meſſianiſche Zeit als eine ſolche anſehen, wo deine Wahrheit des abſoluten Denkens herrſcht; ſieh zurück: wäre es nichts, als das Andenken an die zahlloſe Schaar der für unſern Glauben Gemordeten, dieſes allein müßte uns feſthalten in der Mitte ſeines Heiligthumes. Eine Religion, welche die Freuden des Lebens verachten, und den gräuelvollſten Tod lieben lehrt um ihretwillen, muß ſie nicht den höchſten Quell der Wahrheit in ſich ſchließen? Wer wird ihn mit frecher Hand verſtopfen wollen, weil er im Laufe der Zeit trübe fließt? Das Blut deiner in der Vergangenheit gemordeten Brüder und Schweſtern ſchreit um Rache wider dich zum Himmel, denn du ſchändeſt ihre heiligen Gräber, da du auf ihren Leichenſtein ſetzen willſt, ſie hätten ſich nur dem Wahn und Irrthum geopfert."

„Ich will das nicht, es iſt Verleumdung, wenn man mir ſolches andichtet; groß und heilig ſind mir die jüdiſchen Geſetze,

in ihnen hat ſich die Gottheit für die damalige Zeit am lauterſten geoffenbart; ſelig ſind, die ſie erkennen und ihnen nachleben; aber hat die Gottheit ſeitdem aufgehört in dem Geiſte der Menſchen zu leben? Sind alle nachgebornen Geſchlechter dazu verdammt, da zu verharren wo die früheren ſtanden, und ſich mit den alten Formen zu ſchleppen? Die Form verweſt, der Geiſt bleibt ewig und verjüngt ſich und wächſt fort und fort."

„In dir iſt ein gewaltiger Geiſt," begann de Silva nochmals ſich zuſammennehmend, „deine Gelaſſenheit iſt mir Bürge, daß du ein großer Mann wirſt. Weichliche Naturen werden heftig und jähzornig im Widerſtreite, ſtarke nie. Wirf nicht einen Stein in den Brunnen, aus dem du getrunken. Deinen freien Opfermuth für die Wahrheit, den haſt du aus dem Judenthum geſchöpft. Sei dankbar. Zeige deine Kraft in der Selbſtbeherrſchung, ſtehe feſt in dir und zu den Deinigen und laß dich nicht hinreißen zum Abfall."

„Es giebt keinen Abfall als den von uns ſelbſt."

„Wir werden dich verehren und ich vor Allen, wenn du dich bezwingſt."

„Und ich ſelber werde vor mir ehrlos ſein."

Ueberraſchung und Unmuth zeigte ſich im Antlitze de Silva's; Alles, ſelbſt der wirkliche Lobpreis ſeiner Tugend blieb erfolglos bei Spinoza. Der Arzt ſtand auf und rief:

„Wehe! du biſt verloren. Ich kann nur zu Gott beten, daß er es Tag werden laſſe in dir, damit das Irrlicht verſchwinde, das dich in Sümpfe und Abgründe verlockt." Thränen ſtanden Silva im Auge, als er ſo ſprach, ſich abwendete und weg ging. Spinoza war tief erſchüttert von ſeinen Reden, es that ihm in der Seele wehe, dem alten ehrwürdigen Manne ſolchen

Schmerz bereitet zu haben und ihm nicht folgen zu können; aber wie konnte, wie durfte er anders handeln?

Weit leichter ward es Spinoza, noch den letzten Verſucher von ſich abzuweiſen. Nachmittags kam Chisdai, und ſobald er zur Thüre eingetreten war, warf er ſich auf den Boden und ſetzte ſich dort trauernd nieder.

„Was ſoll das?“ fragte Spinoza.

„Wehe!“ rief Chisdai, ohne ſein Haupt zu erheben dumpf in den Boden hineinmurmelnd, „hat der Geiſt der Unreinheit in dir dich ſchon Alles vergeſſen machen? Kennſt du die Geſchichte von Rabbi Elieſer ben Hyrkanos nicht mehr?“

„Ja wohl, er hat ſeine Anſicht von dem erlaubten Gebrauche eines Backofens durch verübte Wunder beweiſen wollen und wurde deshalb in den Bann gethan; Niemand wollte ihm das Urtheil ankündigen, bis Rabbi Akiba es ſo that wie du hier. Nicht wahr, ich bin noch ein guter Thalmudiſt? Aber ſteh nur auf, ich kann weder dem Baume befehlen, daß er ſich an einen andern Platz ſtelle, noch dem Waſſer, daß es rückwärts laufe, auch nicht der Wand, daß ſie ſich einbiege; ſie gehorchen mir alle nicht.“

„So?“ rief Chisdai aufſpringend, indem er grimmig die Fäuſte ballte, „ſo? du ſpotteſt auch noch über den Thalmud? Sieh', ich bin friedlich hergekommen: ich wollte dich zur Gottesfurcht ermahnen und dir zeigen, daß ich nicht aus Eiferſucht oder ſonſtiger niedriger Leidenſchaft gegen dich auftrete; aber an dir iſt jedes Wort verloren. So fahre denn hin! Die Raben am Bache werden dir die Augen aushacken, und die jungen Adler ſie freſſen.“

„Du kannſt die Bibelworte auf gut thalmudiſch verdrehen,

die Schrift droht jenes nur solchen, die Vater und Mutter verspotten und verachten."

„Das hast du siebenzigmal sieben gethan, du Ruchloser! Aber deine Strafe wird nicht ausbleiben, noch im Tode wirst du gesteinigt werden, und man wird einen Steinhaufen auf dein Aas wälzen zum Schreckbilde für alle nachkommenden Geschlechter. Nimm dich in Acht, krieg' ich dich unter meine Hände, so lange du mit deinem Athem die Luft verpestest, ich zerreiße dich wie man einen Fisch zerreißt."

„Wieder ein thalmudischer Ausdruck," erwiederte Spinoza lächelnd, „aber bedenke, daß der Thalmud auch sagt: es ist gut, daß der Esel keine Hörner hat."

Chisdai schäumte vor Wuth, da er aber Jemand die Treppe heraufkommen hörte, ging er fort.

„Was ist denn das für ein federloser Zweifüßler, der da von dir ging?" sagte Meyer eintretend, „der sieht ja aus wie die ausgebälgte Erbsünde."

Spinoza mußte herzlich lachen über diese Bezeichnung. „Dießmal bist du auf deinem Steckenpferde am rechten Ziel angekommen," sagte er, „aber diese Erbsünde wollte mich in's jüdische Paradies zurückführen."

Meyer ermahnte ihn nun, mit der gewohnten Kraft und Standhaftigkeit gegen die jüdischen Päbste aufzutreten, und als er sich bald darauf entfernte, machte sich auch Spinoza auf den Weg.

Jetzt zum ersten Male fühlte er sich unheimlich zwischen seinen einsamen vier Wänden; es war ihm nicht möglich, wie sonst, seine Gedanken in der Erforschung einer bestimmten Wahrheit festzuhalten; er bedurfte einer befreundeten heitern Seele,

an der er ſich aufrichten und die Stürme des heutigen Tages vergeſſen konnte; wo ſollte er ſolche anders ſuchen als in Olympia? Er ging zu ihr, und fand ſie in traulichem Geſpräche mit Kerkering. Er glaubte in beiden eine ſeltſame Ueberraſchung zu bemerken als er eintrat; er vermuthete richtig, daß er der Gegenſtand ihrer Unterredung geweſen war. Olympia verſtand es indeß wie immer, ſchnell ihre Gemüthsbewegungen zu bemeiſtern.

„Sie ſind mir in der letzten Nacht im Traume erſchienen, Herr von Spinoza," ſagte ſie im Verlaufe des Geſpräches. „Sie müſſen rathen unter welcher Geſtalt."

„Sie glauben weder an Teufel noch an Engel, haben Sie mich vielleicht als Kloſterbruder geſehen?"

„Nein, weiter gerathen."

„Als Kaiſer?"

„Nein."

„Als Rabbi? Als Pabſt?"

„Nein, nun Sie errathen es nicht, wie ich merke. Als Maſaniello ſah ich Sie, mit dem Fiſchernetze auf dem Rücken, die rothe gewirkte Mütze mit der langen Troddel kleidete gar ſchmuck zu dem pechſchwarzen Haare, die Hemdärmel waren bis über die Ellbogen aufgeſtreift; ſo ſah ich Sie von einer zahlloſen Menge Juden durch die Straßen getragen, bis vor das neuerbaute Stadthaus, dort ſtiegen Sie hinauf bis zu dem vergoldeten Schiffe auf dem Thurme und riefen: „Mitbürger, die ihr, wie Erasmus von Rotterdam ſagt, gleich Krähen auf den Gipfeln der Bäume wohnt! Ich ſehe eure gabelförmigen Schornſteine und eure vor und rückwärts geneigten Giebel; ich ſehe die Kanäle und Dämme, die euer Land durchſchneiden, und euer Leben fließt ebenſo eingedämmt und ohne kecken Wellenſchlag den geweiſten Weg dahin

Ich ſage euch, das wird anders werden. Ich ſtreiche das: Du ſollſt, aus euren Lebensbüchern, und in meiner Lehre heißt es: Du mußt, denn du kannſt. Ihr glaubt die Fiſche ſeien ſtumm? Es iſt nicht wahr. Da hab' ich eine Legion vom Meeresgrund heraufgefangen, die reden alle gar weiſe Dinge." Dann nahmen Sie Ihr Netz vom Rücken, es war leer, Sie kehrten es um, und eine unendliche Zahl von Fiſchen fiel heraus, ſie glitzerten wunderlieblich im Sonnenſchein, die Floßfedern wurden zu Flügeln und ſie flatterten mit Geſchrei davon. Sie aber blieben noch ſtehen, und hielten eine Philippika gegen das Volksmärchen: daß an dem Tage, an welchem die Geſandten der ſieben vereinigten Staaten durch die ſieben Thore des vollendeten Stadthauſes gehen würden, das Glück einer jeden Provinz hinter ihnen herausgehen und nimmer wiederkehren werde. Und nun erklärten Sie, wie Ihre Philoſophie der Waſſerbaukunſt unſeres Landes entſpreche, wie man Sturm und Fluth brechen und beherrſchen könne, wie man vom Strome der Affekte übergoſſenes Land austrockne und fruchtbar mache, und Alles ganz deutlich, ich habe es im Traume ganz hell und klar verſtanden. — Jetzt bin ich leider wieder unphiloſophiſch wie das grauw — das Volk — das tobte und ſchrie: er iſt ein Zauberer, er iſt des Teufels Sohn! und riß das Stadthaus ein. Ich erwachte. — Wenn Sie nur auch Etwas von der Kunſt Daniels verſtünden."

Spinoza fragte, ob ſie in den letzten Tagen Frau Gertrui nicht geſprochen habe; Olympia betheuerte, ſie ſeit mehreren Wochen nicht geſehen zu haben. Es war in der That ein faſt wunderbares Zuſammentreffen, denn Spinoza hatte aus einer ſonderbaren Laune ſeit zwei Tagen begonnen, ſich ſelber in dem Koſtüme Maſaniello's zu zeichnen. Er ſagte indeß Olympia nichts davon,

denn er wußte, wie ſie, trotz ihrer Freigeiſterei, ſich gerne eine ſonderbare Ahnungstheorie aufbaute. Es ward ihm heute wiederum nicht freudig zu Muthe in ihrer Nähe; war die Anweſenheit Kerkerings daran ſchuld, oder war es, weil er mit übervollem Herzen hergekommen war, und nun zu ſpät ſah, daß er hier keinen Anklang finden konnte für ſeinen ſchmerzlichen Kampf? Eine düſtere Ungewißheit und Zweifelſucht lagerte ſich über ſein Verhältniß zu Olympia; er ſah Kerkering mit immer zuthulicherer Freundlichkeit ſich Olympia nähern, und dieſe hielt ihn nicht mehr wie ſonſt mit leichtem Scherze ferne, er glaubte ſogar ein gewiſſes Einverſtändniß zwiſchen ihnen darin zu entdecken. Als er wegging, ſagte ihm Olympia:

„Ihre Schweſter Rebekka war heute bei mir, ich ſoll Sie bekehren, daß Sie ſich den Rabbinen unterwerfen.“

Spinoza verneigte ſich ſtumm. Wie war es möglich, daß ſie dir ihren Traum erzählte und allerlei Scherz trieb, ſtatt vor Allem dieſes Begegniß mitzutheilen? Mußte es nicht ihr Herz erfüllen, daß deine Schweſter bittend bei ihr erſchien? — Du kannſt nicht verlangen, daß andere eine Regung anerkennen, die du ſelber in dir zerſtörſt . . .

Miriam, mit der er von Kindheit auf in geſchwiſterlicher Innigkeit gelebt, war zu ihm gekommen, ſie hatte nur ſchüchtern nach der Geliebten gefragt, und Rebekka, die herrſchſüchtige, die ihm allzeit fremd geweſen, drang zu Olympia. Wie muß ſie dieſer erſchienen ſein und hat vielleicht das Herz der Geliebten zweifelhaft gemacht und ihr einen abſtoßenden Widerwillen gegen ſeine Familienbeziehungen eingeflößt.

Spinoza fühlte ſeine Wangen entbrennen. Er war im Begriffe, die Familienbande und alle Feſſeln der Gewohnheit zu

lösen, nimmer aber konnte er's ertragen, daß diese gering angesehen würden.

Die Liebe sollte ihm beistehen in dem Kampfe, der sich ihm eröffnete; es blieb ihm nur die Wahrheit allein.

24. Der Bann.

Eine zahlloſe Menſchenmenge lagerte ſich an den Straßen, faltete die Hände und betete zum Herrn, daß er beſchützen möge den Zug ihres Befreiers. Voraus zog der kaiſerliche Herold mit dem Reichsadler, ihm folgte der Kämpfer für Gottes Wort, geleitet von Reiſigen in blinkendem Stahle und ſchmucker Waffenzier. Und als er hinzog in die Reichsverſammlung, da kletterten ſeine Verehrer auf die Dächer, füllten die Straßen und Fenſter, denn glücklich pries ſich der, deſſen Auge ihn geſchaut; und als er muthig und mannhaft den Kampf gefochten, wurde er im Triumphe nach Hauſe getragen, eine Stimme ward vernommen, die da rief: „Selig ſind die Hände, die dich getragen.“ So zog im Jahre 1521 Martin Luther gen Worms: der tapfere Kämpfer für die Freiheit des göttlichen Worts.

Schwer iſt's, den Kampf gegen Gewalt und Gewohnheit in ſich zu beſtehen und ſchmerzlich, ihn nach außen zu vollführen; aber hier gefolgt von tauſend theilnehmenden Blicken ſammeln dieſe ſich gleichſam wie eine Glorie um das Haupt des Kämpfers und erheben ſeine Kraft zur Kraft von Tauſenden, und ſieht er ſich ſelber untergehen, er hat den Gruß der zahlloſen Herzen empfunden, in denen ſein Gedanke fortlebt.

Wie anders ist es, sich zum sieglosen Kampfe in stummer Verborgenheit rüsten.

Im Jahre 1657 wanderte Benedict Spinoza einsam nach der Synagoge „Jakobshaus“ zu Amsterdam, von Niemand geleitet, von Niemand begrüßt; scheu wich das Volk zurück das ihn kannte, ihn, den standhaftesten Kämpfer für die Freiheit des göttlichen Gedankens. Er hatte der Welt kein altes geschriebenes Gesetz aufs Neue zu erobern, er schien sie berauben zu wollen ihres festen Hortes; denn er wollte nichts als das alte gute Recht des freien Denkens. In der Synagoge saßen die zehn Richter auf ihren Stühlen, den Vorsitz hatte Rabbi Isaak Aboab, neben ihm saß Rabbi Saul Morteira. Spinoza mußte vier Schritte entfernt von ihnen wegstehen. Rabbi Isaak Aboab erhob sich und sprach:

„Mit der Hülfe Gottes! Wir sind hier versammelt, um über dich, Baruch ben Binjamin Spinoza, Urthel und Recht zu sprechen. Schwöre uns im Namen des allmächtigen Gottes, daß du uns nichts läugnen noch verhehlen, und daß du dich fügen wolleſt dem Ausspruche, den der Herr durch unsern Mund dir verkünden wird.“

„Trug kenne ich nicht und Lüge ist mir ferne,“ erwiederte Spinoza, „ich werde mich eurem Urtheile fügen, wenn ihr über mich erkennet nach dem göttlichen Worte, und nicht nach den Eingebungen eueres Herzens und nach den Satzungen der Rabbinen.“

Ein Gemurmel entstand unter dem Synedrium, man konnte den fast allgemeinen Ausspruch unterscheiden, daß der Angeklagte durch diese Weigerung, ihre Gerichtsbarkeit unbedingt anzuerkennen, ohne weitere Verhandlung mit dem höchsten Grade

des Bannes belegt werden ſollte. Rabbi Saul Morteira bat um Stille: „Laßt ſehen," ſagte er, „wie weit die Verruchtheit ſeines Herzens geht. Sag' an, Frecher: haſt du nicht durch Genuß verbotener Speiſen und Getränke gegen Gott geſündigt, und durch Arbeit den Sabbath entweiht? Haſt du nicht dich der Genoſſenſchaft des Glaubens entzogen und den heiligen Namen Gottes und ſein Geſetz geläſtert? Und geſchrieben ſteht: Wer heimlich den Namen Gottes entweiht, den wird öffentlich die Strafe treffen."

Eine Pauſe entſtand, Spinoza heftete den Blick zur Erde, jetzt ſah er auf und entgegnete mit ruhiger Stimme:

„Ich kann nicht Wunder und Zeichen thun und die Natur um mich her zu Beiſtand und Zeugniß anrufen, in mir allein muß ich die Kraft erweiſen, die vom Daſein Gottes in jedem Menſchenherzen zeugt. Daß ich hier ſtehe, euch gegenüber, von euch angeklagt, die ihr auf andere Weiſe gottgefällig zu leben glaubt; daß ich nicht wanke und nichts in mir mich anklagt, nehmt's als Zeichen meiner Liebe zu Gott, die ich als das höchſte Gut erkenne. Ich vertheidige mich nur wegen der Anklage auf Sabbathſchändung, weil dieſe als ein Fehl gegen das heilige Geſetz Gottes in der Natur erſcheinen kann. Wohl iſt's dem gedrückten Menſchen förderlich, daß er von ſieben einen Tag ſich zur Ruhe ſetze, und weiſe iſt's, denn des Menſchen Würde beſteht in jeglicher Art in freier Lenkung ſeiner Kräfte; wer giebt euch aber das Recht ihn zu ſtrafen wegen der Sünde, die er gegen ſich ſelber begeht?"

Die Verſammelten erhoben ſich alle von ihren Stühlen und riefen durcheinander, man dürfe ſolche Gotteslästerungen nicht länger mit anhören, aber Rabbi Iſaak Aboab ſprach:

„Laßt ihn reden. Aus jedem Worte, das er ſpricht, ringelt

ſich ein Scheu empor, die ſich alle an ſeine Seele klammern werden in ſeiner leiblichen Noth, und wenn er den Tod des Sünders ſtirbt, werden ſie ſich an ihn hängen und ihn hinabzerren in den Pfuhl der Hölle. Wir ſind verpflichtet ſeine ganze Schuld zu hören. Tretet vor und redet ihr Zeugen."

Chisdai und Ephraim traten vor, jener ſtolz den Blick erhebend, dieſer ſcheu ihn niederſchlagend.

„Er hat vor unſeren Ohren Gott und die Propheten geläſtert, die Engel geläugnet und die Wunder verſpottet, daß er alſo gethan ſchwöre ich vor dem Angeſichte des ewigen Gottes."

„Auch ich beſchwöre, daß Chisdai die Wahrheit geſprochen," ſagte Ephraim mit leiſer Stimme.

„Was antworteſt du darauf?" fragte Morteira, und Spinoza erwiederte:

„Ich habe die Propheten nicht geläſtert, ja ich verehre ſie mehr als die, welche die falſche Glorie der Unfehlbarkeit um ihre Häupter ſammeln, ſie der göttlichen Majeſtät ihrer menſchlichen Größe berauben und ſie zu Götzen erniedrigen. Gehet hinaus und ſehet: ſtand die Sonne ſtill in Gibeon? Ich hätte die Engel geläugnet. Hat nicht ſchon Rabbi Joſeph Albo öffentlich ausgeſprochen, daß der Glaube an das Daſein der Engel unweſentlich und unnöthig ſei? Ich hätte die Wunder verſpottet. Was klagt ihr mich an? Schlaget die Stelle auf, wo Bileams Eſelin ſpricht, und ſehet, was Ebn Eſra dort ſagt. Ich hätte Gott geläſtert — ich habe Mitleid mit dir, der du nicht weißt, daß keines Menſchen Denken, der ſeinen innwohnenden Geſetzen folgt, aus ihm entweichen kann."

„Haſt du nicht geſagt," fuhr Chisdai auf, „weh mir! daß ich es nachſprechen muß — Haſt du nicht geſagt, daß in der heili-

gen Schrift viele unvollkommene und falſche Ideen von dem Weſen Gottes ſich finden?"

„Ich glaube Gott mehr damit zu verehren, als ihr. Wird Gott in der Bibel nicht „groß" genannt, und giebt's eine Größe ohne begrenzte Ausdehnung im Raume? Wahr iſt's, die Bibel kann nur aus ſich ſelber erklärt werden, ſie trägt den Grund ihrer Wahrheiten nur in ſich, ſie will nicht an den Denkgeſetzen gemeſſen ſein, dieſe aber auch nicht meiſtern; die Vernunft, die uns von Gott gegeben und ſomit nicht minder eine göttliche iſt, kann und muß die Idee Gottes aus ſich ſelber ſchöpfen, und in ſich ſelber finden was zur Erlangung eines gottſeligen Lebenswandels gehört. Die Bibel ſelber erkennt dieſes heilige Recht unſerer Vernunft an, indem ſie einen gottſeligen Lebenswandel in den Männern, die vor der Offenbarung auf Sinai gelebt, anerkennt, und indem es von der Wahrheit, die in der Geſetzgebung Moſes als zeitliche Erſcheinung heraustrat, ſelber heißt: „Sie iſt nicht im Himmel, daß man ſagen könnte, wer will für uns in den Himmel ſteigen, ſie holen und uns verkünden, auf daß wir danach handeln. Denn das Wort liegt dir ſehr nahe: in deinem Munde und in deinem Herzen, auf daß du danach handelſt (5. B. M. 30, 12.). In unſerer Vernunft, auf der Höhe des reinen göttlichen Gedankens, hier iſt Sinai. Ich will euch offen und getreu meine Anſichten über die höheren Dinge auseinanderſetzen, widerleget ihr mich aus der Vernunft, ſo will ich mich vor euch beugen."

„Du haſt dich auf die heilige Schrift berufen," rief Morteira, „Wehe! daß deine Zunge nicht zu Aſche verbrannte, da du es wagteſt, ihre heiligen Worte auf ſie zu laden; was willſt du mit deinem Baal, der Vernunft?"

„So zerschmettert ihn, wenn ihr könnt," erwiederte Spinoza.

Rabbi Isaak Aboab hatte bis jetzt ruhig der Verhandlung zugehört, jetzt rief er, sich erhebend:

„Das Maaß ist voll, ihr alle seid mit mir einverstanden, daß dieser Epikuräer die höchsten Strafen des Gehinom's verdient hat."

Alle Anwesenden antworteten mit einem vernehmlichen Amen und Aboab fuhr fort:

„Nun so frage ich dich, Baruch ben Binjamin Spinoza: willst du deine gotteslästerlichen Reden widerrufen und dich der Buße unterwerfen, die deßhalb über dich verhängt werden wird, oder willst du, daß der höchste Fluch des Bannes über dich herabbeschworen werde?"

„Widerleget mich aus der Vernunft und ich widerrufe. Ihr wollt mich nicht hören, ich werde euch in der Schrift antworten. Hier in der abgeschiedenen Synagoge könnt ihr mich nicht hören, und wollt nicht die Wahrheit an ihrer Folgerichtigkeit prüfen; ich spreche meine Gedanken hinaus in alle Welt, wohin kein Bann reicht. Ich habe mich nur eurem Gerichte gestellt, um euch zu zeigen, daß ich keiner Genossenschaft entgegentrete, die in ihrem Glauben die Wahrheit zu besitzen meint; aber die Freiheit des Denkens hat ihr heiliges unverletzliches Gebiet. Wollt ihr mich wie ihr mich hier aufgenommen nun auch ausstoßen — ein neuer Tag wird anbrechen —"

„Lügenprophet, verstumme!" donnerte Rabbi Aboab, „ich frage dich zum zweiten, ich frage dich zum dritten Male: willst du widerrufen?"

Eine Sekunde herrschte Todtenstille in der Halle; da erhob Spinoza seinen Blick, und mit fester Stimme antwortete

er: „Ich kann nicht; aber auch ihr könnt nicht anders, und ich fluche euch nicht.“

Rabbi Isaak Aboab zerriß seinen Mantel, und Rabbi Saul nahm das Schophar, das verhüllt vor ihm lag, stieß dreimal in dasselbe, daß der Schall noch lange von allen Enden des Gewölbes nachtönte; die heilige Lade wurde geöffnet, alle Anwesenden erhoben sich und Rabbi Isaak Aboab las aus einem Pergamente:

„In des Herrn der Herren Namen,
Seist du, Baruch, Sohn Binjamins,
In den großen Bann gethan.
Seist im Bann der beiden Rechte,
Himmlischer wie irdischer:
Seist im Bann der Heil'gen droben,
Seist im Bann der Seraphim,
Seist im Bann der Ophanim.
Ausgeschlossen von Gemeinden,
Von den großen und den kleinen.
Auf dich große schwere Plagen,
Krankheit schmerz- und gräuelvoll;
Drachen-Höhle sei dein Haus,
Und dein Stern erlösche droben.
Aerger sei und Gräu'l den Menschen,
Und dein Aas der Schlangen Futter;
Feind' und Hassern sei ein Labsal.
Und die Hab', die du besitzest,
Fremden werde sie zu Theil.
Vor den Thüren deiner Feinde
Müssen deine Kinder winseln,

Und ob deines Lebens Martern
Späte Enkel sich entsetzen.
Sei verflucht von allen Geistern

. . . . . .

Michael und Gabriel,
Raphael und Meschartheel.
Sei verflucht vom großen Gotte!
Von den siebzig Geisternamen,
Unterthan dem großen König
Mit dem großen Siegel Zartok.
Fahr' zur Höll' wie Korah's Rotte,
Und mit Zittern und mit Beben
Gehe dir die Seele aus.
Gottes Grimm ertödte dich,
Hingewürgt wie Achithophel
In der Schlinge deiner Plane.
Gechsi's Aussatz sei der deine,
Und vom Fall erheb' dich nimmer.
Wo Israels Gräber liegen
Werde dir kein Grab gegraben.
Hingegeben an die Fremden
Sei dein Weib; in deiner Todesstunde
Mögen Andre sie entweih'n. —
Dieser Bann und diese Flüche
Ueber Baruch, Sohn Binjamin's.
Ueber mir und ganz Israel
Aber ruhe Gottes Frieden
Und sein Segen ewiglich."

Hierauf nahm der Rabbi die Thorah aus der heiligen Lade, rollte sie auf, und las (5 B. M. 30, 19 ꝛc.): „Und wer die Worte dieses Fluches höret und segnet sich in seinem Herzen und spräche: Friede wird mir sein, denn ich wandle nach dem Gutdünken meines Herzens, auf daß der Trunkene mit dem Durstigen dahinfahre. Da wird der Herr dem nicht gnädig sein; sondern dann wird entbrennen der Zorn Gottes und sein Eifer über solchen Mann, und es wird auf ihm ruhen all' der Fluch, der in diesem Buche geschrieben ist und der Herr wird seinen Namen austilgen unter dem Himmel." Die Thorah wurde in die heilige Lade zurückgebracht, abermals wurde das Schophar geblasen, und alle Anwesenden sprachen gegen Spinoza gewendet: „Verflucht sei dein Eingang und verflucht sei dein Ausgang." Alle spieen aus und wichen vier Schritte von ihm zurück, als er sich in ungebeugter Haltung aus der Synagoge begab.

Sollte dieser Ausgang aus dem gewohnten Heiligthum der Eingang zu einem neuen werden, oder sollte er nie mehr einen Tempel von Stein betreten und auch äußerlich darstellen, daß der freie Mensch der Tempel Gottes ist?

Vor der Synagoge traf er Oldenburg, Meyer und Vries, die seiner harrten; sie hatten von dem Vorgange gehört und warteten hier, um ihn gegen jede Mißhandlung von den Rabbinen zu schützen. Noch nie hatten die Freunde das Antlitz Spinoza's so flammend gesehen als eben jetzt. Lautlos gingen sie mit ihm und Oldenburg faßte seine Hand und hielt sie fest.

Als Spinoza vor seinem elterlichen Hause vorüberging, hörte er das Wehklagen seiner Schwestern; er wußte, daß sie ihn jetzt beweinten mehr denn als einen Gestorbenen.

Jetzt, da er sich nicht mehr freiwillig dessen begab, sondern

da es ihm entriſſen wurde, jetzt fühlte er doppelt was es heißt, eine Jugend mit all' dem Trauten und Heimiſchen was ſie in ſich birgt, die tauſend Fäden der Erinnerung abzuſchneiden und ſo das Leben zu zerſtücken, das ſich nicht mehr im Zuſammenhange mit der Vergangenheit erhält.

Das traurigſte Bewußtſein bei der unwiederbringlichen Löſung einer innigen Lebensbeziehung liegt darin, daß beiderſeits ein Stück Leben ausgelöſcht und vertilgt iſt, deſſen unwillkührliche Wiedererweckung oft mit geſpenſtiſchem Schreck erfüllt und ins Vergeſſen flüchten heißt.

Spinoza hatte noch eine heimiſche Zuflucht im Leben und in der Liebe.

25. Freiwerben.

Um dieſelbe Stunde als Spinoza die Synagoge verließ, entriegelte der Küſter eine Seitenthüre an der katholiſchen Kirche zu St. Johann; zwei feſtlich gekleidete Männer traten heraus, der eine blaſſen kummervollen Antlitzes, der andere heiter lächelnd; es war van den Ende und Kerkering.

„Mich friert," ſagte der Letztere, „mir iſt es doch als wäre mir das gewohnte ſchützende Kleid entriſſen und es fröſtelt. Als ich dort auf den Knieen lag, den gewohnten und doch faſt vergeſſenen Glauben abſchwor und in Euren aufgenommen wurde, preßte ſich mir's eiskalt im Herzen zuſammen und ich konnte kaum das verlangte Wort hervorbringen. Es iſt gut, daß in der letzten Ausführung von Entſchlüſſen uns keine Entſcheidung mehr freiſteht."

„Dieſer Krimskrams der Empfindung," entgegnete van den Ende, „iſt nichts als Folge der kühlen Kirchenluft und deiner ungewohnten Lage, die dir die Blutbewegung hemmte. Komm mein Sohn; der Wein, den ſie dir dort verſagen und für ſich allein behalten, iſt in anderen Schenken viel beſſer zu haben. Und ſieh dir die ganze Sache wie du richtig geſagt haſt, für eine Kleider-

angelegenheit an; du haſt dich wie es die Mode verlangt, zur Hochzeit ausſtaffirt, weiter nichts."

Dennoch ging Kerkering ſcheuen Blickes dahin, er meinte, es müſſe ihm Jeder anſehen, was mit ihm geſchehen war. Erſt als man von der St. Olaikirche nach dem Hauſe van den Ende's abbog, trat wieder ein Roth in ſeine Wangen. In dem Studierzimmer des Arztes, wo dieſer dem neuen Täufling wie er es nannte „die Muttermilch der alma mater Natur" zutrank, ward Kerkering erheitert von dem feurigen Wein und ſtimmte mit ein in den Scherz über die kindhafte Empfindlichkeit, die ihn befangen hatte.

Van den Ende hatte Olympia einen Beſuch anſagen laſſen, dieſe aber ließ erwiedern, daß ſie krank zu Bette liege; er eilte zu ihr und ließ Kerkering allein.

„Mein Kind," ſagte der Vater zu ſeiner Tochter, „ich trete eine beſchwerliche, vielleicht auch gefahrvolle Reiſe an. Es iſt mir ein Troſt, dich in treuer Obhut zurück zu laſſen."

„Darf ich denn durchaus nicht wiſſen wohin und wozu? Warum habe ich Ihr Vertrauen verloren?" fragte Olympia.

„Du ſollſt dich nicht unnütz ängſtigen und abhärmen; iſt's vollbracht, wirſt du dich deſſen vor Allen erfreuen. Jetzt aber laß mich als Vater, als Freund zu dir reden. Sieh, ich komme feſtlich geſchmückt zu dir. Sprich jetzt mit jenem Stoiker zu jedem Körperleiden: ich bin ſtärker als du. Schmücke dich mit uns, hier nimm."

Olympia hörte verwundert den in ihrer Stille doppelt lauten und heitern Ton ihres Vaters und ſah erſtaunt auf den dargereichten Perlſchmuck.

„Was ſoll das?" fragte ſie.

„Dieſen Brautſchmuck ſeiner Mutter ſendet dir unſer Freund als Morgengruß und ſagt dir, daß er mehr Thränen um dich vergoſſen als Perlen im Meeresgrunde ruhen.“

„Hat er geweint? Ich hätte nie geglaubt, daß er das thäte. Gewiß geſchah es, weil er ſeinen väterlichen Glauben abſchwören und den unſrigen annehmen ſoll.“

„Er hats gethan mein Kind. Es war noch hartköpfiger Proteſtantismus genug in ihm, der dagegen proteſtirte, aber es ſollte ein Zeugniß ſeiner Liebe ſein. In Kerkering giebſt du mir meinen Cornelius wieder.“

„Wehe!“ rief Olympia und verhüllte ihr Antlitz in den Kiſſen. Erſt nach langem Bedrängen des Vaters erhob ſie ſich wieder und ſagte ſchluchzend: „Wir ſind alle unglücklich. Meine Liebe gehört — Sie wiſſen es Vater, warum muß ich es ausſprechen? Spinoza liebe ich und werde von ihm geliebt mit all der göttlichen Hoheit ſeines Geiſtes, wie noch nie ein Mädchen geliebt wurde.“

Van den Ende ſchlug ſich mit der geballten Fauſt an die Stirne. Lange ging er nachdenklich im Zimmer auf und ab, dann ſetzte er ſich wieder vor das Bett ſeiner Tochter. „Liebe Olympia,“ ſagte er, „ſei offenherzig gegen mich. Habt ihr euch eure Liebe ſchon geſtanden?“

„Ja.“

„Und hoffteſt du auf meine Zuſtimmung?“

„Zuverſichtlich, denn Ihr freies Denken darf kein Vorurtheil kennen.“

„Ich will es auch nicht. Laß uns die Sache unbefangen überlegen. Womit wolltet ihr euch denn ernähren? Du weißt, was ich beſitze, iſt nicht eigentlich mein.“

„Spinoza würde einen Lehrstuhl der Philosophie und Mathematik an irgend einer Universität annehmen.“

„Das geht nicht so bald, er ist von den Juden als Ungläubiger verstoßen, und die Pfaffen aller Confessionen reichen sich die Hände, wo es den gemeinsamen Feind zu unterdrücken gilt. Er könnte einstweilen Gläser schleifen und du mit Orgelspiel oder sonstigem Unterricht Etwas erwerben, es könnte schon hinreichen, um euch vor dem Hungertod zu wahren, und habt ihr bloß das leere Wasser, so brockt ihr eure Philosophie ein, ist auch eine nahrhafte Speise; aber eure Kinder werden sich leider nicht damit zufrieden stellen lassen. Eure Liebe ist nichts als ein falscher Syllogismus —“

„Vater, Sie sind sehr hart.“

„Ich bin es nicht; freilich, auf eurer Geisterhöhe, wo ihr euch von lauter Genien umflattern laßt, die weder Mark noch Knochen haben, da muß euch jemand, wie ich, als ein Barbar erscheinen. Ihr habt die ewigen Probleme vom Schicksal der Menschheit und dem Weltdasein enträthselt, was kümmert's euch, wenn euer Schicksal und die Fristung eures Daseins euch Tag für Tag ein neues Problem aufzuknacken giebt? Eure Seelen lieben sich, und die lieben Seelen, ach, das sind gar bildsame gute Geschöpfe, denen keine Entbehrung zu hart ist.“

„Ist das die Ruhe, mit der Sie zu mir reden wollten? Verdienen die Entsagungen, die ich freudig über mich nehme, solchen Spott?“ fragte Olympia.

„Du hast Recht,“ erwiederte der Vater, „du magst ihn heirathen, ich will dir's nicht wehren: des Menschen Wille ist sein Himmelreich, das ist auch mein Wahlspruch. Aber das eine bedenke noch: wie wirst du es ertragen, wenn deine Freundinnen

und Bekannte die Naſe rümpfen und kichern, wenn ſie dich mit ihm über die Straße gehen ſehen; ſeht, da geht ſie, werden ſie ſagen, ſie wäre ſitzen geblieben, wenn ſich nicht der arme Jude, den ſeine Sippſchaft ſelber verſtoßen, über ſie erbarmt hätte. Ich kann ihnen nicht Unrecht geben, wenn ſie denken: hätte er ſie wirklich geliebt, ſo hätte er freiwillig ſeinem alten Glauben entſagt und nicht erſt gewartet, bis man ihn ausſtieß; denn das iſt und bleibt in den Augen der Welt ein Schimpf. Und wenn ſie dann weiter ziſcheln werden: Wie war ſie ſonſt ſo ſtolz und hat auf uns herabgeſehen, die iſt nun glücklich, ſie braucht nicht einmal einen Kleiderſchrank, das abgetragene Kleid, das ſie ſchon vor zehn Jahren hatte, iſt nun mit der Zeit ihre ganze Garderobe geworden, wir haben von Herzen Mitleid mit ihr. — Ich weiß wohl, ſolche Dinge können und dürfen deinen Entſchluß nicht wankend machen, ich ſage dir es auch nur, damit du dich darauf gefaßt hältſt. Ich will Spinoza auch in gar keinen Vergleich ſetzen mit Kerkering; ſein Geiſt iſt groß, und eine Minute, wo in ſeliger Harmonie eure Seelen in einander klingen, wiegt jahrelange Entbehrungen, wiegt allen Genuß der irdiſchen Freuden auf; du liebſt und verehrſt ihn, du bewunderſt die Majeſtät ſeines Geiſtes, ich glaube nicht, daß er dieſe Herrſchaft über dich mißbrauchen wird; ſolche Fälle mögen nur ſelten vorkommen. Was iſt dagegen Kerkering? Er hat ſeine Liebe beſiegelt, indem er zu deiner Kirche übertrat, er hat eine mächtige und ruhmvolle Genoſſenſchaft verlaſſen, er hat dich nicht zur Theilnehmerin der peinlichen Vorbereitungen gemacht und dir keinerlei Verantwortung zugeſchoben; du ſollteſt mühelos die Frucht ſeiner Arbeit empfangen, und ſo wird er allzeit handeln. Du ſollſt durch ſeine That nicht zu Dank gebunden ſein, er macht keinen Anſpruch als

den, daß er dich liebt. Er betet dich an, alle deine Worte sind ihm Orakel, ja der leiseste Wunsch deines Herzens ist ihm Befehl, den er mit Freuden erfüllt; aber du hast Recht, du willst keinen Mann, den du beherrschen darfst, des Weibes schönste Zierde ist Gehorsam, Gehorsam, und selbst gegen despotische Unterdrückung. Was kann dir Kerkering bieten? Nichts als ein gutes treues Herz, das nur für dich allein schlägt; er kann dir ein Leben voll Glanz, Ehre und Genuß bereiten, du wirst Gegenstand des Neides bei allen deinen Freundinnen sein. Was ist aber dieses Alles gegen den Hochgenuß der überschwänglichen Geistesharmonie? Gewiß, sie ist ewig, und ihre Ewigkeit überdauert ein Jahr, vielleicht auch zwei; ist das nicht genug?"

Van den Ende schwieg, Olympia schluchzte und weinte nicht mehr, stillträumend spielte sie mit der Perlschnur, die vor ihr lag.

„Darf ich das Bett verlassen?" fragte sie endlich.

„Ja wohl," sagte der Vater und schmunzelte zufrieden vor sich hin, als er das Zimmer verließ. —

Olympia stand auf und kleidete sich an. „Ich habe meinem Vater meine Liebe stärker gezeigt, als sie ist," sagte sie zu sich. „War es nicht Anfangs bloß verletzte Eigenliebe und die Lust, keinen Unbesiegten zu kennen, die dich ihm in die Arme führte? — Nein, du liebtest ihn ehedem und liebst ihn noch." Sie nahm die Perlschnur, hing sie um den Hals und betrachtete sich wohlgefällig in dem Spiegel. „Ich hätte keinen andern Mann bekommen, werden sie sagen; was kümmert's mich? Sagt mir doch mein Bewußtsein: diese Perlschnur und mit ihr des Lebens schimmernde Genüsse waren in meiner Hand, und ich verschmähte sie. Aber thue ich Recht? Er ist eine geborene Ein-

siedlers-Natur, die Wissenschaft ist seine Göttin, ich befreie ihn nur, ich gebe ihn sich selber zurück, wenn ich ihm meine Hand verweigere. Nein, dieser Flitter blendet mein Auge. Und doch, kann seine starkgeistige Kraft sich nicht anders geberden, wenn er in deinem Besitze nicht mehr in Huldigungen um dich zu werben hat? Er weiß, daß du dich klein fühlst ihm gegenüber; wie oft meistert er dich und wie anders wird er's noch thun. Nein, er ist mild und gut, du aber bist zu schwach und die unterwürfige Anbetung Kerkerings lockt dich . . ."

Sie legte die Perlschnur weg und ging nachdenklich das Zimmer auf und ab. Wieder stand sie vor dem Spiegel und starrte traumhaft verloren hinein; sie sah sich abgehärmt, zerrissen, bespöttelt und verlacht durch die Straßen gehen, sie verscheuchte diese wahnsinnige Verwirrung nur durch einen lauten Triller. Als ihr Vater sie so munter hörte, trat er zu ihr in's Zimmer. „Kerkering," sagte er, „wartet draußen, er will nicht von der Stelle weichen, bis er ein entscheidendes Ja oder Nein erhalten hat; ich glaube deine Gedanken zu kennen, ich will dich zu keinem Entschlusse nöthigen, aber zu Hülfe kommen darf ich dir. Komm mit." Olympia schmiegte sich wie in demuthsvollem Kindesgehorsam an den Vater und bedeutete ihn, daß sie ihm willfahre, und dieser Ergebung lag doch, ihr selber halb verhüllt, ein Eigenwille zu Grunde, der sich nur mit jenem Scheine deckte. Der Vater faßte sie an der Hand und führte sie in das andere Zimmer zu Kerkering mit den Worten: „Hier bringe ich dir deine Braut mein Sohn."

Kerkering nahm einen Brillantring von seiner Hand und steckte ihn an die Hand Olympia's. „Mein auf ewig," sagte er, und drückte einen herzhaften Kuß auf den Mund Olympia's.

Kerkering und seine Braut saßen am Abend in traulichem Gespräche neben einander, van den Ende rieb sich die Hände und ging heiter lächelnd das Zimmer auf und ab. Olympia fühlte sich immer befriedigter in der Nähe Kerkerings, ja sie fand ihn jetzt so liebenswürdig, daß sie sich darüber schalt, ihm nicht schon längst ihr Herz geschenkt zu haben. Kerkering erzählte ihr, daß er ein wohldressirtes Reitpferd für sie gekauft habe, und daß sie wieder wie vor Jahren majestätisch zu Pferde sitzen und mit ihm durch die Straßen fliegen müsse. Ein glänzendes, genußreiches Leben breitete er mit den lockendsten Farben vor ihr aus, Olympia's Wangen durchschoß ein glühendes Roth, ihr Herz pochte laut, Kerkering hielt sie umschlungen. Da trat zur ungewohnten Stunde und mit ungewohntem feierlichen Ernste Spinoza ein. Olympia riß sich aus der Umarmung Kerkerings los; eine Sekunde lang drückte sie mit der Hand ihre Augen zu, sie stand auf und ging Spinoza entgegen.

„Ich weiß, Sie lieben keine aufgeregten Scenen, wie ich selber nicht," sagte sie mit zitternder Stimme, „ich habe vor meinem Vater und vor Kerkering kein Hehl: wir liebten uns. Erinnern Sie sich jener feierlichen Stunde, da Sie mich beschworen, zu vergessen, was wir uns waren und werden wollten? Jetzt ist die Zeit gekommen. Herr Kerkering ist — mein Bräutigam." Sie mußte sich an ihrer Orgel halten, Spinoza stand wie festgebannt sprachlos vor ihr; starr blickte er sie an. Es war eine grauenvolle Pause.

„Ich bitte," begann Olympia wieder, „entziehen Sie mir Ihre Freundschaft nicht."

„Ich wünsche, daß Herr Kerkering Ihnen das Glück bereiten möge, das ich selber einst in glücklichen Stunden Ihnen zu bieten

gehofft hatte," erwiederte Spinoza; seine Stimme klang heiser. Er blieb noch lange, sprach von den gleichgiltigsten Dingen und mit einem Humor, den man gar nicht an ihm gekannt hatte. So ferne ihm auch sonst die Täuschung war, hier hatte er sich in einer zwiefachen gefangen; er glaubte Olympia durch diese Heiterkeit ihren Schritt zu erleichtern, und erschwerte ihn nur damit, er glaubte seiner Manneswürde schuldig zu sein, länger zu bleiben, um in Ruhe zu scheiden, im Grunde war es doch auch, weil er nur schmerzvoll von dieser holden Umgebung, wo das höchste Liebesglück ihm geblüht hatte, sich auf immerdar losreißen konnte.

Auch Oldenburg kam und zum erstenmale küßte er Spinoza nachdem er das Ereigniß vernommen hatte.

Kerkering war überaus heiter und scherzte, daß er erst heute geboren sei und bat, daß ihm Olympia ein Wiegenlied singe; Oldenburg bat um das Lied von der Jungfrau unter den Linden, Olympia sträubte sich, aber jetzt drang auch Kerkering auf dieses allein, er verlangte es als erste und einzige Willfahrung seines erneuten Lebens, und von allen Seiten bestürmt setzte sich Olympia fast willenlos an die Orgel und sang:

Es sollt' eine Jungfrau früh aufstehn,
Und ihren Liebsten suchen gehn;
Sie sucht' ihn unter den Linden,
Und konnt' ihren Liebsten nicht finden.

Mit einem Mal kam ein Herr daher.
„Was thut Ihr hier allein?" fragt er,
„Zählt Ihr die grünen Bäume,
Oder die gelben goldnen Rosen?"

„„Ich zähle die grünen Bäume nicht
Und pflück' auch die goldnen Rosen nicht.
Ich hab' meinen Liebsten verloren.
Keine Nachricht kommt mir zu Ohren.““

„Habt Ihr Euren Liebsten verloren?
Keine Nachricht kommt Euch zu Ohren?
Er ist auf Zeelands Auen,
Und verkehrt mit andern schönen Frauen.“

„„Ist er auf Zeelands Auen,
Verkehrt mit andern schönen Frauen,
So möge der Himmel sein Führer sein
Mit allen den hübschen Jungfräulein.““

Was zog er aus seinem Aermel hold?
Eine Kette von rothem Gold.
„Die will ich Euch, schönes Kind, schenken,
Wollt nicht an den Liebsten mehr denken.“

„„Und wäre die Kette noch einmal so lang,
Und hinge vom Himmel zur Erde entlang,
Viel lieber mag sie mir fehlen,
Als daß ich einen andern thät wählen.““

Das aber rührte dem Herrn sein Blut.
Er sprach: „Schönes Kind, seht Euch vor, was Ihr thut,
Ihr seid meine rechte Frauen,
Mit keiner Andern laß ich mich trauen.“

Noch hatten die letzten Töne nicht ausgeklungen, als Spi-

noza seinen Hut nahm und ging. Olympia stand auf und schlug den Deckel ihrer Orgel zu, daß die Pfeifen wirr ineinander brausten.

Mit übervollem und darum fremder Theilnahme bedürftigem Herzen war Spinoza zu Olympia gekommen. Es giebt Stunden, wo der, dem die Tempel aus Stein erbaut verschlossen sind, sich im Tempel eines treuen Menschenherzens erheben muß.

Das Schicksal hatte Spinoza darauf hingewiesen, nur aus sich selbst Beseligung zu schöpfen.

Wohl hätte er sich getrösten mögen, daß er nun nicht mehr genöthigt war, seinen der Wahrhaftigkeit allein zugewandten Geist vor einer ihm nicht genehmen Form beugen, und in des Tages Last und Mühe Ueberzeugungen verschweigen, Ueberzeugungen bemänteln zu lernen; wohl hätte er sich beruhigen mögen, daß eine Liebe vernichtet war, um derenwillen er oft so schmerzlich gerungen; aber das ist der Liebe ewiges Räthsel, daß sie sich sehnt nach dem verlornen Schmerz, nach der verlornen Sehnsucht. Schwermuth und Bitterkeit drohten ihn zu erfassen, aber in selbstbezwingender Erkenntniß lernte er immer bestimmter jener Seelenruhe theilhaftig werden, die die Freiheit des Geistes ist, indem sie sich der Nothwendigkeit alles Geschehenden unterwirft und ihren Gesetzen nachgeht, gleich als wäre nicht das eigne Herz davon betroffen.

Jedes Versenken in eine Trauer, deren schmerzenreiche Folgen mit der Vernunft besiegt werden können, ist theilweiser Selbstmord; wer frei sein, das heißt nach den Gesetzen seiner Vernunft leben will, darf nie aufhören zu sein, und solches läßt er geschehen, sein lebendiges ewiges Dasein wird unterbrochen, wenn er sich von den Affekten bewältigen läßt. Nur ein Leben in der Vernunft ist das wirkliche und ewige Leben.

Es galt einen gewaltigen Kampf, ein Losringen von aller Besonderheit und aller schmeichelnden Anmuthung, die ihn endlich auf die Spitze des reinen Denkens führen sollte, und ihn zu dem fast unfaßlichen scheinbar Welt verschmähenden und doch sie verklärenden Ausspruche befähigte: „Ich erörtere die Handlungen und Bestrebungen des Menschen gleich als ob von Linien, Flächen oder Körpern die Rede wäre."

Die Freunde erkannten mit staunender Bewunderung die Siegeskraft Spinoza's, der mit dem freien Gedanken das Leben mit all seinen Begegniffen überwunden hatte und nun in stiller Glückseligkeit es erst wahrhaft sein eigen nennen konnte.

Keine Glorie umschwebte sein Haupt, sie durchleuchtete sein ganzes Sein.

26. Wundenmal.

Die jüdiſche Kirche wollte ihren Bann gleichfalls mit bürgerlichen Folgen begleiten, ſie beantragte bei dem Magiſtrate, daß der „Gotteslästerer" aus der Stadt verbannt würde. Die Angelegenheit wurde der Oberbehörde der reformirten Geiſtlichkeit zum Austrage übergeben, und der ſtille Denker ſah ſich durch Zuſchriften und Vorladungen oft heraus geriſſen aus ſeinem innern Forſchen. Mit weitgehenden Betrachtungen über die Regelung des Gemeinweſens und den dazu erforderlichen Menſchenverbrauch wanderte er oft durch die langen Gänge der Gerichtsgebäude und ſaß er wartend in den Vorzimmern. Das Martyrium der neuen Welt iſt ein langes aus tauſend kleinen Plackereien zuſammengeſetztes, und unſer Philoſoph ſollte zu demſelben noch ein anderes erfahren.

Die Freunde drangen in ihn, daß er freiwillig ſeine Vaterſtadt verlaſſe, er aber beharrte dabei, daß er um der Gerechtigkeit willen nur dem Urtheile des angerufenen Geſetzes ſich fügen dürfe. Es war die letzte Freundesthat Oldenburgs, der als Geſandter des niederſächſiſchen Kreiſes nach England berufen war, den Freund von dieſen Störungen zu befreien. Er drang in Spinoza ihm zu folgen, aber dieſer wollte im Vaterlande und in ſtiller Einſamkeit bleiben. Er rüſtete ſich, Amſterdam zu ver-

laſſen; denn war er auch frei von jedem Groll, er konnte doch der unmittelbaren Empfindung nicht allzeit wehren, die ihn oft ſchmerzlich berührte, mitten in ſeinem Heimathsorte ſich von Mißwollen und Abſcheu umgeben zu ſehen. Es that ihm weher, dieſe Empfindungen ſchuldlos in Anderen zu erregen, als ihre Folgen ſelber zu tragen.

Die Eigenthümlichkeiten der Freunde zeigten ſich bei den Erörterungen hierüber in beſtimmter Weiſe. Meyer fand ein Ergötzen darin, die Gebrechen und Beſchränktheiten, die Denkfaulheit der Menſchen mit ſcharfem Spotte zu geißeln; Oldenburg lehnte dies ab, weil ihm jede heftige Gegenwehr, jedes Handgemenge mit der gemeinen Welt als unſchön und verunreinigend erſchien, und wie ſo oft traf auch jetzt Spinoza mit Oldenburg zuſammen. Was dieſer unmittelbar aus einem gewiſſen Anſtandsgefühl vermied, dazu brachte hier Spinoza eine Begründung aus der Erkenntniß.

„Die Erforſchung der Gegenſätze und Mängel der Menſchen" ſagte er, „darf nur dazu dienen, um uns vom Widerſtreit nicht überraſchen zu laſſen, vielmehr in Ruhe uns Verhaltungsregeln auszubilden und die Erregung des Gemüths in möglichſt kurzer Zeit zu überwinden. Es iſt ein trügeriſcher Schein, wenn man dadurch frei und glückſelig zu ſein glaubt, indem man Fehl und Gebrechen Anderer in's Auge faßt und in allerlei Auslaſſungen ſich darüber ergeht; frei und glückſelig macht uns nur die Erkenntniß der Tugenden und ihrer Urſachen, dadurch allein wird unſere Seele freudenvoll. Der Ehrſüchtige ſpricht am liebſten von dem falſchen Ruhm und den ſchlechten Mitteln Anderer, der habgierige Mittelloſe von Mißbrauch des Geldes und den Laſtern der Reichen. Wer aber die Wahrheit liebt, hält ſich nicht lange

bei Lüge und Verſtocktheit auf, er bekämpft ſie nach Kräften, erfreut ſich der eigenen erlangten Erkenntniß, und daß auch die Irrenden nach einer Naturnothwendigkeit handeln."

„Die Glückſeligkeit liegt noch immer im Jenſeits," ergänzte Oldenburg, „aber im Jenſeits des beſiegten Haſſes, im Paradieſesfrieden der Erkenntniß."

Meyer ließ ſich indeß nicht ſo raſch bekehren, und mit dem Selbſtgefühl das Rechte vorhergeſagt zu haben, fragte er:

„An Olympia haſt du hoffentlich die Charakterloſigkeit und bloße Stimmungsfähigkeit der Frauennatur erkannt, und wirſt dieſer Abart des Menſchenthums die entſprechende Stellung in deinem Syſtem anweiſen?"

„Ich weiß," entgegnete Spinoza, „wer von der Geliebten übel aufgenommen wurde, denkt an nichts als an die Unbeſtändigkeit, den falſchen Sinn und die übrigen abgeleiteten Untugenden der Frauen, und alles das läßt er alsbald in Vergeſſenheit gerathen, wenn er von der Geliebten wieder huldreich aufgenommen wird. Wer aber ſeine Affekte und Begierden aus alleiniger Liebe zur Freiheit zu mäßigen ſucht, der wird ſich beſtreben, ſo viel als möglich die Tugenden und ihre Urſachen kennen zu lernen, und die Seele mit der Freude, die aus ihrer wahren Erkenntniß entſpringt, zu erfüllen. Wer dieß emſig beobachtet — denn es iſt nicht ſchwer — und dann übt, der wird gewiß bald ſeine Handlungen meiſt nach der Herrſchaft der Vernunft einrichten können."

So erquickten und erhoben ſich die Freunde in der Durchdringung der Geiſteszuſtände und dem Aufſuchen ihrer Beweggründe, und Spinoza hatte in ſeinem eigenen Leben Anhalt genug zu der Darlegung, die er mit unumſtößlicher Beweiskraft

führte, daß nur die Leidenschaften die Menschengemeinschaft und die innere Harmonie des Einzelnen trennen, die Vernunft aber sie eint.

Der schöne belebende Verkehr erhielt durch Oldenburgs Abreise nach England eine Lücke. Spinoza, Meyer und de Vries begleiteten ihn nach dem Schreyershökstoren (Weinensecktthurm), der von den Thränen der Zurückbleibenden bei der Abfahrt ihrer Angehörigen den Namen hat. Mit schwerem Herzen riß sich Spinoza aus den Armen des Freundes, und wehmüthig sah er ihm nach, als er von den Wellen dahingetragen wurde. Meyer und de Vries blieben ihm noch; aber dieser war zu jung, um ganz sein Freund sein zu können, Alter und Erfahrung waren zu ungleich; jener war verheirathet, hundert Beziehungen und Begegnisse machen es dem Gatten und Vater unmöglich, sich dem Freunde stets mit gleicher ungetheilter Hingebung zu widmen; in Oldenburg hatte er seinen treuesten Freund verloren.

Als er nun allein über die Amstelbrücke zurückging, begegnete ihm ein Leichenbegängniß; unter den Leidtragenden erkannte er seinen ehemaligen Meister und seine Nebengesellen; einer derselben winkte ihm mitzugehen, er schloß sich dem Zuge an und erfuhr: daß man hier den Peter Blyning zu Grabe trage. Am letzten tollen Kirmessamstage war er mit den Kameraden beim Tanze gewesen; die Kameraden machten sich den Spaß, daß sie alle ihre Mädchen an ihn schickten, und ihn zum Tanze auffordern ließen; er konnte sich kaum halten vor Wuth und Aerger, stürzte Wein und Genever durcheinander ein Glas nach dem andern hinunter. Er weinte bitterlich, nahm seine Krücken und ging. Auf einmal hörte man einen fürchterlichen Schrei, Alles eilte hinaus: Peter war die Treppe hinabgestürzt, hatte sich die Hirnschale

zerschmettert und lag in den letzten Zuckungen da. Spinoza folgte mit tiefbewegter Seele dem Zuge. Unterwegs begegnete ihm Chisdai. Als er ihm nahe kam, bemerkte er, wie Chisdai dreimal ausspuckte und dabei die ebräischen Worte sprach: „Du sollst einen Ekel und Abscheu vor ihm haben, denn er ist verbannt" (5. B. M. 7, 26.). Spinoza kehrte sich nicht daran und geleitete in sich versunken die Leiche des Unglücklichen zur Ruhestätte.

Bald aber erregte eine andere Todeskunde das Herz Spinoza's zu tiefem Schmerze, es war die Nachricht, daß sein Lehrer van den Ende in Paris durch den Strang hingerichtet worden sei. Der allzeit wohlgemuthe Arzt, der das Lachen als das höchste Gut pries, hatte eine That der Hingebung an das Vaterland bewiesen, die man nicht von ihm vermuthet hätte. Um die Kriegsunternehmungen Ludwig XIV gegen die vereinigten Staaten durch eine Volkserhebung zu kreuzen, hatte er mit dem Herzog von Rohan und Anderen einen Aufstand in der Normandie angezettelt; er büßte dafür mit dem Tode am Galgen. Die ganze Stadt und mit ihr auch Spinoza widmete dem Dahingeschiedenen ein inniges und zum Theil reuevolles Gedenken.

Spinoza fühlte die Verpflichtung, jetzt Olympia eine Tröstung zu bieten. Er prüfte sich strenge und konnte sich sagen, daß nur die lautere Theilnahme an dem Schmerze der einst Geliebten ihn bewog; und am Abende machte er sich auf den so oft betretenen Weg nach dem Hause van den Ende's. Das Haus war still und ausgestorben; er erfuhr von einem Nachbar, daß Olympia mit ihrem Gatten nach Hamburg abgereist sei. Als er auf dem Heimwege an der St. Olaikirche vorüberging, dort wo er einst in der Nacht auf den Stufen gesessen und nach dem Fenster

Olympia's geschaut hatte, stürzte Jemand auf ihn los, packte ihn beim Arme und mit dem Rufe: „der Esel hat Hörner!“ stieß er ihm den Dolch nach der Brust, und entfloh in schnellen Schritten. Spinoza war dem Stiche glücklich ausgewichen, nur sein Mantel war durchstochen worden; er glaubte den Thäter erkannt zu haben, es war Chisdai.

Als der erste unwillkürliche Schreck und seine nächsten Folgen im Gemüthe vorüber waren, erwog Spinoza nur noch den Gedanken, wie der Fanatismus nichts ist als eine Umkehr zu dem rohen Naturrechte, die sich scheinbar auf ein Gedankenrecht, auf die Heiligkeit eines Gesetzes stützt. Der in sich verhetzte unklare Eifer, der das innere Gesetz zu einem äußern Fahnenspruch gemacht, hat allezeit verdammt, gekreuzigt, Scheiterhaufen entzündet und das Herz des Feindes durchbohrt. Es gilt, der Menschheit ihre inwohnenden Gesetze zu offenbaren und sie zur Liebe, zur Freude und lebendigen Glückseligkeit zu führen . . . .

Den durchlöcherten Mantel bewahrte er zum Andenken auf.

Dürfen wir dieß als Sinnbild nehmen, daß Haß und Unverstand nur das Kleid des Weisen durchbohrten, sein inneres Wesen aber nicht trafen? —

Emporgetragen ins Unendliche hat dich dein freies Denken, über der Einzelerscheinung schwebst du in der Erkenntniß des allgemeinen Gesetzes — da plötzlich wirst du niedergeworfen in eine abgelegene Kammer, todt ist die Welt, verschüttet dein Geist, erloschen die Lichtströmung des Gesetzes durch das All.

Kein Dolchstoß aus Menschenhand hatte das Herz Spinoza's getroffen, und doch fühlte er unsägliche Schmerzen in der Brust, und Blut quoll ihm aus dem Munde.

Waren es dennoch die Folgen so vielfacher innerer Bewe-

gungen, die ihn rasch nach einander heimgesucht und ein schon in erster Jünglingszeit, damals beim Predigtversuche in der Synagoge, kundgewordenes Leiden zum Ausbruch brachten?

Spinoza lag schwer krank danieder.

Jetzt bewährte sich Ludwig Meyer als der treue hülfreiche Freund und wie anbetend stand er oft am Krankenlager des Philosophen, der in schmerzfreien Augenblicken sein eigenes Siechthum wie eine fremde Thatsache ansah. Nur einmal sprach er über erfahrene Unbill indem er eine frühere Betrachtung erweiternd sagte:

„Die schwerste Last, die uns die Menschen auferlegen können, ist nicht, daß sie uns mit Undank, Haß und Verachtung drücken, nein, daß sie Haß und Verachtung uns in die Seele pflanzen. Das läßt nicht frei aufathmen, nicht klar aufschauen; aber es ist Eitelkeit und Selbstzerstörung, einen Menschen zu hassen; wir müssen nur die böse That unwirksam zu machen suchen, und damit wieder hindurchdringen zur Liebe Gottes, in der die Welt so friedsam und wonnig ist und uns allezeit mit Lust erfüllt."

Meyer konnte nicht umhin, dem Wahrheitsforscher auf sein dringendes Begehren offen zu bekennen, wie es mit ihm stehe. Nur eine kurze Weile, als fühle er jetzt schon den Todesschlaf, schloß Spinoza die Augen, wie ihm Meyer erklärte, daß unverkennbare Schwindsucht hier ausgesprochen sei, und nur sorgfältigste und bemessenste Ueberwachung des Lebens die Jahre verlängern könne.

Eine Weile herrschte Stille, und Meyer schaute auf das unbewegte Antlitz des Freundes, der die Augen geschlossen hielt. Jetzt richtete sich der Kranke auf, sein Auge leuchtete; kein Schmerzenslaut, keine Klage kam über seine Lippen; mit der Ruhe eines vollendeten Weisen bestimmte er genau die Lebens-

regeln, die er fortan einhalten wollte. Und er richtete sich frei auf als er erklärte, nun in Besonnenheit und Selbstbestimmung allein sich selber die Lebenstage zu schaffen, in Selbstbeherrschung das Dasein zu bewahren und in Seelenruhe zu erfüllen.

Er hielt getreulich Wort.

Satt an Tagen dem Tode entgegen zu sehen, auszuscheiden aus der Welt des Schauens und Empfindens — es ist schwer, und doch mag man sich getrösten, den allgemein bemessenen Raum durchschritten zu haben. Aber in der Blüthe der Jahre, vor der Mittagshöhe des Lebens den Todeskeim in sich fühlen, ihm tagtäglich wehren, jede Lebensäußerung bewachen, der ruhigen Gewohnheit entbehren, daß sich das Leben von selbst fortsetzt, vielmehr mit sorglichem Bedacht die Daseinspflicht allzeit vor Augen halten und dabei sich heiter und harmlos des sonnigen Tages freuen, rüstig arbeiten, durch keinen Zuruf von außen erweckt, nur im eigenen Denken das Heiligthum des Lebens und seiner Freuden finden — das vermag nur ein Mensch, dem Freiheit und Nothwendigkeit, Zeitlichkeit und Ewigkeit eins geworden, der in der Weisheit die höchste Spitze des Daseins erstiegen. Denn Weisheit ist die bewußte Einheit mit der Naturbestimmung, die Erfüllung der Pflicht, die zur Erkenntniß und im Gehorsam gegen diese zur Neigung geworden.

Ein solcher Weiser war Spinoza.

In stetiger Gleichmäßigkeit, wie die Sage von den Göttern berichtet, und wie die Natur um uns her unwandelbar sich hält, so lebte Benedictus Spinoza. Was die Erkenntniß errungen, ward ihm zur seligen Gewohnheit, und wie er einst das Leben sich zum Denken geschaffen, so gab er durch sein Denken sich jetzt das Leben.

Epilog.

Es war in einer Nacht, da ſah er eine große Erſcheinung; ein Mann trat vor ihn hin, der war wunderbar und fremd anzuſchauen. Sein Haupt war bedeckt mit einem breiten Hute, deſſen Farbe war gelb wie die Farbe der Gerſte unter der Sichel, und die Haare ſeines Hauptes waren weiß und bedeckten ſeine Schultern; auf ſeiner Stirne war ein Zeichen von Blut, ſeine Augen lagen verborgen in ihren Höhlen, umwachſen von ſtruppigen Haaren, zwei Furchen zogen ſich von dort bis an die Enden des Mundes, und in ihnen ſtrömten vordem ſeine Thränen, nun aber waren ſie leer, denn ihr Quell war verſieget; ſeine bleichen Lippen waren umwachſen von Haaren, die reichten bis an den Gürtel; ein härenes Hemde ſchlotterte um den magern Leib, und ſeine Füße waren nackt und zerfetzt; an der rechten Seite hing eine Taſche, dort war auch ſein Kleid bedeckt mit einem Fleck von der Farbe ſeines Hutes; auf dem Herzen trug er in einer eiſernen Kapſel eine kleine Rolle, befeſtigt an einer Schnur, die um ſeinen Hals hing und einen tiefen Einſchnitt in ſein Fleiſch machte; in der Rechten hielt er einen Stock, der weit bis über ſeinen Kopf hinausreichte.

Und der Mann beugte ſich nieder über ihn, küßte ihn auf die Stirne und ſprach: „Kennſt du mich wohl, du mein Sohn, an dem ich Wohlgefallen finde? Schon mehr denn ſechzehnhundert Mal ſah ich die Sonne ihren Kreislauf vollenden, ſeit dem Tage, da das Wehe über mein Haupt gekommen iſt. Ich ſtand unter meiner Thüre, und hatte mein Kind auf dem Arme, da brachten ſie den Jeſus, Sohn des Joſeph und der Maria von Nazareth, der ſich unſern Meſſias nannte; ich haßte ihn, denn wir liebten den Boden und er wies uns an ſeinen Himmel, wir wollten ein Schwert und er lehrte uns das fremde Joch lieben, er war unſer Meſſias nicht. Als er nun an der Schwelle meines Hauſes ausruhen wollte, da trat ich ihn mit meinem Fuße und ſtieß ihn weg, er aber ſprach: komm mit mir, dein Fuß der mich getreten, ſoll keine Ruhe finden, bis zu dem Tage, da ich wiederkehren und mein Reich auf Erden gründen werde. Das Kind entfiel meinen Händen, ich folgte ihm, ich ſah ihn den Kreuzestod ſterben; ich ſah mein Haus, ſah meine Kinder nicht mehr, ſie wurden zerſtreut wie die Spreu von dem Winde oder wurden von dem Schwerte gefreſſen. Unſtet und flüchtig wie Kain wanderte ich durch Wald und Feld, über Ströme und Berge; die Blume verſchloß ihren Kelch vor meinem Auge, das Gras ſeufzte und wehklagte, wenn mein Fuß ſich ihm nahte; die Vögel verſtummten in den Lüften, und der ausgehungerte Löwe, der brüllend herbeikam, wich ſcheu zurück, wenn er mich erblickte. Doch die wilden Thiere ſie waren noch barmherzig und liebevoll, ſo ich die anſah, die meines Geſchlechtes ſind. Ich wanderte durch Städte und Länder: ſie tränkten mich mit Wermuth und ſättigten mich mit Galle, ſie goſſen Gift in meine Wunden und betteten mich auf Dornen, und wenn ich mein Haupt ruhig

niederlegen wollte, machten ſie den Boden unter mir erzittern, und wenn ich meine Klagen erheben wollte, verſtopften ſie mir den Mund mit feurigen Kohlen. An jedem Orte, dahin ich meine Schritte förderte, faßten ſie mich bei den Haaren, ſammelten Holz auf einen Haufen und ſchleuderten mich in die Flamme; aber Jehovah, der Gott Iſraels, deſſen ewiges Geſetz ich auf dem Herzen trage, ſendete ſeinen Engel, und ob auch die Flammen ihre gierigen Zungen nach mir ausſtreckten, Er errettete mich, und ob ſie auch in Strömen mein Blut vergoſſen, Er erhob mich und belebte mich neu, und ob ſie auch in dunkle Nacht mich hüllten, ſein Licht leuchtete und Helle ward um mich her, und ob ſie auch in Grabesduft und Moder mich verſenkten, ſein Odem wehete und neues Leben haucht er mir ein. Oft frug ich ihn: wann wird es enden, o Herr! wann wirſt du dich mein erbarmen, wann mich wieder freundlich aufnehmen vor deinem Angeſichte? Wann wirſt du Balſam gießen in meine Wunden, wann lindern meine Qualen, wann mich Ruhe finden laſſen? Wann wirſt du Haß in Liebe wandeln, daß ich aufhöre zu ſein ein Gräuel und das Ziel des Spottes allen Nationen? Was ſoll mir ein ewiges Sterben ohne Tod, ein ewiger Tod ohne Leben? Siehe, Geſchlecht auf Geſchlecht ſah ich aufgehen und verwelken wie das Gras des Feldes, Königreiche ſah ich erſtehen und in Staub zerfliegen vor dem Hauche deines Mundes. Alles verweſt und gebiert ſich neu, nur ich allein hänge wie der Tropfen am Eimer, der im Winde zittert und doch nicht fallen mag. Wo des Eiſes Bande die Erde ewig gefeſſelt halten, dort ſtand ich, und Arabiens heißer Sand brannte mir an der Sohle; und nirgends, nirgends ein Land, wo ich ſäen und ernten oder ein Grab finden kann. Jeruſalem, die herrliche, liegt in Trümmern,

wann wirſt du ſie auferbauen? wann uns zurückführen? Siehe, ich ſpreche zum Morgen: o daß es Abend, und zum Abend, o daß es Morgen würde. Siehe, der Kummer iſt mein Genoſſe, Schmach und Elend ſind meine Geſpielen, ich habe ſie lieb gewonnen; gieb mir Thränen, Thränen gieb mir, daß ich weinen kann ob meines Drangſals; willſt du es nicht, zieh' deine Hand ab von mir, laß meine Feinde treffen das Herz meiner Seele, laß mich ſterben, ſterben laß mich. Siehe, ich habe mich in Haß gehüllet, laß mich Rache erleben an meinen Feinden, zehnfach wälze auf ihr Haupt, was ſie über mich geſendet; ſprich zu dem Donner, daß er ſie erzittern mache, befiehl dem Blitze, daß er ihr Mark freſſe, oder gieb mir ein Schwert, ein Schwert gieb mir, daß ich mich bade in ihrem Blute — —

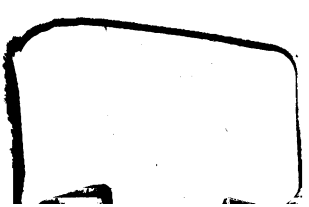
Oder ſoll ſie kommen die Zeit, da Lieb' und Treue ſich begegnen, Gerechtigkeit und Friede ſich küſſen, Wahrheit aus der Erde ſproßt, Gerechtigkeit vom Himmel ſchaut?

Siehe mein Sohn, das war meine Klage, das war mein Verzweifeln, das war meine Hoffnung. Du biſt gekommen zu werden ein Erlöſer der Menſchheit, auch mich wirſt du erlöſen. Die deines Stammes ſind, ſie haben dich verſtoßen, ſie haben dir nach dem Leben getrachtet; die nicht deines Stammes ſind, ſie haben dich betrogen, ſie haben dir deine ſüßeſten Gefühle vergällt, du kenneſt keinen Groll, du lohneſt ihnen mit der Wahrheit."

Die Erſcheinung beugte ſich nochmals über den Schlafenden und küßte ihn; es war ein Kuß des ſterbenden Ahasverus, der das Schickſals Iſraels auf ſich trug, welches Jeſus Chriſtus an das Kreuz geſchlagen.

* * *

Meiſter Klaas und Frau Gertrui weinten ſehr, als Spinoza von ihnen Abſchied nahm, der kleine Albert freute ſich, daß der verdammte Jude fort ging.

Er aber zog hin nach Rhynsburg und von da nach Voorburg und dem Haag und ſchrieb den **theologiſch-politiſchen Traktat** und die **Ethik.**

Stereotypen und Druck von C. Adelmann in Frankfurt a. M.